Raffinerien

für

raffinirende Theologen.

Le monde ſe raffine tous les jours.

Zweiter Band.

Berlin, Frankfurt und Leipzig.

1786.

Verzeichniß des Inhalts.

I. Beschluß des Gegenstücks zu den berliner Briefen Seite 3 — 54

II. Ob Luther ohne Hülfe des weltlichen Arms reformirt hat? = 55 — 96

III. Ob Luther sein Werk, mit der Bibel in der Hand, mit tiefer philosophischer Einsicht und Menschenkenntniß angefangen hat? 97 — 159

IV. Ausgesuchte Fragmente aus den Briefen des Erasmus, zur nähern Kenntniß seines Kopfes und Herzens, mit Anmerkungen 160 — 230

V. Von der Wiederauflebung der alten Orthodoxie — in Oesterreich = 231 — 259

VI. Ueber die Religionen in der Welt, von einem neuern Latitudinarier = 260 — 270

VII. Vergleichung des Atheism, und des Fanatism 271 — 275

VIII. Ueber die Kollision der symbolischen Bücher und der Kompendien = 276 — 289

IX. De pace Ecclesiae restituenda Consilium 290 — 299

X. Von der Eintheilung der Religionsmeynungen in drey Klassen = 300 — 309

XI. Ueber die Feyer der Buß- und Bettage 310 — 326

XII. Ueber die Beichtfristen = 327 — 331

XIII.

XIII. Ueber die Einführung der neuen Liturgien S. 332 — 339
XIV. Ob das Vater unser, als eine Richtschnur für alle Zeiten und für alle Menschen gegeben ward? 340 — 349
XV. Von der Vorenthaltung unserer bessern Einsichten vor dem Volk " 350 — 358
XVI. Einige Züge von Locke, dem christlichen Weltweisen " 359 — 370
XVII. Ein nichtchristlicher Weiser 371 — 376
XVIII. Ueber die Kleidung und Perrücken der Geistlichen " 377 — 403

Vorrede.

Ich habe schon in der Vorrede zum ersten Band der Raffinerien gesagt, für welche Klasse von theologischen Lesern ich schreibe, und worinn sich meine Raisonnements von andern unterscheiden. Die Pflicht der Bescheidenheit und die gehabte Erfahrung, daß manche den Titel in seinem vollen und höchsten Verstand nahmen, wodurch es denn auch natürlicher Weise geschehen mußte, daß das Buch ihrer ganzen Erwartung nicht entsprach, nöthigen mich, dem Publikum meine geäußerte Erklärung ins Gedächtniß zu rufen.

Der Plan, den ich auch in diesem zweyten Band verfolge, wird so leicht nicht zu verkennen seyn. Die theologische Aufklärung nach meinen wenigen Kräften verbreiten zu helfen, mein obgleich nur schwaches Kontingent zur Bestreitung mancher Irrthümer und Mißbräuche zu stellen, und mitunter eine kleine Unterhaltung zu geben; dieses ist mein Zweck. Man kann mich tadeln, wenn ich nicht immer in der besten

Ordnung und auf die rechte Weise zu Werk gehe; aber die Reinigkeit meiner Absichten bleibt demohngeachtet in ihrem guten Werth.

Daß ich indessen Vorstellungen annehme, daß ich die guten Erinnerungen einsichtsvoller und bescheidner Rezensenten nütze, davon habe ich in diesem zweyten Band, wie mich dünkt, hinlängliche Beweise gegeben. Ihr Tadel hat mich klüger und ihr Lob nicht stolz gemacht. Eben so darf man glauben, daß ich auch auf ihre neuen Belehrungen achten werde.

Fast muß ich vermuthen, daß die wenigen ironischen Aufsätze, die in diesem Band anzutreffen sind, nicht nach dem Geschmack aller und jeder Leser seyn werden; aber wenn meine Meynung richtig ist; daß der Angrif gegen gewiße Mißbräuche, die an sich selbst ins Lächerliche fallen, besser der Satyre als der Ernsthaftigkeit zusteht, so bin ich entschuldigt. Und ich stelle mir auch niemand so einfältig vor, daß er meine Bestreitung einiger Ungereimtheiten mit der Bestreitung evangelischer Wahrheiten verwechsle. Ehe ich gegen evangelische Wahrheiten meine Feder spitzen wolte, ehe wolte ich sterben.

Manchen vielleicht zu furchtsamen Lesern könnte es auch dünken, daß ich oft zu frey geschrieben hätte; und nach dem Urtheil anderer könnte ich vielleicht manche

falsche

falsche Schlüße gemacht haben. Aber ich bin nun einmal so beschaffen, daß ich vom Herzen rede. Ich will ein Jünger seyn dessen der spricht: Seyd klug wie die Schlangen; aber auch ein Jünger dessen der spricht: Fürchtet euch nicht vor denen die dem Leib schaden mögen. Und wenn ich nicht immer richtig gefolgert habe; so erinnere man sich daran, daß ich ein Mensch bin. Man tadle in diesem Falle meinen Kopf, aber nicht mein Herz: noch weniger aber verläumde man mich.

Das Verläumden ist nur die Sache eines gewissen Rezensenten in der nicht allzubekannten Frankfurter gelehrten Zeitung. Wer das näher bewiesen haben will, der sehe daß er Nr. 85. des 1785sten Jahrganges dieser Zeitung bekomme, und lese sich daran satt bis es ihm ekelt. Jeder Unbefangene wird wenigstens gestehen müssen: daß die darin vorkommende Rezension des ersten Bandes der Raffinerien, in Sünden empfangen, und mit Schmerzen gebohren sey. Der Rezensent übergeht mit Stillschweigen alle Aufsätze im ganzen Buche, und hängt sich blos an die Briefe über verschiedne kirchliche Gegenstände im Fürstenthume Bayreuth, und will darin, was noch kein Rezensent ausser ihm ausgespürt, kein vernünftiger Leser im Fürstenthume selbst gefunden hat, eine personelle Satyre angetroffen haben. O tribus Anticyris! — Hätte er doch nur eine scheinbare Stelle zum Deckmantel seiner verläumderischen Denunciation

angegeben, nur einen Beleg, nur einen Beweiß, wäre er auch immer mit Haaren herbeygezogen, vorgebracht so wären in seiner Rezension doch wenigstens keine bloße Ziehensche Vakanzen geblieben. Aber Beweis zu führen, das war ihm freylich, ob er gleich der größte Schwarzkünstler von der Welt ist, unmöglich; dafür kann er nur Hyperbeln machen, die über alle Hyperbeln sind; z. B. daß in dem ganzen Buche nirgends etwas Wahres wäre gesagt worden, als blos in den Kritiken über die Synodalversammlungen; — versteht er die große Kunst im Karrenschieberton über alle maßen zu schimpfen und zu schmähen; — schreit er die heilige Justitz an, daß sie den Verfasser als einen unverschämten bösen Buben beym Priesterrock ergreifen, Marmor sägen, und krumm nnd lahm prügeln laße; ja scheint er nicht ungeneigt zu seyn, selbst die Stelle eines Kirchenprofoses, als eine würdige Belohnung seines Projektes anzunehmen, die von ihm empfohlne Aufklärung a posteriori, mit eignen Händen zu geben, und wenn es nöthig befunden würde, den Verfasser sogar an seinem Ueberschlag aufzuhängen.

Was sagt das vernünftige Publikum zu diesen christlichen Aufwallungen? Dergleichen Aufwalluugen, sagen gewiße verständige Männer, führen leicht zur Raserey, und es ist in der That dem Rezensenten zu rathen, gegen die schon ziemlich deutlichen terrentia morbi nicht gleichgültig zu seyn, und durch öfteres Ader[illegible]en in Zeiten

das Prävenire zu spielen. Der Frankfurter Zeitung aber mögte zu rathen seyn, daß sie dergleichen Rezensenten, die sie nur prostituiren, mit einem Don gratuit von etlichen Groschen, in Gnaden zur Ruhe setze. Oder soll der Rezensent noch einmal seine christliche und artige Stimme erheben? Er mag es. Er mag mir auch wünschen was er will — nur nicht sein schwarzes Geblüt.

Wäre es indessen wahr, was das Gerücht sagt: daß er ein Superintendent sey, der durch die geschehene Karakterisirung mancher schlechter Superintendenten in Wuth gerathen wäre, woran ich jedoch zweifle, weil er nicht einmal das Wort Superintentend richtig schreiben kann, und überhaupt eher einen Stundenten- als einen Superintentendenkopf verräth — nun so hätte man den besten Aufschluß — aber freylich auch einen Aufschluß, der die Besorgniß, daß er einem wohlthätigen Bedlam nahe sey, nur um so mehr rechtfertigen könnte.

Meine Leser verzeihen mir diese durch die Verläumdung abgedrungene, wiewohl nur geringe Ahndung. Sie ist noch Honig gegen die Galle des Rezensenten. — Aber ich frage sie: Muß das Publikum nicht gegen alle Kritiken mißtrauisch werden? Nein! Nur gegen die, in welchen die Leidenschaft und Ungezogenheit den Ton angiebt.

End-

Endlich habe ich nur noch zu sagen; daß diese Schrift in einer weiten Entfernung von mir gedruckt wird; ich hoffe daher, daß billige Leser die Fehler in den Namen und in der Rechtschreibung, die sich etwa darin finden könnten, mir nicht zurechnen werden.

Raffine-

Raffinerien

für

raffinirende Theologen.

I.

Beschluß des Gegenstücks zu den Briefen von Berlin.

Wenn der Verfasser der Briefe von Berlin wähnt, daß der Plan der gegenwärtigen Reformation: Tel est notre plaisir sey, so ist dieses eben soviel als wenn er sagte: Man hat gar keinen Plan. Er macht dadurch den Reformator zu nichts besserem als zu einen asiatischen Despoten, dem es einmal durch den Sinn gefahren ist, in der Religion seiner Unterthanen eine neue Mode einzuführen, und welcher, ohne selbst richtig angeben zu können, was Mode seyn soll, seinen Satrapen befiehlt, die unreifen Geburten seines Gehirns mit Gewalt an den Mann zu bringen. Solte sich dieses freilich so verhalten, so würde kein Mensch zu verdenken seyn, wenn er sich über den Reformator ärgerte, oder über ihn seufzte. Aber so wie nur diejenigen vermögend sind, die grossen Umänderungen Josephs wie vom Himmel herabgefallen anzusehen, oder einem Windstoß zuzuschreiben, welche seine stillen Schritte, die er schon vor seinem Regierungsantritt zur Reform gethan, nicht

beobachten konten, und auch izt, wo er auf sein Ziel mit dem Finger weiset, nicht auf das Ziel, sondern auf den Finger die Augen drehen; also wissen auch diejenigen, welche in das Vergangene sowohl als in das Zukünftige, sowohl rechts als links blicken können und wollen, daß Joseph — einen Plan schon lange zuvor hatte, ehe er ihn noch zeigen durfte, — und daß derselbe, da er nun sichtbar wird, die kluge Bedachtsamkeit und den erhabenen Scharfsinn seines Urhebers auf gleiche Weise verherrlicht.

Der Plan des Reformators ist ohnfehlbar dieser: Der Religion ihr altes ehrwürdiges Ansehn wieder zu verschaffen — den Aberglauben und den Ceremoniendienst — wenn gleich nicht völlig wegzuräumen, — denn dieses läßt sich nicht mit einmal thun — dennoch zu verringern, — die Gewalt des Staats mit der Gewalt der Kirche in bessere Harmonie zu bringen — den Schlüssel Petri, der ein Hausschlüssel war, welcher Himmel, Hölle, Geldkästen und Herzen aufschloß, dem römischen Bischoff mit Höflichkeit abzuborgen, und den österreichischen Bischöffen einzuhändigen — das weltliche Gold und Silber, welches begangene Sünden oder Furcht vor zu begehenden Lastern, in die verschlossenen Schatzkammern der Kirche gebracht hatte, davon herauszuhohlen, und es in einen Schmelzofen zu werfen, der es zum Seegen für tausende umbildet — und wodurch der Staat Gele-

genheit

Genheit bekomt, mehrere Menschen zu beglücken, würdige Prediger besser zu besolden, mehr Schulen anzulegen, Arme zu verpflegen, Waisen zu erziehen, Gottes Wort und Kirchenhandlungen unentgeldlich verrichten zu lassen.

Und nun der Weg zu diesen schönen und festen Ziel! — war eben mit so vieler Klugheit erwählt, als das Ziel selbst. Ehe man mit wirklicher Abstellung der Mißbräuche den Anfang machte, gab man durch Erweiterung der Censur und Preßfreyheit, allen Schriftstellern, welche Belieben hatten, das Nebenwerk der Religion anzugreifen, einen weiten Spielraum. — Als diese sich so ziemlich herumgetummelt, und der Nation über alle die Punkte, welche die Regierung berührt zu sehen wünschte, einigermaßen das Verständniß eröfnet hatten, — so ließ man bald darauf selbst in der Residenz — welche hier als eine Stadt auf einem hohen Berg, die nicht verborgen seyn kan, anzusehen war — mehrere aufgeklärte Männer mit der Geisel der Kritik über die Fauste und Pahlme, welche ihren Zuhörern den Kopf verfinsterten und das Herz verhärteten, herfallen. Auch dieses war nicht ohne Nutzen. Ein großer Theil des gemeinen Volks lernte in kurzer Zeit den Unterschied kennen, welcher sich unter den Männern Gottes und den Männern des Pabstes befand, fing an vor jenen das Ohr zu öfnen, und vor diesen es zu verschließen, ja auch

in den Provinzen, in welche das Gerücht, von dem was in Wien gepredigt wurde, eben so bald als das Reformationsgeschreibe eingedrungen war, wurde gewünscht, daß man an dem schon bestehenden Glück der Hauptstadt, und an dem noch zu hoffenden, — Antheil nehmen könte. Freylich blieben immer deren noch genug übrig, welche Feuer riefen; aber da man es doch einmal so weit gebracht hatte, daß viele anstatt des Feuers ein Licht sahen, so ließ sich erwarten, daß die Vorkehrungen, die man zu weiterer Aufhellung treffen wolte, nicht zur Unzeit kämen. Und nun folgten denn auch wirklich nach und nach jene bekanten Verordnungen, welche dahin abzielten, den Aberglauben zu unterhöhlen, die Gewalt der Hierarchie einzuschränken, die Priester und Laien von einer auswärtigen theuern Herrschaft weniger abhängig zu machen — den Kirchen den lächerlichen Putz auszuziehen — und die Schulen zu Erziehungshäusern für den Christen und den Bürger umzuschaffen.

Jedoch diese Verordnungen, ob sie gleich ein Mandatum Sacrae Caesareae majestatis waren — konten nur von geringer Wirkung seyn, so lange die ungeheure Menge von Mönchen, welche öffentlich und insgeheim dem neuen System entgegen arbeiteten, und welche nicht blos über den Verstand, sondern auch über die Geldkästen des Volks eine unumschränkte Herrschaft hatten, an allen Orten und Enden ihre

Schlupf-

Schlupfwinkel haben durfte; man mußte um die Reformation zu befördern, nothwendig die Klöster vermindern, ihre Gewalt einschränken, und sie auf ihre erste Stiftung zurückführen. Es geschah. Man öfnete eine große Anzahl von diesen heilig geachteten Pforten, — doch öfnete man sie nicht alle, und nicht auf einen Tag; denn wenn man die gesammte Mönchsarmee — und noch dazu in einem Huy reducirt hätte, wie viel üble Folgen hätte dieses haben können? Mit welchem guten Recht hätte dann auch der Verfasser der berliner Briefe schreiben dürfen: wie rasch! wie unüberlegt?

Aber nicht genug daß man die Klöster entvölkert hatte, man mußte auch sorgen, daß sie nie wieder bevölkert wurden. Und wie erreichte man dieses Ziel? Man verkaufte die Klostergebäude, man veräuserte ihre liegenden Güther, man wählte die tauglichsten unter den Klostergeistlichen zur Seelsorge aus, man setzte denenjenigen unter ihnen, welche den Wahlspruch führten: Vanitas vanitatum! und welche sich an nichts in der Welt erinnerten, als blos ans Sterben, eine von den Zinsen der Klosterkapitalien hergenommene Pension aus — und so vereitelte man auf immer die Hofnung einer künftigen Wiederauflebung.

Wenn wir unpartheyisch seyn wollen, so müssen wir auch die weise und edle Anwendung der eingezogenen Klostergüter loben. Man hätte à la mode der

protestantischen Fürsten mit ihnen verfahren können — man hätte ohne Sünde das Geld der Mönche gebrauchen dürfen, um Staatsschulden damit abzuzahlen — Armeen anzuwerben oder zu unterhalten — dem Handel aufzuhelfen — und nützliche Projekte auszuführen — ja es wäre auch nicht zu beweinen gewesen, wenn man es zu künftigen Bedürfen als einen Nothpfennig in der kaiserlichen Schatzkammer niedergelegt hätte. Aber der Monarch wußte, wie das geistliche Geld noch besser anzulegen wärt. Er stiftete von demselben den bekannten Religionsfond, er gebrauchte es als ein Mittel, mehrere Seelsorger anzustellen, rechtschafne Priester reichlicher zu besolden, die Witwen und Waisen in ihren Trübsalen zu erfreuen, die Verwundeten zu heilen, und den gesamten Gliedern der christkatholischen Gemeinde das Kirchgehen leichter und annehmlicher zu machen. Schämen solte sich der berliner Briefsteller, daß er die Einziehung der Klostergüther eine Beraubung nennet. Man könte sie nur dann mit diesem saubern Namen belegen, wenn Joseph sie sich selbst zu seinen bon plaisir zueignete, oder wie in Bayern unlängst geschah — eine Maltheserkommende errichtete. — Noch mehr solte aber der Schutzredner des berliner Briefstellers, nemlich der Herausgeber der historisch kritischen Nachrichten von den durch die Briefe aus Wien und Berlin über die österreichische Reformation veranlaßten Streitschriften

schriften — erröthen, wenn er anders mehr erröthen kan, daß er in einer Note pag. 120. den spashaften Einfall eines Mönchs erzählt, welcher soll gesagt haben: „Es wäre zu wünschen, daß Se. Majestät der Kaiser dem Erlöser nicht nur im Austreiben, sondern auch darin mögte nachahmen, daß er es wie dieser bey dem Umstoßen der Geldtische bewenden ließe. Der Herr Christus habe zwar das Geld verschüttet, aber keines in die Tasche gestochen: die Wechsler durften es wieder auffammeln. Aber unser Geld "— und so plump hinzusezt: Man lachte über den Einfall des treuherzigen Lorenzo, aber man fand ihn wahr.*)

Wäre der Kaiser begierig gewesen seine Tasche zu füllen, so würde er vor allen Dingen die Kapitalien haben aufkündigen lassen, welche die Edelleute, Bürger und Bauern den Klöstern schuldig waren. Man weis, daß jede Kapelle oder Kirche einen gewissen Fond hatte, der durch Vermächtnisse in allen Jahrhunderten, seit ihrer Stiftung so ansehnlich vermehrt wurde, daß große Kapitalien ausgeliehen wer-

*) Wer nur die kritischen Nachrichten gelesen hat, der wird auch wahr gefunden haben, daß dieser Herausgeber sich ein Relief damit zu geben glaubt, wenn er wie die Gassenjungen nicht blos schimpft, sondern auch mit Koth wirft. Die Verfasser der kritischen Nachrichten — welche ich schätze — sind zu bedauern, daß sie ihr Buch durch so grobe Hände austheilen lassen.

den konten, und man hat ausgerechnet, daß diese ausgeliehenen Gelder, wenn sie herbeygeschaft werden müßten, über eine Million mehr betrügen, als klingende Münze in der ganzen Monarchie ist. Joseph ließ aber auch nicht ein einziges Kapital aufkündigen; und befahl blos, daß die Schuldner die Zinsen an den Religionsfond bezahlen solten.

So klug und löblich die Verfügungen des Reformators gegen die Mönche waren, so weisheitsvoll waren seine Edikte, welche die Bischöffe betrafen. Wären die Bischöffe, in gewissen Betracht nicht zu Päbsten gemacht worden, so würde jede neue Einrichtung viele Schwierigkeiten vorgefunden haben. Man hätte alle Augenblicke zu Rom unterhandeln müssen, und wäre stets von der römischen Politik geäffet worden. Wären die Bischöffe von einer fremden Verbindlichkeit und Unterwürfigkeit, in so weit sie wenigstens auf Geldversendungen und Ceremonienwesen einen Bezug hatten, nicht befreyet worden, so konten die Rekurse nach Rom schlechterdings nicht abgestellt werden, und das sic volo, sic jubeo des christlichen Oberhaupts zu Rom, würde die desideria des christlichen Oberhaupts in Wien zu piis gemacht haben. Da man endlich kein wirksameres Mittel Aufklärung zu verbreiten — und dem Fanatismus Schranken zu setzen, wählen konte, als die Duldung der Protestanten, so bediente man sich auch dieses Mittels.

Man

Man ertheilte nicht nur den in ecclesia pressa lebenden protestantischen Einwohnern freye Religionsübung — man stellte es auch in die Willkühr der katholischen Einwohner, zu jenen überzutreten. Dadurch entstanden in kurzer Zeit viele und beträchtliche evangelische Gemeinden, — und jede ist ein Licht das da scheinet an einem finstern Ort. Ungehindert gehen seine Strahlen allenthalben hinaus, und dringen in manchen Winkel, der ausserdem vielleicht auch Jahrhunderte lang dunkel geblieben wäre. So verliert der Geist der Finsterniß allmählig seine Macht, der Zauber des Aberglaubens verschwindet, und der Plan des großen Josephs ist gegen alle Vernichtung gesichert. Ja derselbe führt sich nun von selbst weiter aus, und Joseph darf blos zusehen, wie der ausgeworfene gute Saame von einem Ende seines weiten Reichs bis zum andern — aufgeht, und die edelsten Früchte hervorbringt. Man kan hier anwenden, was der Stifter des Christenthums von seinem Reiche sagt: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein das ein Mensch nahm, und säete es auf einen Acker; wenn es aber erwächst, so ist es der größeste unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen.

Ich will nicht weiter davon sprechen, wie wohl überlegt und durchgedacht der Plan Josephs ist, und wie gut er gewußt hat, ihn auszuführen.

Es giebt Leute, wie Hr. Wieland sagt, welche den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen können — und diese sehend zu machen, gibt man sich nur vergebliche Mühe.

Fast solte ich auch meynen, daß der berliner Briefsteller nicht sehe, wie wenig er sich mit seiner Parallele zwischen Joseph und Luther, als Reformatoren helfe; durch welche er ins Licht setzen will, daß Luther ganz anders zu Werk ging, als Joseph — nemlich ohne alle Hülfe des weltlichen Arms, und mit keinen andern Mitteln als welche auf die vorhergehende Erleuchtung des Verstandes, und auf die völlige freye Wahl der Menschen gegründet waren. Wir werden weiter unten zeigen, daß die Reformation Luthers von Josephs seiner, was den modum procedendi betrift, so himmelweit eben nicht unterschieden war, wie der Briefsteller meynt; jetzt aber wollen wir blos beweisen, daß es weder Aergerniß noch Thorheit ist, wenn der Apis Oesterreichs, oder ohne Figur zu reden, der mit der Religion verflochtene Papalismus und Monachismus nicht durch die bloße Vernunft und Aufklärung, sondern durch die vom weltlichen Arm unterstützte Vernunft und Aufklärung zernichtet wird. Es sey mir indessen erlaubt, dem Beweise erst eine kurze Erklärung vorauszuschicken. Ich gebe nemlich von Herzen gerne zu, daß eine Reformation lediglich nur vermittelst der Belehrung und Aufklärung geschehen müsse, wenn sie ihr Absehen auf die Dogmatik

und

und die Moral — oder die Religion im engsten Verstande genommen hat. In diesem Fall muß man das Licht freylich nicht durch Faustschläge zu verschaffen — oder die Vernunft durch Edikte aufzuhellen suchen; sondern man muß blos durch die Gewalt der Ueberredung und vernünftiger Bewegungsgründe seinen Plan auszuführen streben. Wenn man sich unterfängt den Verstand mit Gewalt zu zwingen, so ist das eben so viel, als wenn man die Töne vor die Augen bringt um gesehen zu werden, oder die Farben vor die Ohren, daß sie gehöret werden. Die Ungereimtheit ist in beyden Fällen gerade einerley. Denn gleichwie nichts als Licht die Augen rührt, — nichts als der Ton die Ohren rührt, also rühret den Verstand und den Willen nichts als Vernunft und Ueberzeugung.*) Eines Menschen äusserliche Handlungen können freylich durch die Gewalt gezwungen und eingeschränkt werden; es ist auch in vielen Fällen gut, daß es also gehe; allein die Vorstellungen des Verstandes, und die innerliche Bewegung des Gemüths können nicht gezwungen werden. So wenig es möglich ist, daß Jemand wider seine Einsicht das Schwarze für Weiß erkennet, oder wider seinen Willen das Gute anstatt des Bösen liebt, eben so wenig ist es möglich, daß jemand wider seine Einsicht genöthigt wird, Gott zu erkennen, oder wider seinen Willen,

Gott

*) Clark Sermons T. II,

Gott zu fürchten. Die Gewalt vermag nichts weiter, als daß sie das Herz zwingt, sich durch Masken zu entehren, und der Machtspruch bekehret zu nichts als zur Heuchelei. Daher auch Gott selbst, dessen Gewalt doch ohne Schranken ist, niemanden in religiösen Dingen zwingt und beherrschet. Er unterrichtet, er ladet ein, er ermahnt, er lockt. Sein Geist will nicht anders streiten, als mit vernünftigen und sittlichen Bewegungsgründen, — und wenn sich dadurch die Menschen nicht wollen gewinnen lassen, so überläßt er sie ihnen selbst. Gleichwie aber die Gewaltthätigkeit mit der Natur der Religion überhaupt nicht bestehet, also ist sie auch noch ganz besonders dem Geist Christi oder der Art des Christenthums völlig zuwider. Die Art Christi, die Menschen zur Annehmung seines Evangeliums zu bringen, war diese: Will jemand mein Jünger seyn, so folge er mir nach. Wolt ihr auch weggehen, war seine Art der Bestrafung. Wären die Bekenner des Christenthums stets und zu allen Zeiten dieser Regel gefolgt, so würde die ganze Welt eher und reicher mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt worden seyn als das Wasser die See bedekt. Aber da man nur gar zu oft und fast alle Jahrhunderte durch mit diktatorischen Anmassungen und mit weltlichen Zwangsmitteln die Religion herrschend machen wolte, so wurde die wahre Religion von der Erde vertrieben, und es blieb an deren Stelle blos

eine

eine vermeintliche Orthodoxie, die höchstens ihr Schatten war, welcher auſſer der Dunkelheit auch Kälte machte.

Indem ich aber alle gewaltſame Anmaſſungen menſchlicher Autorität über Glaubensſätze, oder über die verſchiedenen Arten der Gotteserkenntniß, und über die Ausübung der daraus fließenden moraliſchen Pflichten ſchlechterdings für ungerecht und ungereimt erkläre; indem ich den Ausſpruch Kaiſers Maximilian II. an den König Heinrich II. von Frankreich vollkommen wahr befinde, welcher ſagte: Solche Fürſten, die über die Gewiſſen der Menſchen tyranniſiren, greifen das höchſte Weſen auf ſeiner ſtärkſten Seite an, und verlieren oft die Erde, indem ſie ſich zuſehr um den Himmel bekehren; — ſo verwerfe ich doch keineswegs ſolche obrigkeitliche Anſtalten, und ſolten ſie auch mit einigen Zwang verbunden ſeyn, welche, wie das bey der öſterreichiſchen Reformation der Fall iſt, gegen das Nebenwerk der Religion, gegen Kirchenpolitik und bloße Ceremonien, die ſelbſt der Bigotte, zum Weſen der Religion zu rechnen ſich nicht beyfallen läßt, gerichtet ſind, und welche den Endzweck haben, vor Augen liegende Steine des Anſtoßes, an welchen die bürgerliche Glükſeligkeit, der Geiſt der Religion, die allgemeine Menſchenliebe und der geſunde Menſchenverſtand zu Falle komt, aus dem Weg zu werfen. Eine Reformation von dieſer Art mag immer mit Hülfe

des

des weltlichen Arms, und ohne vorhergehende Aufklärung betrieben werden *); es schadet nichts; ja es ist sogar nöthig und durchaus erfoderlich, daß sie gewissermaßen aufgedrungen werde.

Die Ursache ist: weil sie ausserdem nimmermehr zu Stande kommen kan. Vergebens erwartet der Verfasser der berliner Briefe, daß von der Belehrung und Aufklärung dieses Heil bewirkt werden könte, und daß das im tiefen Aberglauben versunkene katholische Volk, wenn man ihm nur das Licht mit sanfter Hand aufstecke, die Götter werde fahren lassen, denen es bisher gedienet hatte. Erstlich mögte ich fragen: Wer denn das Licht aufstecken, oder wer denn die Leute belehren soll? Die ehrwürdige Klerisey? — Aber wenn diese nun selbst in Finsterniß ist? Wenn ich mir einen katholischen Theologen gedenke, so gedenke ich mir weiter nichts, als einen geschornen Kopf, in welchem ein beschränktes Magazin von römischer Kasuistik, von übel verstandner Patristik, von verlegner Polemik und von etlichen Brocken scholastischer Philosophie — angelegt ist, — aus welchem aber keine Seele als eine Mönchsseele ernährt werden kan. Wenn ich mir die katholischen Priester, wie sie gewöhnlich sind, vorstelle, so stelle ich mir blos Menschen in schwarzen Röcken vor, deren ganzes Talent darin besteht,

*) Wenn nur die Belehrung und Aufklärung nachfolgt.

steht, eine Messe zu lesen, eine Prozeßion anzuordnen, die Beichte zu hören, und eine viertelstündige Predigt, die halb lateinisch, halb deutsch halb biblisch, halb närrisch ist, herabzuschreien; bey denen die gesunde Vernunft nur dann sich äussert, wenn sie den Zehenden und ihre geistliche Intraden erheben sollen; — bei denen nur in dem Falle die Bibel etwas gilt, wenn sie beweisen wollen, daß man dem Ochsen der da drischet, nicht das Maul verbinden soll.

Wer von solchen Leuten, es sey früh oder spät eine Aufklärung hoffet, der irrt sich nicht nur gewaltig, sondern der begeht auch eine ganz unverzeihliche Thorheit, weil er glaubt, daß ein Blinder zur Leitung eines andern Blinden geschikt sey. Gewiß! diejenigen können unmöglich eine Reformation geben, welche sie selbst bedürfen.

Aber gesetzt, unter der katholischen Klerisey Oesterreichs befänden sich auch mehrere Subjekte, welche im Stande wären, die Begriffe des Volks aufzuhellen; denn es ist ja wohl keine Nation in einem solchen akkreditirten Ruf der Dummheit, daß nicht unter derselben ein und anderer scharfsinniger Kopf anzutreffen wäre; so sind ihrer doch gewiß nicht so viele als ihrer seyn müssen, wenn eine Revolution zum Vorschein kommen solte. Was ist damit geholfen, wenn man in etlichen Winkeln den Katechismus Canisii besser auslegt, als zu Cöln am

Rhein geschieht — wenn man in 20 Dörfern und 2 oder 3 Städten einen vernünftigern und biblischern Unterricht ertheilt, als die Exjesuiten und Kapuziner in 200,000 Dörfern und 500 Städten ertheilen. Das Sprichwort ist zwar trivial, aber es ist doch wahr: Eine oder etliche Schwalben machen noch keinen Sommer.

Wären aber auch Männer genug vorhanden, welche nicht blos die Geschiklichkeit hätten, gleich jenem Okulisten in Baldingers Magazin, den schwarzen Staar in den grauen zu verwandeln, sondern auch die Kunst besäßen, den Staar ohne Schmerzen, und in aller Eile zu stechen, so käme es doch immer erst darauf an, ob sie auch, da sie nicht als privilegirte und besoldete Augenärzte angestellt sind, die Mühe über sich nehmen mögten. Der Mensch ist gemeiniglich nur dann geneigt, etwas mühsames zu unternehmen, wenn ihn seine Pflicht oder Beruf dazu auffodert. Da es aber weder in der Vokation noch in der Kirchenordnung des katholischen Priesters geschrieben steht, daß er die Blinden sehend machen soll, und er vielmehr zum Gegentheil verbunden ist, so wird unendlich viel dazu gehören, wenn er sich aus dem Kommodsessel heraus in eine schweißtreibende Bewegung setzen soll, die ihm noch dazu mit Undank vergolten wird. Wer sich die Arbeit noch schwerer gedenkt — wer sich die aufklärenden Privatlehrer als

Leute

Leute gedenkt, welche einem wilden Strom entgegen schwimmen, oder einen Stall des Augias säubern, oder eine halbe Welt voll Unkraut ausgäten müssen, der wird noch mehr als ich daran zweifeln, ob die österreichischen Schaafe von dem guten Willen ihrer geistlichen Hirten sich viel zu versprechen haben.

Aber mit dem Willen würde doch nicht zugleich der **Muth** da seyn. Wer es so weit unternehmen will, dem Ungeheuer des Aberglaubens das Leben zu verkürzen, der muß auch mit einer ungewöhnlichen Stärke der Seele, mit heldenmüthiger Herzhaftigkeit — mit einer Art von Enthusiasmus, gleich dem eines Luthers ausgerüstet seyn, — wer es wagen will, dem Drachen die berstende Kugel in den Rachen zu werfen, der muß Daniels Muth haben, und sich's gefallen lassen können, aus einem königlichen Palast in die Löwengrube geworfen zu werden. Ich getraue mich nicht, viele solche Halbgötter in Josephs Staaten zu finden. Aber ich lege es auch niemand übel aus, wenn er für die Ehre des Märtyrerthums keinen Sinn hätte. Denn wenn selbst Fürsten, welche eine Bedeckung von etlichen hundert tausenden haben Bedenken tragen, sich in einen Kampf mit dem Aberglauben einzulassen, *) so würde es beynahe eine Art

*) Brannten nicht stets diejenigen Fürsten in der Hölle, welche Herz und Verstand genug hatten sich dem herrschenden

Aber-

Tollkühnheit seyn, wenn ein Privatlehrer ohne Macht und Gewalt so was wagen wolte. Man darf immer sagen: Gott helfe dem deutschen Imperator: er hat es, da er den Götzen der Welt angetastet hat, nicht mit einem allein — er hat es mit dem ganzen Reich der Finsterniß zu thun. Man darf aber auch hinzusetzen: Gott erhalte ihn bey seinem Muth, sonst werden alle die, welche bisher an seiner Seite gestritten haben, urplözlich die Waffen aus den Händen legen und sich verkriechen. Sobald nemlich Joseph wankt, so wird Pius sich ermannen — und auch dem der nur ein Licht vor sich her getragen hat, eine Fackel und einen Strick dazu in die Hand geben.

Sobald das Oberhaupt im Reich nicht mehr zu sagen geruhen wird: Wir bleiben dem mit Gnaden zugethan, der guten Saamen ausäet, so werden die Superiores in der Kirche sagen: Wir bieten dem Troß, der die Saat nicht wieder ersticket. Sobald der Monarch aufhören wird die für Staatsverbrecher zu erkennen, welche einem gescheuten Kopf die Hirnschale einwerfen, so werden in dem Augenblick etliche Legionen anfangen, eine Sündfluth von Steinen hereinein-

Aberglauben zu widersetzen? Karl Martell wurde von dem heiligen Eucherius in der Hölle gesehen, wie er mit Leib und Seele brannte. — Und Kaiser Friedrich mußte ehe er noch in der Hölle gebraten wurde — zuvor auf Erden beinahe erfrieren.

einbrechen zu lassen. Aber das wird gewiß auch für jeden, und solte er sonst noch so viel guten Willen haben, das Signal zum Abzug seyn. Wahrlich nur mit Hülfe und unter der Mitwirkung eines so mächtigen und entschlossenen Fürsten als Joseph ist — wird Belehrung und Aufklärung gegeben werden können.

Wenn man sich noch weiter überzeugen will, daß ein Privatlehrer es nicht wagen werde, ohne höhern Beystand ein Licht aufzustecken, so erinnere man sich nur an die Zeiten, welche der Selbstherrschung Josephs vorangiengen, und an den Zustand, in welchem noch gegenwärtig ein großer Theil Europens sich befindet.

Die Geschichte liefert uns kein Beispiel, daß unter den glorreichen Vorfahren Josephs, nur ein einziger Mann sich erkühnet hätte, den Leuten die Decke des Irrthums von ihren Augen wegzuziehen. Man fühlte nemlich nur allzuwohl, daß man in der Hofburg keinen Zufluchtsort finden würde. Und woher rührt es, daß in allen erzkatholischen Landen Europens, als in Spanien, in Italien, in Portugal, selbst in Frankreich — die Aufklärung in der Religion, seit so vielen hundert Jahren noch um keinen Schritt weiter gekommen ist? — daß selbst der Glanz von Luthers Reformation nicht verhindern konte, daß man in denselbigen bis auf den heutigen Tag in Finster-

niß geblieben ist? Solten in Süden nicht eben so= wohl als in Norden Männer gewesen seyn, welche dem Licht die Thüre öfnen konten? Sie waren ge= wiß da. Aber es waren auch stets Fürsten da, wel= che es lieber sahen, wenn die Thüre verschlossen blie= be, und von denen ein einziger finsterer Blick hinläng= lich war, jeden mit seinem Schlüssel in der Hand erstarrend zu machen.

In Bayern, welche Provinz Deutschlands vor vielen andern von dem Nebel des Aberglaubens ver= giftet ist, versuchten es wohl immer einige Patrioten, die Luft zu reinigen; aber ihre Versuche liefen im= mer übel ab, weil die Regierung ihr tel est notre plaisir nicht dazu thun wolte. Man frage nur einen Reiner, einen Zaupser, einen Weishaupt, — ob ein bayerischer Patriot den Muth haben dürfe, die Dün= ste der theologischen und philosophischen Atmosphäre dünner zu machen? Sie werden antworten: Den Muth darf man wohl haben, — aber man darf sich denselben nicht merken lassen. Sie werden auf die Fröliche, Gruber und Konsorten hinweisen, welche mit tobender Stimme rufen: Wehe dem, der auch nur das Vater unser weiter als bis zum Uebel beten will! Anathema, dem, welcher nur die Inquisition bei ihrem rechten Namen nennt, und dem Bayle in die Augen sieht!

Wie geradezu diejenigen in den Abgrund rennen, welche andere Leute aus dem Abgrund retten wollen,

das

das lehrt uns auch der ehrliche Landamtmann Sutter in Appenzell. Da dieser Mann einige freie Grundsätze merken ließ, so waren alsobald die Herren Kapuziner hinter ihm her, um seine Absetzung zu bewirken. Aber man begnügte sich noch nicht an dieser Rache. Nachdem er zehn Jahre zu Costanz arm, jedoch ruhig gelebt hatte, lokte man ihn verrätherischer Weise in das Gebiet von Appenzell, brachte ihn gebunden in den Flecken, warf ihn in den Kerker, und beschuldigte ihn der größten Verbrechen, z. B. er habe den Flecken Appenzell in Brand stecken wollen. Seine männliche Vertheidigung erschütterte die Richter. Aber da die Kapuziner ihn der Ketzerey beschuldigten, weil er einen Ketzer zum Taufpathen gebeten, und weil man bey seiner Gefangennehmung keinen Rosenkranz bey ihm gefunden hatte, so folterte man ihn, verurtheilte ihn zum Tod, und ließ ihn am 9ten März 1784 enthaupten. Ich enthalte mich, mehrere Mordgeschichten aus den allerneuesten, und den jezt so hoch gerühmten toleranten Zeiten, zu erzählen; aber ich kan mich nicht enthalten auszurufen: Selig ist der Mann, der es bleiben läßt die Leute klug zu machen, wenn sein Landesherr nicht die Gnade hat, es ihm zu befehlen. Vestigia terrent.

Wenn aber auch die katholische Klerisey, von der man doch hauptsächlich die Aufklärung erwartet, nichts zu fürchten hätte, so hätte sie doch viel zu verlieren.

Wie viel Glanz und Herrlichkeit, wie viel von Macht und Reichthum würden zuerst die Bischöffe verlieren, wenn sie die Religion wider in ihre Rechte einsetzen wolten! Es gehört große Selbstverleugnung dazu, eine Statthalterschaft, welche über alle weltliche Statthalterschaften auf Erden erhaben ist, freywillig niederzulegen — aus einem geistlichen Despoten zu einen simpeln Oberaufseher sich selbst herabzusetzen — Einkünfte von tausenden, mit Einkünften von hunderten zu vertauschen — anstatt zu regieren, zu predigen, — und für eine Armee von Kammerherren, Kammerdienern, Heiducken und Laquaien — einen steifen Küster und einen bestaubten Schulmeister zur Bedienung zu erwählen. Zu solcher Selbstverläugnung müßten sich aber die Bischöffe verstehen, wenn sie den Anfang zu einer wahren und gründlichen Reformation machen wolten. Es würde auch jeder gemeine Priester seinen Leidenschaften — besonders seinem geistlichen Ehrgeiz, seinem einträglichen Andachtseifer, seiner gewohnten Herrschsucht, seinem Hang zur Faulheit einen großen Abbruch thun müssen, wenn er den Leuten über ihr wahres Heil die Augen öfnen wolte. Aber man wird selbst bey mittelmäßigen Einsichten, und wenn man nur ein wenig das Steckenpferd der heiligen Priesterschaft kennt, leicht begreifen, daß sich solche freywillige Aufopferungen und Selbstverleugnungen nicht von ihr erwarten lassen. Die Schmach

Christi

Christi den Schätzen Egyptens vorziehen, dieses konnte nur ein Moses. Das um Christi willen für Schaden achten, was sonst Gewinn war, dieses war nur einem Paulus gegeben. Wer heutzutage die Moses und die Paulus suchen will, der thue es, — ich suche sie nicht, weil ich zu viel Mühe hätte sie zu finden.

Wollten wir aber auch glauben, daß einmal eine Zeit kommen werde (wozu freylich leider nicht die allermindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist,) in welcher das ehrwürdige Corps d'officiers de morale wie der Abt de Pierre die Priesterschaft nennt, ihr Interesse der Wahrheit aufopfern, und an den meisten Orten das Evangelium in seiner Reinigkeit und Lauterkeit, so sanft als möglich predigte, so steht es immer noch dahin, ob die Schafe die Stimme hören mögen, und da ihnen nach der Meynung des berliner Verfassers alles zur selbst beliebigen Wahl anheimgestellt werden soll, — eine solche Wahl treffen werden, die ein Vernünftiger wünschen wird. Ich darf wohl ganz sicher behaupten, daß es gar keine Wahl treffen wird; oder welches eben so viel ist, daß es bei dem alten Schlendrian bleiben wird.*) Der

*) Als man z. B. zu Landeron die Stimmen wegen einer vorzunehmenden Reformation sammelte, waren sie getheilt, bis endlich der noch übrige Kuhhirte den Ausschlag gab, daß es beym Alten bleiben solte.

Briefsteller sagt uns selbst, daß der Aberglaube in Josephs Staaten troß allen seinen Bemühungen ihm Einhalt zu thun nicht nur fortdaure, sondern auch hie und da sehr mächtig sich empor hebe, und wo er das recht kann, beynahe stärker als ehmals im Geheim sein Wesen habe. — Ist es so schwer den Aberglauben zu **verdrängen** — kann selbst der Kaiser mit eigner hoher Hand das Unkraut nicht ganz ausrotten — so wird es doch wohl hunderttausendmal schwerer seyn, daß der Aberglaube auf eine bloße Predigt eines Pfaffen sich selbst abschaffe, und das Unkraut für sich selbst weggehe. Wenn es wahr ist, wie ferner der Verfasser sagt, daß eine Tradition oder eine Meynung durch das graue Alterthum ein auserordentliches Gewicht bekommt, und daß die Bequemlichkeit beym Alten zu bleiben für den großen Haufen, der selten im Stande ist, Einwürfe gegen seine Vorurtheile zu begreifen, an und für sich ein sehr behagliches Ding ist, dagegen aber alles neue, welches ihm in einem widrigen Lichte erscheinet, verabscheuet; so begreife ich nicht, wie der große Haufe eine Reformation annehmen wird, die ihm selbst anheimgestellt wird. Und wenn es noch dazu nach der Versicherung des Verfassers, andem ist, daß der Aberglaube dem großen Haufen eine liebe Puppe ist — die seine leeren Stunden ausfüllt, die ihm recht herzlich wohl thut, und die er nicht ohne Weinen von

sich

sich legen kann, so sehe ich noch weniger — wie man es mit einer bloßen Beredung bey dem gemeinen Mann dahinbringen wolle, daß er diese liebe Puppe, die doch sein Glück macht, so sans façon fahren lasse. Rufet ihm tausendmal zu: Wähle dir was dem Herrn wohlgefällt. Er wird immer antworten: Ich habe nicht zu wählen.

Aber er **kann** auch nicht wählen. Wer zwischen Wahrheit und Irrthum auslesen soll, der muß den Dingen auf den Grund sehen können, der muß vermögend seyn, Sätze und Meynungen richtig gegen einander abzuwägen, — muß ganz frey von allen Vorurtheilen seyn, kurz, muß keinen finstern sondern einen aufgeklärten Kopf haben. Wer besonders in Sachen der Religion eine kluge Wahl treffen soll, der muß das Wesentliche der Religion von dem Zufälligen wohl unterscheiden können, der muß die Geschicklichkeit haben, richtige Blicke in die Bibel zu thun, und so viel Philosophie als nöthig ist die Geister zu prüfen, dabey muß er die Belehrung die man ihm giebt, nicht nur in einem feinen und guten Gedächtniß bewahren, sondern auch nach ihrem wahren Werth zu schätzen wissen. Kann dieses das gemeine Volk? Kann dies sogar mancher hochedelgebohrner und mancher hochwürdiger Mann? Kostet es doch selbst Männern von Verstand die im Irrthum gebohren und erzogen sind, große Mühe, sich über herrschende Vorurtheile hin-

hinauszusetzen, und die Spreu von den Waizen zu sondern. Ein Irrthum, der durch die Gesetze eingeführt, und lange Zeit durch das Schwerd beschützt worden ist, erlangt so viel Ansehen und Allgemeinheit und viele andere Auszeichnungen, daß er auch sogar von vielen ehrlichen, aber auch dabey interessirten oder eingeschränkten Denkern für ein sicheres Unterscheidungszeichen der Wahrheit angesehen wird.

Vollkommen richtig ist, was ein großer Mann gesagt hat: Die Wahrheit macht ein so großes majestätisches Ganzes aus, das unser mikroskopischer Blick, der sich nur an Theilen geübt hat, nicht übersehen kann, und seinen unendlich kleinen Theil für den ganzen Umfang hält, wie der Sinese sein Land für die ganze gesittete Welt. Ich glaube recht gern, daß es eine Wahrheit giebt, aber sie scheint mir zu Epikurs Göttern zu gehören, die mithin sich selbst genug in ihren Himmel sitzt, ohne sich um uns arme Sünder zu bekümmern, und die nur dann und wann einige Regenbogenstrahlen ihres Lichts auf uns herabblitzt. Jeder hascht nach dem Strahl, der ihm am nächsten glänzt, belustigt sich an seiner Farbe, und glaubt nun die Göttin leibhaftig gesehen zu haben. Dieser sagt, sie ist blau, und jener, sie ist grün, der dritte, sie ist roth, der vierte, sie ist violet. Jeder hat Recht, nur mit der kleinen Einschränkung, daß er nicht **allein**, nicht **ganz** recht hat. Mancher dessen Sehnerven

schwach

schwach sind, wird geblendet, und sieht gar nichts. Und dieses letztere ist gemeiniglich das Schicksal des grossen Haufens.

Aber man gebe ihnen stärkere Sehnerven? Das wäre wohl gut, wenn man sie ihnen nur geben könnte. Dieses ist eine Gabe des Schöpfers. Oder ohne Allegorie, der große Haufe, bey dem die Vernunft so schwach ist, bey dem die Vernunft wohl gar blos Unglaube oder Aberglaube beydes mit Vorurtheilen kräftig durchwürzt, ist, ist keiner Aufklärung durch bloße Belehrung fähig. Er lacht der Belehrung, oder er schmäht sie. Wenn die Belehrung über den Aberglauben desselben, besonders aber eingewurzelte Mißbräuche, und durch das Ansehen des Alterthums große Kraft erlangte kahle Zeremonien, von etwelcher Wirkung seyn solte, so solte sie es in protestantischen Ländern seyn, in welchen doch das gemeine Volk zehnmal mehr Vernunft zu haben scheint, als in katholischen. Aber in welch einem geringen Verhältniß steht noch bis jetzt die Aufklärung desselben mit der Simplizität seiner Religion. Wie fruchtlos ist es gemeiniglich, wenn ein oder der andere Prediger seine Zuhörer aus dem gewohnten Hohlweg hinausführen, und auf einen höhern und lichtern Standpunkt erheben will. Er mag immer rufen: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Es hat Niemand Ohren. Und es kommt nichts weiter dabey heraus, als daß er seine

eigne

eigne Ohren in Gefahr setzt. An den allermeisten Orten, in welchen die Regierung nicht mit ihrem Arm da war, ist man noch um keinen Schritt weiter gekommen, als man zur Zeit Luthers war. Es sind nicht nur, die nach dem Pabstthum schmeckende Gebräuche mit der ganz veralterten Liturgie, noch an ihrer Stelle, — sondern es liegen auch noch die krassen Dogmen, welche die Reformatoren aus der römischen Kirche mit übergetragen haben, unverändert in den Köpfen. Wenn sich das Licht der Vernunft seit jener Zeit weiter ausgebreitet hat, so ist dieses blos in den Köpfen einiger weniger Philosophen, und noch wenigerer Theologen geschehen — in die Köpfe des Volks ist es noch nicht tiefer eingedrungen. Es wird auch nie eindringen, wenn die oberste Macht nicht mit Gewalt Raum macht. Die Vorurtheile behalten ihre Herrschaft, wenn auch Wolken von Zeugen gegen sie auftreten, und weder Belehrung noch Ueberredung sind ja vermögend sie zu verdrängen. Man erinnere sich wenn man will, daß da der große Friedrich es seinen protestantischen Unterthanen frey gestellt hat, ob sie das alte Lied: Nun ruhen alle Wälder, allerandächtigst fortleiern wollen, oder nicht, sechs Dutzend der vernünftigsten und lehrreichsten Predigten gegen das alte Lied sammt dem ganzen alten Gesangbuch, nicht das mindeste an der Vorliebe zum lieben Alterthum ändern konn-

konnten. Wenn nun das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden. Wenn Protestanten durch die treflichsten Wegweiser nicht dahin zu bewegen sind, daß sie einen bessern Weg erwählen; wie sollen Katholiken, durch minder tresliche Lehrer auf eine lichtere Bahn gebracht werden.

Jedoch der Verfasser der berliner Briefe mag es am Ende selbst erkannt haben, daß von der blossen Belehrung wenig zu erwarten sey; weil er auch den Rath ertheilt: Man überlasse es dem sich mehr und mehr ausbreitendem Licht der Vernunft, und wahren Religion, die Finsterniß der Völker zu erleuchten; nur Schade, daß er uns nicht auch sagt, wie das Licht von sich selbst entstehen kann. Meynt er etwa, der große Haufe der Menschen werde schon mit der Zeit von sich selbst auf vernünftige Gedanken kommen, und seine eignen Spekulationen über die Religion werden den Trichter seiner Lehrer en behrlich machen? Aber wer kann dieses im Ernst je vermuthen? Das Selbstdenken ist so was mühsames, daß es von den gemeinen Leuten selten beliebt wird. Sie fühlen es, daß sie, wenn sie unter täglichen oftmals sehr sauern und viele Kräfte verzehrenden Handarbeiten, zugleich auch denken, viel nachdenken und überdenken solten, beyde Arten von Anstrengung nur kurze Zeit zusammen aushalten können. Der Stillstand der Seele ersetzt ihnen, wie der Verfasser der Beherzigungen

mit

mit Recht sagt, den täglichen starken Aufwand ihrer körperlichen Kräfte. Hernach haben sie auch nicht die nöthige Zeit ihre Vernunft auszubilden. Die Minuten die der arbeitsamen Klasse der Menschen übrig bleiben, sind ihnen blos gegeben, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, eine Mahlzeit einzunehmen, und dem Schlaf in die Arme zu sinken. Und wolle sich jemand aus dieser Klasse mehr Zeit zur Untersuchung nehmen, als sich mit seinem Beruf verträgt, wolle er lieber geistliche Betrachtungen als sein Hauswesen anstellen, lieber die Schriften der Weisen lesen, als den Acker von Dornen säubern, so würde er dieses nur auf Kosten seines Glücks, und zu des gemeinen Wesens Schaden thun. Man hat es jenem Offizier, der die Ronde versäumte, weil er über einer horazischen Begeisterung die Stunde überhört hatte, — und jenem reichen Kufmannssohn, der die vortreflichen Briefe des Grafen von Baar versteckte, um bey Annäherung seines Vaters einen Wechselbrief auszuschreiben, — nicht für gut gehalten; und ich glaube, man werde es auch Menschen von jedem Stande, die eine andere Bestimmung haben, als abstrakten Wahrheiten nachzugrübeln nicht für gut halten, wenn sie aus ihrem Kreise schreiten.

Dem größten Theil der Menschen steht also nur in religiösen Dingen das Glauben zu, und nicht das Untersuchen. Weil er, es sey aus Mangel des Verstandes

standes oder der Zeit nicht untersuchen kann, so muß er **glauben.** Daher sagt auch Eusebius: Die im Nachdenken ungeübten müssen nothwendig blos glauben: Nur Scharfsinnige müssen das Christenthum untersuchen.

Aber ich muß nun aus meinen Prämissen den Schluß ziehen. — Ich habe mit gegründetem Recht vorausgesetzt, daß ohne Hülfe des weltlichen Arms, unter einem in tiefen Aberglauben versunkenen Volk keine Aufklärung oder Reformation entstehen kann, — 1) durch die bloße Belehrung, — denn es finden sich weder hinreichend verständige, wohlgesinnte, heldenmüthige, uneigennützige Lehrer — noch Gehörgebende, Wahlfähige, im Denken geübte, vom Vorurtheil leicht zu entfesselnde Lernende. 2.) Nicht durch ein Ohngefähr, weil das Licht sich nicht von selbst anzündet. Hieraus mache ich auch mit gutem Recht den Schluß:

Also verlangt der Verfasser der berliner Briefe zu viel, wenn er verlangt, daß die gegenwärtige österreichische Reformation ohne alle Hülfe des weltlichen Arms, und mit keinen andern Mitteln, als welche auf die vorhergehende Erleuchtung des Verstandes gegründet sind, geschehen solte. Eigentlich heißt dieses gar keine Reformation verlangen.

Und ich sehe auch gar den **Schaden** nicht ein, wenn man den weltlichen Arm einmischt, und von der

Erleuchtung des Verstandes nicht den Anfang macht. Schadet es etwa der Moralität des einfältigen Volks? (der Verständige braucht keine Reformation, er reformirt sich selbst.) — Da der große Haufe blos glauben muß, weil er nicht untersuchen kann, so ist es in Ansehung der Moralität einerley, ob er glaubt, wie es ihm der Schulmeister vorgesagt hat, oder wie es ihm sein Landesherr befiehlt. Schadet es etwa der Freyheit? Frey ist der Mensch nur dann, wann er überlegt handelt. Wo Irrthum herrscht, findet keine Freyheit statt. — Vorurtheile und Irrthümer, die bey einem ganzen Volk herrschend worden, auszurotten, ist ohne allen Zwang nicht möglich. Dies ist aber der Zwang gegen einen Unsinnigen, dem man die Hände bindet, um ihm die Geneßmittel beyzubringen. Bey einem ungeschlachten Volk sind Befehle und Gewalt nöthig, um durch Zwang einen Theil dessen zu vollbringen, das ein freyes Werk des Verstandes seyn solte. Bey Zaar Peter und seinen Russen war eine Ukase, und die Knute hinreichend die Bärte (und Bärte lassen sich noch eher abbringen als Kutten) zu reformiren, und die Bären, denn zu jener Zeit war Rußland nicht viel besser als ein Wald voll Bären, tanzen zu lehren. Bey Joseph und seinen Oesterreichern ist schon eine bloße Kabinetsordre hinlänglich, seine gesitterteren Unterthanen, da wo sie es bedürfen, umzuändern. Und wenn gleich etliche hierüber als

über eine Gewaltthätigkeit schreyen, so laßt sie schreyen; — sie schreyen blos über eine unerkannte Wohlthat.*)

Endlich muß man auch bedenken, daß Joseph durch seine Reformation eben das thut, was der berliner Briefsteller als höchstnöthig voraussetzt, wenn Aufklärung und Belehrung von Wirkung seyn sollen. Er sagt, das Land ist zur Saat noch nicht gehörig umgepflügt, zur Hervorbringung der Früchte noch nicht urbar gemacht. Wie soll der gute Saame (vermuthlich meynt er die gute Belehrung) der unter die Dornen geworfen wird, gedeihen? — Ganz richtig. Aber eben darum, weil das Land noch keines Saamens empfänglich ist, so bemüht sich der Kaiser, es zur Zeit **blos urbar** zu machen — eben deswegen, weil die Dornen den guten Saamen ersticken könnten, so läßt er diese vorläufig wegräumen. In dieser Absicht brach er den Zaun der Censur und Preßfreyheit ab — hob er den höllischen Gewissenszwang auf, riß er die Scheidewand zwischen dem Volk und dem Himmelreich nieder, nämlich das Kirchenverbot der Bibel, — beschränkte er die Gewalt des römischen Bischofs — minderte er die Zahl der Mönche, schafte er die Nachtmahlsbulle und Unigenitusbulle aus den Augen, befreyete er die Lehrer von dem einge-

 führ-

*) So müßte uns auch Gott keine Wohlthaten erzeigen, weil wir sie nicht erkennen.

führten Eyd auf die unbefleckte Empfängniß der Maria — räumte er die Intoleranz weg, und was dergleichen mehr ist. **Wahrlich nichts thut Joseph** — gar nichts weiter thut er zur Zeit — als **daß er die Dornen wegräumt, und das Land zur Saat umpflügt.** Und wenn denn das der Verfasser der Briefe auch sehen will, denn an können fehlt es ihm gewiß nicht, so wird er auch nicht mehr sprechen: „Die gegenwärtige Reformation kommt zu früh.— “ Ich denke: Sie hätte wohl um einige hundert Jahre früher kommen dürfen; sie kommt aber doch immer noch zur rechten Zeit.

Die rechte Zeit zu reformiren ist ohne Zweifel nicht **dann** — wenn das Volk schon völlig aufgeklärt, und im Stand ist, Kirchenzucht und wahre Religion von Kirchenpolitik und Religionsschnörkeln zu unterscheiden, denn, wenn es einmal so weit vorgerückt ist, so braucht es keine Reformation mehr, sondern **dann**, wenn

1.) ein Volk seiner Vernunft so ohnmächtig geworden, daß es weder die Einsicht noch den Willen hat, sich von den Banden loszuwickeln, die ihm zu seinen bittersten Schaden die Freyheit nehmen.

2.) Wenn der Fürst genugsame Wahrscheinlichkeit vor sich sieht, daß er durch die Kanäle, die er graben läßt, die Ueberschwemmung so weit ab-

lei-

leiten kann, daß sich hie und da einige Inseln zeigen, wo die Wahrheit Fuß unter den Menschen finden kann.

3.) Wenn der Fürst als wohlwollender Regent, und als Vater des Vaterlandes sich schon legitimirt hat.

4.) Wenn er so viel Weisheit, Gewalt und Entschlossenheit besitzt, als nöthig ist, das heilsame Werk durchzusetzen, ohne dem Staat tiefe Wunden zu schlagen. Denn das Volk verachtet eine Thorheit, die nicht kombiniren, eine Einfalt, die nicht begreifen, eine Furchtsamkeit, die nicht einschärfen kann, eine Schwäche, die nicht einschärfen darf.

5.) Wenn er von Ministern und Dienern umgeben ist, die Geschicklichkeit und Muth haben, seine Plane auszuführen.

Finden sich diese Umstände beysammen, so fange er immer an, sein Reformationsgebäude aufzuführen, er beginnt nicht zur Unzeit, sondern zu rechter Zeit, und er hat dann auch nicht zu fürchten, daß er nur pro tempore bauet, sondern er darf hoffen, daß er für die Ewigkeit bauet. Das Volk wird freylich im Anfang die großen Wirkungen der ihm zugedachten Wohlthat nicht einsehen und genießen können; aber lange wird es doch nicht in seiner Erstarrung bleiben; es wird ihm wie einem Menschen gehen, welcher von

Jugend auf blind war, und der, wenn ihm der Augenarzt das Licht seiner Augen wieder giebt, zwar anfänglich einige Schmerzen von den einfallenden Lichtstrahlen empfindet, und die Gegenstände verwirrt anschauet, ohne ihre Verhältnisse, ihren Gebrauch und Nutzen zu begreifen, der aber in kurzer Zeit, und nach und nach sich an die Gegenstände gewöhnt, und sich des Tageslichts so erfreuet, daß er lieber den Tod als die vorige Finsterniß erwählen will. Wenn nur die ersten Gährungen der gegenwärtigen österreichischen Reformation vorüber sind, und alles, das jetzt noch so manchen Wechsel und Veränderung erfährt, im gehörigen Gleise und Ordnung seyn wird, so wird das Volk, das stets mit einer paßiven Vernunft an dem hängen bleibt, was man ihm von höhern Orten vorsagt und vorschreibt, auch den neuen Reformen anhangen. Wenn es wahr ist, was Rousseau sagt: daß die meisten Menschen nichts anders als mechanische Wesen sind, die sich nur nach äussern Antrieb bewegen, und was ein anderer sagt: daß sie Haufenweise nachschwimmen, sobald nur der voran schwimmt, dem sie Gehorsam, Nachahmung oder Vertrauen schuldig zu seyn glauben, so wird Joseph der Reformator bald die Freude haben, zu sehen, daß seine der Reformation bedürftige Unterthanen sich so bewegen und nachschwimmen, wie er ihnen dazu den Antrieb und das Beyspiel gegeben hat. Wie Peter der Große

in

in seine trägen Russen den Trieb zur Arbeit, und Liebe zu Künsten und Wissenschaften brachte; wie König Friedrich Wilhelm in Preußen in die eitlen Berliner den Geist der Sparsamkeit brachte; wie Karl der Zwölfte, das auf seine Freyheit so ungeduldig eifersüchtige Reich an das Joch des strengsten Gehorsams gewöhnte; so wird Joseph in seine Oesterreicher den Geist Christi bringen, und sie auch an seine wohlthätigen Neuerungen gewöhnen. Zeigt es sich doch jetzt schon, nach so wenigen Jahren schon, daß man sich in seine Reformen ergiebt. Unter allen Reformen mußten dem gemeinen Mann die Mönchsreformen am meisten auffallen. Aber wie lange dauerte der hierüber gefaßte Unwille? Man ist gegenwärtig so gleichgültig bey der Aufhebung der Klöster — als bey der Abtragung einer Brücke, unter welcher das Wasser vertrocknet ist, ja eben die, welche anfänglich bey dem Sturz der Mönche des Himmels Einfall befürchteten, lachen jetzt über ihre vormalige Besorgniß.

Vielleicht wird auch jetzt der Verfasser der berliner Briefe über seine vormalige Besorgniß, „daß das gegenwärtige Reformationsgebäude der Zeit nicht trotzen werde, weil es seiner Meynung nach ohne vorhergegangene Aufklärung des Volks entstanden, und als ein schnell hingezaubertes Luftwerk, das nur durch ein allvermögendes Tel est notre plaisir aufrecht er-

halten werden könne" — lachen. Es müßte in der That wunderlich kommen, wenn das Gebäude, solte es auch nur durch ein tel est notre plaisir entstanden seyn, nicht ewiglich stehen bliebe. Wer soll es wieder niederstürtzen? Etwa der rückkehrende Aberglaube des Volks? Dem sind ja alle Wege abgeschnitten? Und wer einmal eine gute Wahnnung hat, vertauscht sie nicht freywillig gegen eine schlechte. — Etwa Joseph? — Er müßte nicht Joseph seyn. Etwa ein künftiger bigott katholischer Imperator? Man kennt die präsumtiven Nachfolger Josephs. Auf ihnen ruht der Geist Josephs; und wenn wir voraussetzen, daß Josephs und seiner würdigen Nachfolger Regierung — nur 50 Jahre hindurch dauert, so wird bis zu Ablauf dieser Zeit das Reformationsgebäude eine solche solide Festigkeit erhalten haben, daß es auch dem tyrannischsten Fürsten schwer ankommen wird, es wieder zu untergraben. In 50 Jahren ist eine neue Generation von Menschen, — und durch die gegenwärtigen Vorkehrungen zum Volksunterricht, lichtvolle und gebesserte Generation von Menschen. — welche noch fester an ihren erlangten geläuterten Prinzipien kleben wird, als die Gegenwärtige an ihren ungeläuterten. Es ist stets schwerer ein Volk in die Sklaverey einzuführen, als es aus der Sklaverey auszuführen. Man sieht dieses an den Protestanten. Da diese einmal das Glück hatten, durch ihre Fürsten

von den Fesseln Roms befreyet zu werden, so sind sie auch frey geblieben, und obschon in der Folge ein und der andere Fürst in die alte Knechtschaft zurückgekehrt ist, so ist es doch keinem gelungen, auch sein Volk mit ihm zurückzuführen.

Solte es aber auch nach 50 oder mehrern Jahren einem Regenten Oesterreichs, der das Gegenbild von Joseph ist, weder an Muth noch an Kraft fehlen, sein zum Licht und zur Freyheit gekommenes Volk in die babylonische Gefangenschaft wieder zurückzutreiben, so wird es alsdann völlig einerley seyn, ob das Volk von seinen Vorfahren mittelst vorhergegangener Aufklärung, oder nach einen tel est nostre plaisir reformirt wurde.

In diesem Fall, wenn nämlich der Despotismus eintritt, schützt die Aufklärung so wenig als der Aberglaube. Die österreichischen Staaten selbst geben den Beweis hiezu an die Hand. In welch einem großen Theil derselben blühete vordem die protestantische Religion? Sie pflanzte sich daselbst lediglich mittelst vorhergehender Aufklärung an; aber sie hatte doch keinen soliden Grund; denn auf das Machtwort eines Ferdinands und seiner ähnlichen Nachfolger verschwand der Protestantismus fast eben so geschwind als er entstanden war, und räumte dem bigottesten Katholicismus seinen Platz ein.

So weit der Herr geheime Rath. — — —

Und nun nur noch eine kurze Apologie für den Herrn Geheimenrath, und — für mich den Referenten. Wer sich in einen Streit einläßt, kömmt selten ohne Wunden davon. Dies hat auch der Herr Geheimerath erfahren. Freylich sind es nun eben keine blutende, aber da er sie doch wider die Gebühr, und zuweilen aus dem Hinterhalt bekommen hat, so thut man wenigstens seiner Ehre einen Dienst, wenn man den unregelmäßigen Angriff seiner Gegner, oder eigentlich der Sekundanten *) seines Gegners sichtbar macht. Oder ohne Allegorie. Ich will kürzlich zeigen, daß die Herren Verfasser der kritischen Nachrichten mit dem Herrn Geh. Rath nicht immer zu säuberlich umgegangen sind, und ihm öfters Unrecht gethan haben. Sie bürden ihm, wenn man alles zusammen sucht, falsche Bemerkungen, wilde Spötterey, schiefe Konsequenzenmacherey, wunderliche Gleichnisse, falsche Citationen, schiefe Parallelen, voreilige und verdächtige Schlüße, Scharfrichtervorschläge, Aufwärmung der Mönchsalfanzereyen, und unbesonnenen Eifer auf. Das ist nun freylich Last genug. Nur ist es ein Glück, das

*) Die österreichischen Patrioten aus der Provinz, oder die Verfasser der historisch kritischen Nachrichten, von den durch die Briefe aus Wien und Berlin, über die österreichische Reformation entstandenen Streitschriften, Breslau und Leipzig 1786, welche das Raisonnement des Geh. Raths, das in dem 1sten Band der Raffinerien enthalten ist, mit einer weitläuftigen Kritik heimsuchten.

daß diese Last, die widerrechtlich aufgelegt wurde, sogleich wieder abfällt, wenn man sie auch nur berührt. Also: falsche Bemerkungen. — Der Geh. Rath sprach S. 35. Wenn ich recht bemerkt habe, so ist der Briefsteller *) darüber unwillig, daß der Reformator des katholischen Oesterreichs ein Monarch oder Joseph II. ist, und daß seine Reformationen bloße Machtsprüche sind." Dagegen sagen die Verfasser der kritischen Nachrichten: Um Vergebung! Der Herr Geh. Rath hat nicht recht bemerkt: Nirgends hat unsers Wissens der berliner Verf. einen Unwillen darüber bezeigt, daß Joseph II. Reformator ist." S. 95. Aber auch um Vergebung! Der Herr Geh. Rath hat vollkommen recht bemerkt. So heißt es mit dürren Worten, in dem Inhaltsverzeichniß des 11ten Briefs S. 10. „Monarchen sind gefährliche Reformatores. Friedrich hat nie reformirt." (Friedrich ist doch wohl bedächtlich hier genannt, um desto leichter an Joseph zu erinnern). Aber noch deutlicher ist die Stelle S. 190. „Gewiß es

*) Der Ausdruck: Briefsteller will dem Herausgeber nicht recht behagen. — Es ist wahr, im strengen Verstand genommen, heißt Briefsteller ein Buch, daß zum Briefschreiben allerley Muster und Anweisungen giebt. Aber im weiten — bezeichnet es auch einen Briefschreiber, und wird auch von den besten Autoren so gebraucht. Der Herausgeber verräth sich, daß er unsere Litteratur gar nicht kennt, wenigstens vom deutschen Merkur, in dem das Wort Briefsteller lebt und webt, noch nichts gesehen habe.

es ist eitle Täuschung und Spielwerk, wenn sich das Volk oder das Priesterthum einbildet, unter einem souverainen Reformator noch eigenen Willen und Stimme zu haben. Ich meines Orts finde in der Geschichte — was auch die Schmeichler der Fürsten davon sagen mögen — **bis auf die Reformation Josephs des Zweyten**, auch nicht eine, die unter ihren Händen gerathen, die nicht durch den sichtbaren Mißbrauch der obersten Gewalt, mehr oder weniger, die Freyheit der Menschen gekränkt, und den Völkern zur Last geworden wäre." Sapienti sat. — Wilde Spötterey. — Der Geh. Rath. S. 46. „Aber wo steht denn geschrieben, daß ein Regent die tollen Einfälle abergläubischer Narren, und die Mißbräuche eines verbrannten Gehirns zu respektiren einen Beruf habe." — Die Verfasser der kritischen Nachrichten. „Sachte! Herr Geh. Rath. Dieser Narren giebt es noch zu viel. Aber das Mittel, sie zu heilen, ist nicht Hohngelächter und wilde Spötterey." — Dem Geh. Rath ist es wohl nicht eingefallen, durch Spötterey sie zu heilen, sondern nur zu fragen, ob der Regent sie zu respektiren Beruf habe? Auch giebt der Zusammenhang, daß er nur diejenigen Narren geheissen habe, die sich durch ausschweifenden Unsinn auszeichnen, wie z. E. diejenigen, welchen es etwa einfallen könnte, gegen die Protestanten, als gegen Feinde Gottes und Höllenbraten einen Kreuzzug zu thun.

Soll

Soll solche tolle Einfälle abergläubischer Narren der Fürst respektiren? fragte der Herr Geh. Rath. Und warum soll man denn das Kind nicht bey seinem rechten Namen nennen? — Wunderliche Gleichnisse, — wie z. E. die Jakobsleiter zu einem Bild der aufgeklärten Religion gemacht wird, wo die lieben Engelchen zum Himmel steigen; die Christen mit Geistern, die Flügel haben, verglichen werden." — Gesetzt dieses Gleichniß hinkt; und omne simile claudicat, wie ich aus den kritischen Nachrichten, zumal aus den schiefen Anmerkungen reichlich beweisen könnte, — warum heben sie, meine Herren! gerade dieses aus? Warum erlauben sie sich mit bösen Künsten umzugehen, und um das Ding recht auffallend zu machen, auf Hokus Pokus Art, die Engel sans façon in liebe Engelchen umzuwandeln. Wissen sie nicht, daß die Minusmacher so schlimm sind als die Plusmacher? Und solten sie denn nicht auch wissen — daß Geister mit Flügeln — Engel seyn können. Sie werden doch dergleichen Geister mit Flügeln in ihren christkatholischen Kirchen oft genug angestaunt, wenn auch nicht angebetet, haben! — Schiefe Parallelen. — Die Verf. der kritischen Nachrichten sagen S. 115. „Eben so oberflächig und einseitig fällt die Parallele zwischen Bayern, Franken und den bayreuthischen Landen aus. Der Geh. Rath weis nicht recht, was er auf Rechnung der Religion, oder auf Rechnung des

Ein-

Einflusses der Regierung zu bringen hat." — Aber der Geh. Rath wußte es recht wohl. Und seine Distinktion steht so deutlich da S. 126 — ist noch überdies aus der langen Anmerkung, welche der bayreuthischen Landesregierung ihr gebührendes Lob giebt, so sichtbar, daß ich schlechterdings nicht begreifen kann, wie man dieselbe übersehen konnte. Man kömmt aber manchmal besser weg, wenn man die Augen zudrückt. Und so thaten die Verfasser auch ganz wohl, daß sie nicht sehen wollen, daß die Anmerkungen aus des Herrn Nikolai Reisen, die so ganz hieher paßten, an ihrer rechten Stelle wären. *) —

Schiefe Konsequenzmacherey! — „Daß selbst eine wahre und aufgeklärte Religion der allgemeinen Wohlfahrt nicht nützlich sey, steht nirgends in den berliner Briefen; und doch wird diese Stelle mit dem Beysatze: Ipsissima verba des Herrn Briefstellers S. 75. angeführt. Wahrscheinlich hat sie der Herr Rath blos durch schiefe Konsequenzmacherey aus den beyden Stellen

*) Der Herausgeber nimmt hiebey Gelegenheit, in seiner untergesetzten Anmerkung — dem Hrn. Nikolai zu sagen: daß er das wohlgemeynte Kompliment, das ihm der Verf. der Raffinerien in seinen Briefen über verschiedne kirchliche Gegenstände im Fürstenthum Bayreuth gemacht hatte, mit einer Grobheit erwiedern solle. Das heißt doch seine Leidenschaft gar zu arg verrathen. Aber daß heißt doch auch, den Hrn. Nikolai sehr wenig kennen. O sancta Trinitas, ora pro nobis!!

Stellen in den berliner Briefen S. 207 und 219 gezogen, die uns aber nichts wenigers als dieses zu besagen scheinen.“ — Aber die Herren Kritiker erlauben: — Wie wenn der Beysatz ipsissima verba, seinen Bezug auf die unmittelbar vorhergehende Worte: „Irrthum mit allem Gefolge des Aberglaubens schaden dem allgemeinen Wohl nicht“ — und nicht auf die bemerkten entferntern Worte, seinen Bezug hätte.“ Und es ist auch wirklich so. Uebrigens bleibt die Konsequenz immer richtig. Wer wie der Briefsteller von der Religion in genere und so ohne alle Einschränckung sagt: Daß sie der allgemeinen Wohlfahrt nicht nützlich sey; und er sagt es ja mit dürren Worten S. 196. „Nicht Religion und ihr Nebenwerk, sondern Polizey und gute Gesetzgebung sind in jeder bürgerlichen Gesellschaft die eigentliche Quelle des Glücks, oder was man auch sonst bürgerlichen Wohlstand nennt,“ — der berechtigt uns doch vollkommen, eine solche Konsequenz, wie die oben angeführte des Geh. Raths, zu machen. — Falsche Citationen! — „In den Briefen heißt es keineswegs, wie der Rath anführt, daß den **bigottesten** Katholiken sein Aberglaube nicht hindern, in jeder Situation des gemeinen Lebens, ein brauchbares und selbst großer Handlungen fähiges Mitglied zu seyn; sondern wörtlich: Daß den Katholiken, nämlich den Altgläubigen im strengsten Verstand, sein frommer Aberglaube nicht hin-

dert.

dert. Ferner: Wozu soll der in den berl. Briefen nirgends befindliche Ausdruck, daß Josephs Reformation eine Geisel sey.“ Zur Antwort dient, daß in dem Exemplar, welches der Geh. Rath vor sich hatte, wörtlich diese Ausdrücke stehen. Es ist möglich, daß sie ein Falsarius von einem Nachdrucker, wie auch die Herren Kritiker vermuthen, eingeschoben, ja es ist sogar wahrscheinlich, weil ich in einem andern Exemplar, das ich mir, um dem Vorwurf hinter den Grund zu kommen, aus einem andern Buchladen hohlen ließ, jene Ausdrücke nicht gefunden habe. Indessen bleibt doch immer die Sache, wenn auch die Worte nicht die nämlichen sind. In verbis simus faciles. Der katholische Altgläubige im strengsten Verstand, ist doch wohl von einem bigotten wenig unterschieden. Und wenn der Briefsteller weiter sagt: „Ich gestehe es, ich bin einer von den Dummköpfen, die bey Josephs Reformation, so arg als irgend einer der Mönche, die Augen verdreht S. 183; denn indem man reformirt, kann zugleich nicht verhindert werden, daß nicht von vielen tausenden das Privateigenthum verletzt, die Gewissensfreyheit eingeschränkt, die Freyheit der Menschen gekränkt ꝛc. wird,„ — so sagt er doch wohl nicht viel bessers, als Josephs Reformation ist eine Geisel. Es ist wahr, der berliner Verf. nennt wieder an andern Stellen die Reformation Josephs eine Wohlthat, versichert, daß er sie für nöthig, heilsam

und

und wichtig halte. Aber das beweist nur, daß er die Pillen versilbern könne, wenn es nicht beweisen soll, daß er das Publikum mit seinen krassen Widersprüchen zum Beßten haben wolle. Mir fällt hier ein, was Herr Blumauer sagt:

Es ist zwar freylich oft ein Graus,
Wenn Dichter, die doch fühlen
Wie eine Katze mit der Maus
Mit ihren Helden spielen;
Erst putzen sie mit vieler Müh
Den Helden auf, dann metzeln sie
Ihr eigen Werk danieder.

Scharfrichtervorschläge! — Der Geh. Rath sagte: „Wer könnte es einem Joseph **wehren**, wenn er gleiche Leibesübungen, (wie Kaiser Valens that) mit seinen Mönchen wolte anstellen lassen.“ „Dieser Scharfrichtervorschlag, sagen die Kritiker, ist sicher nicht nach den Geschmack Josephs des Menschenfreunds!“ — Wie doch die Herren Kritiker als andere Carneadesse aus schwarz weiß, und aus weiß schwarz machen können! Aus dem **Nichtwehren können**, machen sie einen **Vorschlag**. Vortreflich! Der Geh. Rath ist vielleicht toleranter als die Herren Patrioten. Er erkennt wenigstens so gut wie sie, die Menschenfreundschaft Josephs.

Und dies hätten ihnen ja seine auf den vorgeblichen Scharfrichtervorschlag folgenden Worte: „Aber Joseph ist zu gütig“ sagen können.

Aufwärmung der Mönchsalfanzereyen! — Mag wahr seyn. Aber wenn der Verf. der berliner Briefe den Mönchen einen Panegyrikus schreibt, und sie als Kleinode der Altäre, als Menschenfreunde, Samariter und Lehrer so hoch erhebt, daß einem die Augen vergehen, — so giebt er ja alle Veranlassung dazu, die Mönchsalfanzereyen, oder besser ihre bösen Streiche wider aufzuwärmen.

Unbesonnener Eifer! — Der Geh. Rath schilt die Ungenügsamen unter den Protestanten, und sagt, wenn er Kaiser wäre, er könnte leicht in Versuchung gerathen, ihren Glaubensgenossen die unerkannten Wohlthaten wieder zu nehmen.*) „Aber der Kaiser müßte nicht Joseph seyn, wenn er so denken wolte, wie der Geh. Rath;“ — setzen die Kritiker hinzu. — Der Geh. Rath kann dieses zugeben; aber er hat es auch so böse nicht gemeynt. Man kann in Versuchung gerathen, ohne der Versuchung zu unterliegen. Ueberhaupt aber ist die Stelle den Herren gemünzt, welche wie der Verfasser der berliner Briefe scheel dazu sehen, daß Joseph so gütig ist. Man fängt sie in ihren eigenen Schlingen.

Was

*) Danck der Vorsehung, sagt hiebey der Herausgeber, daß sie nicht leicht einen solchen Geh. Raths Kopf auf den Rumpf eines Kaisers setzt. Und ich sage: Dank der Vorsehung, daß sie nicht den Kopf eines solchen Herausgebers auf den Rumpf eines Kaisers setzt, — er würde alle Leute in seinem Staat zu Mönchen machen.

Was die Herren Verfasser der kritischen Nachrichten, — mir als Referenten *) zur Last legen, daß ich in dem Verfasser der berliner Briefe, ein jesuitisches Ungeheuer entdeckt, und meine Mitbrüder zur Aufmerksamkeit auf Jesuiterschliche ermuntert habe; läßt sich auch leicht entschuldigen. Alle Welt schrieb und sagte: Jener Verfasser wäre ein Jesuit. Und da aus seinen Briefen so manche scheinbare Data dazu vorhanden waren, so war es leicht, ihn für einen leibhaftigen Sohn des Ignatius zu halten. Aber zugegeben, daß er ein Sohn Luthers oder Kalvins ist, so thut es mir nur noch mehr leid, daß er hie und da so schrieb, als wäre er ein Sohn des Ignatius. Ich sage, hie und da, denn er hat auch an vielen Orten als ein Biedermann geschrieben.

Wahrlich ich bin keiner von den Tollköpfen, welche die schlimme Seite ihres Gegners so starr ansehen, daß ihnen darüber das Gesicht für die gute Seite desselben vergeht. Ich verehre ihn immer als einen Mann von großen Talenten, von edler Frey-

*) Der Herausgeber sieht zwar in dem Referenten den Geh. Rath — wieder in dem Geh. Rath einen Pastor, der sich durch Hofmeisterey, eine Weile durch die Welt gebracht, bis er Pfarre und Quarre, d. h. das Pastorat und eine Pastorin erhalten hat. — Aber der Herausgeber muß ein miserables Auge haben, wenn er kein Schalcksauge hat. — Der Verfasser der Raffinerien ist ein beschuhter Karmeliter, — und also der Ordensbruder des Herausgebers!

müthigkeit, von vieler Gelehrsamkeit, und von treflichen Witz, der in seinen Briefen mit unter die schönsten, die herzerfreulichsten Wahrheiten, und gewiß nicht ganz vergeblich, gesagt hat.*) Und wenn er wirklich der Mann ist, wie ihn die Verfasser der kritischen Nachrichten schildern, so hoffe ich von ihm um so leichter Verzeihung, wenn ich gestehe, daß ich zuweilen aus Lustigkeit, aber nie aus Bosheit, mich gegen ihn vergangen habe. So ist es z. E. ein bloßer Scherz, wenn ich in der Vorrede zu den Worten: „Die österreichische Reformation kommt nach den Verfasser der Briefe zur Unzeit und zu früh“ den Erläuterungssatz „ i. e. 1000 Jahre zu früh “ hinzufügte. Ein Scherz, zu dem er mich noch dazu selbst, mit seinem ägyptischen Apis verleitete, — als welcher, nach seiner Versicherung, durch den Reformationskrieg, den ihm König Bochoris ankündigte, nicht zerstört werden konte, sondern der blos durch die überhand-

neh-

*) Der Rezensent der Raffinerien, in dem 5ten Band der A. theologischen Bibliothek, die zu Quedlinburg herauskommt, p. 333. urtheilt freylich so **schlecht** von dem Verfasser der berl. Briefe, und von den Briefen selbst, daß ers auch dem Verfasser der Raffinerien verdenkt, daß er sich die Mühe genommen hat, solch Zeug noch ernstlich zu widerlegen. Der Rezensent will auch wissen, daß der Briefsteller aus ganz andern Gründen geschrieben habe, als um der Wahrheit willen — und verweist ihn auf Rothens Buch: Wirkung des Christenthums, das die bündigste Widerlegung des ganzen Hirngespinstes enthalten soll!!

nehmende Aufklärung, ohne weitere Hülfe des Staatsarms, aber freylich erst 1500 Jahre hernach von selbst fiel. Ich hätte wohl den Scherz noch ärger machen, und die vollen 1500 Jahre auf den Fall des österreichischen Apis anwenden können. Aber est modus in rebus &c.

Endlich, damit ich wieder zu den Herren Verfassern der kritischen Nachrichten komme, welche so ehrenvoll das Amt eines Sachwalters des berliner Verfassers führen, und seinen Blößen einen so meisterhaften Anstrich zu geben wissen, so muß ich ihnen sagen, daß mir ihr Lob nicht gleichgültig ist, wie mir es ihr Tadel nicht war. Und wenn auch das Kompliment, das sie meinem Kopf machen, nicht aufrichtig wäre; denn sie schreiben S. 82. „Der Verfasser der Raffinerien, scheint auch nach den in dieser Schrift hie und da eingestreuten guten Bemerkungen, und den Briefen über verschiedene kirchliche Gegenstände im Fürstenthume Bayreuth, die uns vorzüglich gefielen, zu urtheilen, — der Mann zu seyn, der gewiß bey einem großen Theile seiner Leser den gemeinnützigen Endzweck erreichen wird“ — ferner S. 125. „wir verkennen auch das wirklich Gute und Wahre nicht, das in seinem Gegenstück vorkommt, und wissen es zu schätzen“ — so müßte es mich doch schon beruhigen, daß sie mich nicht gefriedelt, und meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Indem ich aber die gelehrten und bescheidenen österreichischen Patrioten wegen dieser Gerechtigkeitsliebe preise, so vergesse ich auch nicht, ihnen einen bescheidneren und gesitteteren Herausgeber ihrer künftigen Hauptschrift, der ich mit Verlangen und Vergnügen entgegen sehe, als der ihrer kritischen Nachrichten war, zu wünschen. Dieser Mann mit seinen Leidenschaften und beleidigenden Einfällen muß stets die Werke ihres Geistes verdächtig machen; wenigstens nahmen es ihnen alle vernünftige Leute, die ich kenne, übel, daß sie sich von einem solchen Spielmanne prae - inter - et postludiren ließen. Il vaut mieux, avoir modestement tort, qu'orgeuillesement raison.

II.

Ob Luther ohne Hülfe des weltlichen Arms reformirt hat?

— — „Ohne alle Hülfe des weltlichen Arms hat „Luther reformirt. Mit der Bibel in der Hand, mit „Menschenkenntniß, und tiefer philosophischer Einsicht „ausgerüstet, fieng er sein Werk an. Da er wußte, wie „die Menschen geartet sind: Daß sie nämlich demjenigen „weit mehr, und beständiger anhangen, was ihnen zur „selbst beliebigen Wahl anheimgestellt, als was ihnen mit „Gewalt aufgedrungen wird; da er ferner die Kraft der „Wahrheit, und alle Vortheile kannte, die sie auf ihrer „Seite hat, that er nichts anders, als sie deutlich, und „nach den Begriffen eines jeden einleuchtend vorzutragen; „überließ sie den Menschen zur freyen Wahl; stellte „sich gleichsam mitten auf den Schauplatz des mit Aber„glauben, Mißbräuchen und Irrthümern erfüllten christ„lichen Europa hin, und sagte allen, deren Augen auf „ihn gerichtet waren, was dort Josua zu seinen versam„melten Israeliten sprach: „So fürchtet nun den Herrn „und dienet ihm treulich und rechtschaffen, und lasset fah„ren die Götter, denen eure Väter gedienet haben, jenseit „dem Wasser und in Aegypten, und dient dem Herrn. — „Was hier der jüdische Feldherr von Judas Götzen sagt,

„sagt Luther von den Götzen des Aberglaubens und der „römischen Vorurtheile, und nach vielen zu dem Ende „angeführten auf Verstand und Herz wirksamen Grün„den machte er endlich wie jener den Beschluß, mit der „ernstlichen und herzlichen Ermahnung: Gefällt es euch „nicht, daß ihr dem Herrn dienet, so erwählet euch heute, „welchem ihr dienen wollet. — Ich aber und mein „Haus, wollen dem Herrn dienen. — So reformirte „Josua, so Luther, und siehe da! Jenem fiel ganz Israel „bey, und auf das Wort des Letztern verließen Mönche „und Nonnen freywillig die heiligen Zwangsstätten; Für„sten und Volk, Geistliche und Laien hiengen der Lehre „dieses Mannes zuhundertausend an.“ —

Ein Ungenanter.

Man weis aus der Kirchengeschichte, daß es von der Zeit an, von welcher der Aberglaube und Fanatismus anfieng, die christliche Religion zu verunstalten, die Reinigkeit der Sitten zu beflecken, die Wohlfahrt des Staats zu zerrütten, und das Ansehen der Fürsten samt der Gewissensfreyheit der Bürger zu unterdrücken — Leute genug gegeben habe, welche über den Unfug und Greuel seufzten, und nichts sehnlicheres wünschten, als daß die Vorsehung eine Reformation bescheren mögte. *) Oft blieb es aber nicht blos

*) La reformation etoit desirée par les peuples, par les do-

blos bey Klagen und Wünschen: Man legte auch Hand ans Werk, d. i. selbst Bischöffe, Priester und sogar Mönche predigten gegen die eingerissene Mißbräuche, und ihre Predigten hatten zuweilen den Erfolg, daß das in der Blindheit gehaltene Volk die Augen öfnete, und alle Kräfte anwandte, das lange genug getragne schwere Joch abzuwerfen. Man denke nur an die Wiklefiten, Albigenser, Waldenser, Pikarden, Böhmen ꝛc. Allein was halfen die Bestrebungen freyerer Geister, was fruchteten die Predigten aufgeklärter Lehrer, was nutzte der Eifer des über seine Sklaverey ungeduldigen Volks? —

Unruhen kamen zum Vorschein, und weiter nichts. Köpfe wurden abgerissen, Scheiterhaufen wurden angezündet, Gefängnisse wurden angefüllt — und der Ausgang war der, daß es beym Alten blieb. Fragt man nach der Ursache, warum schlechterdings keine dauerhafte Revolution bewirkt werden konnte, so erfährt man, daß es an den Fürsten der Völker lag, als welche entweder zu einfältig *) oder zu schwach waren,

docteurs, & par les pretres catholiques. Bossuet L. I. des Variat. §. 11. p. m. 3.

*) Man weis, wie groß der Eifer des Kaisers Sigismund gewesen ist, eine Kirchenverbesserung zu veranstalten; nur Schade, daß seine Kenntniß mit seinem Eifer zu reformiren, in keinem Verhältniß stand, und daß er sich eben wegen jenes Mangels von einigen verschmitzten Kardinälen bey der Nase herumführen ließ; er würde ausserdem eben die Revolution bewirkt haben, die Luther bewirkte.

eine Reformation zu begünstigen. Da man keine weltliche Unterstützung, vielmehr weltliche Widersetzung fand, so konnte man wenig oder gar nichts ausrichten.

Ohne Zweifel würde auch Luther mit seiner Bibel in der Hand allein da gestanden, oder samt seiner Bibel verbrannt worden seyn, wenn die Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts den Fürsten der mittleren und der folgenden Jahrhunderte ähnlich gewesen wären. Aber zum Glück fieng endlich die Politik an über die Theologie zu siegen — die Fürsten*) schlugen die Augen auf, und beeiferten sich mit den zahllosen Mißbräuchen bey jeder Gelegenheit selber Krieg zu führen. Wie frey redeten sie auf den Reichstägen? Wie tapfer griffen sie selbst den Hauptsitz aller Unordnung an? Nämlich den Stuhl des römischen Bischofs. Zwangen sie doch sogar den Pabst Julius den Zweyten, bey seiner Krönung im Jahr 1503 einen solennen Eyd zu schwören, darin er bey Ver-

*) Ja in Deutschland fieng man schon an Hand ans Werk zu legen, da Italien, das aufgeklärteste und blühendste Reich in Europa, ob es schon die Gebrechen der Religion noch weit besser mogte eingesehen haben als Deutschland, dennoch an nichts weniger als an eine Reformation gedachte. Die guten Köpfe in Italien begnügten sich blos mit Satyren auf den Pabst, die Kardinäle und ihr Gefolge von Mönchen und Nonnen. Quidam.

Vermeidung des Meineydes und des Bannes angeloben mußte, daß er binnen zwey Jahren zur Reformation der Kirche ein Konzilium ausschreiben wolle; und da er sein Versprechen nicht hielt, so veranstalteten Kaiser Maximilian und der König Ludwig der Zwölfte von Frankreich im Jahr 1511 das Konzilium zu Pisa, und nahmen die Kardinäle und Prälaten, welche wider des Pabstes Willen darauf zugegen waren, in ihren Schutz. Maximilian sagte dabey in seinem Edikt recht vom Herzen weg: „Die Drangsale der Kirche wären unermeßlich, und folge daraus die Abnahme des wahren Glaubens.“

Freylich wurde der Zweck des Kaisers und der übrigen Fürsten, auf diesem Konzilio nicht erreicht; denn der Pabst, der den Ernst sahe, wußte durch ein anderes Konzilium, welches zu Rom im Lateran gehalten, und kaum im Jahr 1517 unter Leo dem zehnten geendiget worden, die Sache ins Weite zu schieben. Aber die Fürsten wurden dadurch nur noch mehr aufgebracht, und zu ernstern Maasregeln veranlaßt. Die Beschwerden der deutschen Nation, die weit über hundert anwuchsen, bewiesen sehr deutlich, daß nun die Politik des größten Theils von Deutschland damit umgienge, eine Reformation durchzusetzen, es koste, was es wolle. Und wenn man daneben liest, welche Intriguen und Bestechungen der römische Hof endlich anwenden mußte, um den Kaiser, den Herzog von

Bayern,

Bayern, die Pfalzgrafen am Rhein bei guter Laune zu erhalten, so muß man sich wundern, daß der Ausbruch der Reformation noch bis zu Luthern verschoben wurde. Aber eben diese Zeitumstände waren auch für Luthern die günstigsten.

Auf der einen Seite sah er einen großen Haufen Volks, welcher schon lange auf einen Erlöser wartete. Schon 1502 schlug sich das Landvolk zusammen wider die Herren und Pfaffen, und seine Losung war: Was ist das für ein Wesen? Antwort: Wir mögen von den Pfaffen nicht genesen. Als Luther zu Worms einzog, schrie ihm auf öffentlicher Straße sogar ein Hofnarr entgegen: Venisti desiderabilis, quem expectabamus in tenebris! — Auf der andern Seite sah er (denn Deutschland hatte überhaupt damals seine glänzendeste Epoche) warme Patrioten, werkthätige Philosophen, denkende und unternehmende Fürsten, welche bereit waren, den ersten kühnen Mann, der gegen den römischen Hof auftreten, und ihre Beschwerden mit Gründen unterstützen würde, in Schutz zu nehmen. Er konnte es nun immer mit dem Reich der Finsterniß aufnehmen, ohne zu fürchten in diejenige geworfen zu werden, wo wird seyn Heulen und Zähnklappen. Er konnte mit Freuden daran denken, Reformator zu werden, weil er hoffen konnte, daß er von dem weltlichen Arm auf seiner mühsamen Laufbahn nicht würde zurückgestoßen, sondern weiter

geführt werden. Schon bey seinen ersten Vorschritten sah er auch die Wolkensäule, wie ehemals die Israeliten, vor sich herziehen, und zwischen ihm und seinen Feinden eine schützende Scheidewand machen; oder ohne Bild, er sah sich von seinem Landesherrn begünstigt, und wenn gleich nicht anfänglich, doch in der Folge öffentlich von ihm beschirmet. Die Vorsehung hatte es so gefüget, daß das Kurfürstenthum Sachsen zur damaligen Zeit, unter der Herrschaft eines Regenten stand, welcher den schönen Beynamen des Weisen vollkommen verdiente, und der mit seiner Weisheit auch die Gerechtigkeit glücklich zu verbinden beliebte. Friedrich zweifelte keinen Augenblick daran, als er von dem Streite Luthers mit den Ablaßkrämern Nachricht bekam, daß Luther eine Wahrheit vertheidige; und da er hofte, daß der Staat und die Kirche bey dieser Zänkerey eher gewinnen als verliehren dürfte, so ließ er derselben, ohne sich eben dabey einzumischen, herzlich gerne ihren Lauf, den sie nehmen mogte. Wie gut Luther, (der in eben der Minute seinen Rückzug anstellen mußte, in der ihm Friedrich einen Wink dazu gab,) — diese Nachsicht zu benutzen verstand, weis man; aber man denkt vielleicht nicht daran, daß Luther mit weniger Troß würde gestritten haben, wenn er nicht auch dem Kurfürsten ein wenig in die Karte gesehen, d. h. seinen geheimen Unwillen gegen die Sündenverkauferey aus-

gespüret, und sich daher einen unfehlbaren Schutz versprochen hätte. Wenigstens mußte er doch denken; wer nicht wider mich ist, ist mit mir.

Aber es zeigte sich bald, daß sein Kurfürst auch mit ihm wäre. Da nämlich Luther von dem Pabst den Befehl erhielt, sich vor dem Kardinallegaten Cajetan zu Augspurg zu stellen, um allda seine Sünden zu bekennen, welche er gegen die Dataria zu Rom begangen hatte, so sorgte alsobald der Kurfürst für seine Sicherheit, dadurch, daß er ihn den augspurgischen Rathsherren empfahl, so lange bis sie ihm ein sicheres Geleite bey dem Kaiser ausgewirkt hätten, — und diese gnädige obgleich weltliche Vorsorge half ihm so viel, daß er, obschon als ein Ketzer verdammt, und mit der Gefangenschaft bedroht, — dennoch als ein freyer Mann, der ohne Sünde wäre, von dem Kardinallegaten Abschied nehmen, und nach Wittenberg zurückkehren konnte.

Noch deutlicher legte sich die gute Gesinnung des Kurfürsten gegen ihn an den Tag, als sich der Kardinal Cajetan in einem Schreiben an ihn über den Augustinermönch heftig beschwerte, und um seine Stellung nach Rom, oder um seine Landesverweisung ansuchte; — und als selbst der Pabst in einem Breve darauf drang, daß er der Erkenntniß des römischen Stuhls überantwortet würde. Da that der Kurfürst

nichts

nichts weiter gegen Luthern, als daß er ihm die gegen ihn vorgekommenen Beschwerden zur Beantwortung überschickte, — aber gegen den Kardinal that er desto mehr; er lies ihm nämlich bey Ueberschickung der Verantwortung Luthers erklären: Wie er nicht gestatten könne, daß Luther unüberwiesen, und seiner Universität Wittenberg zum Nachtheil solte verjagt, oder als ein Ketzer ausgeschrien und verdammt werden." Im Gegentheil versprach er Luthern selbst seinen Schutz, und befahl ihm ferner zu Wittenberg zu bleiben.

Als der römische Hof vollkommen einsah, daß Luther keine Vokation von ihm annehmen würde, weil er in Friedrichs Diensten stand, so nahm er die Zuflucht zu seiner gewohnten Politik, und suchte durch diese Friedrichen zu verleiten, daß er Luthern entließe. Man suchte Friedrich den Weisen mit Komplimenten zu lenken, weil man es mit Beschwerden nicht konnte, und ihn mit einer goldnen Rose zu bestechen, weil ihn kein Blitzstrahl zu erschrecken vermogte. Aber auch die Politik des römischen Hofes war fruchtlos. Luther blieb nach wie vor in Friedrichs Schutz — ward auch selbst da nicht ganz von ihm verlassen, als die Politik Roms wieder mit der Stratagetik, und zwar der allerfürchterlichsten, abwechselte. Aber guter Luther! Wie plötzlich würdest du auch die Fensterläden die du schon geöfnet hattest, wieder zugeschlossen haben, wenn dein Schutzgeist Friedrich nur kurze Zeit

von

von dir gewichen wäre. Er verbarg sich nur einmal einen Augenblick, und du wolteſt ſchon wieder irre werden. Man weis, wie bange ihm ward, als er mit Karln von Miltiz, der vom Pabſt Leo den Auftrag hatte, die erregten Streitigkeiten zu unterſuchen, im Jänner des Jahres 1519 zu Meiſſen eine kleine Unterredung pflegte: — und da auch ſein ſonſt unerſchrockner Schutzherr Friedrich eine kleine Anwandlung von Furcht erlitte, ſo war dieſe Beobachtung ſchon allein hinlänglich, den Geiſt eines Reformators in ſich erſterben zu laſſen. Er bückte ſich vor dem päbſtlichen Abgeſandten, — er erbot ſich ſubmiß zum Stillſchweigen — er entwarf ein höchſtdemüthiges Schreiben an den Pabſt ſelbſt — und es fehlte nichts weiter, als daß er auch den verlangten Widerruf eingieng, ſo würde ſeine Reformation mit einer Farçe beſchloſſen haben. Ein Glück für ihn und für die Welt, daß ſich ſein Schutzherr bald wieder ermannte, — und daß dieſer auch nach dem Tode des Kaiſers Maximilian eine geraume Zeit hindurch als Reichsvikarius gröſſere Macht und freyere Hände bekam, ſich ferner als Schutzherr zu ſignaliſiren. — Auf dieſe erfolgte Veränderung — wurde auch ſein Geiſt von neuen belebt, und er ſchritt mit verdoppeltem Muth ſeinen Feinden entgegen. Da er auch in der Folge ſah, daß der Kurfürſt von Trier, als päbſtlicher Bevollmächtigter, um ſeine Stellung nach Ehrenbreitſtein vergebens an

Frie-

Friedrich schrieb, — daß D. Eck, nach der Disputation zu Leipzig fruchtlos die Verbrennung seiner Schriften verlangte, — und daß selbst die Drohung, mit welcher Miltiz seinen Schutzherrn heimsuchte, nur von diesem verlachet wurde; — so wurde er fast übermüthig, oder er bewies nun auch, daß das menschliche Herz ein trotziges Ding ist, nachdem er zuvor deutlich genug gezeigt hatte, daß es ein verzagtes Ding ist. Er spottete nicht nur der im Jahr 1520 mit unverständigen Eifer herausgeschleuderten Bannbulle des allergrosmächtigsten Oberhaupts der ganzen Christenheit, sondern that auch das Oberhaupt selbst in den Bann, und warf sein heiligstes Diplom, das kanonische Recht in die Flammen.

Auch mußte es ihm sehr wohl zu statten kommen, daß der inzwischen auf den kaiserlichen Thron erhobne Karl der Fünfte, in den Antrag des päbstlichen Nuntius Aleanders, seine Lehre durch ganz Deutschland zu verbieten nicht einwilligte, sondern die Sache auf einen Reichstag, und zwar auf den zu Worms verschob; denn in dieser Zwischenzeit mehrte sich seine Parthey zusehends, und er erfuhr, daß noch mehrere Fürsten als sein Kurfürst ihm den Arm darreichten. Eben diese Erfahrung lies ihn auch ohne Furcht nach Worms reisen. Er wußte, daß er von Friedrich den Günstlingen Karls, nämlich den Herrn von Chievres, und dem Grafen Heinrich von Nassau bestens em-

pfohlen war, daß ihm die Reichsstände ein sicheres Geleite ausgewirkt hatten, und daß, wenn auch das kaiserliche Geleite nicht zu sicher wäre, doch das Geleite das ihm der Kurfürst von Sachsen gegeben, vollkommen sicher sey — allenfalls auch der Schutz und Schirm anderer Fürsten sich erwarten ließe. Was wagte er demnach, da er nach Worms zog? Seine Freunde durften ihm immer die Reise dahin widerrathen, und ihm die besorgliche Gefahr und das Exempel Johann Hussens vorstellen, der zu Kostnitz wäre verbrannt worden, — ob er gleich ein sicheres Geleite vom Kaiser Sigismund gehabt habe; — er hatte nicht Ursache, auf solche Vorstellungen zu achten. Es war zu Worms kein Konzilium, wie zu Hussens Zeiten zu Kostnitz — sondern ein Reichstag. — Er zog nicht als ein barfüßiger Mönch, der von den nachfolgenden Trabanten der Inquisition auf die Füße getreten wird, sondern als ein vornehmer Prälat in der Mönchskutte, unter Vorreitung des kaiserlichen Herolds, und mit Begleitung vieler fürstlichen Diener und Edelleute, die ihm entgegen geritten waren, zu Worms ein.

Auch sah er daselbst keine Teufel, wenigstens nicht so viele, als Ziegel auf den Dächern sind. Dagegen sah er viele Engel und Erzengel, welche bereit waren, ihn auf den Händen zu tragen, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stieße. Da er auch von sei-

nem Kurfürsten, als von seinem vornehmsten Schutzheili-
gen an dem berühmten witttenberg. Rechtslehrer Doktor
Schurf einen rechtlichen Beystand mit bekam, so konnte
er freudig hoffen, daß ihm im schlimsten Fall, wenn er
nämlich mit der Bibel in die Enge käme, Schurf
mit dem deutschen Recht zu Hülfe eilen würde. Es
lief auch wirklich alles glücklich ab; und obwohl ei-
nige Bischöfe und eifrige Anhänger des Pabstes, un-
ter andern auch Kurfürst Joachim von Brandenburg
den Kaiser zu bewegen suchten, Luthern das verspro-
chene sichere Geleite nicht zu halten, sondern ihn als
einen verstockten Gegner gefangen zu nehmen, so wur-
den doch diese verderbliche Rathschläge durch die mei-
sten Fürsten, vornehmlich aber durch die Kurfürsten
von Pfalz und Sachsen, wie auch durch den Herzog
Georg von Sachsen vereitelt. Selbst Karl soll ge-
sagt haben: Wenn auch alle Welt lüge, so soll doch
ein Kaiser Treu und Glauben halten.

Wenn aber Luther seine Sicherheit auf dem Reichs-
tag zu Worms hauptsächlich seinem Landesherrn zu
danken hatte, so hatte er es ihm nicht weniger zu dan-
ken, wenn er nach seiner Abreise von Worms einen
sichern Zufluchtsort zu Wartburg fand. Der Kur-
fürst sah voraus, daß Luther, der zu Worms nicht
widerruffen hatte, nächstens würde geächtet werden, und
daß er ihm dann nicht mehr einen öffentlichen Auf-
enthalt in seinen Ländern gestatten könnte. Er be-

schloß also, ihn in heimliche Verwahrung zu nehmen, bis sich das Ungewitter ein wenig verzogen habe; und er eröfnete ihm seine **Anstalten** dazu, noch zu Worms, den Tag vor seiner Abreise. Und Luther — hatte natürlich nichts darwider zu erinnern. Er, der allen Teufeln zu Worms Troz geboten hatte, weil Friedrich den Regenschirm alda öffentlich über ihn halten konnte, meynte den Teufeln ausser Worms nicht trauen zu dürfen, weil ihn Friedrich nicht mehr vor den Augen Sr. kaiserl. Majestät halten konnte. Und er meynte recht. Auf dem Bergschloß, und als Junker Jörg mit langen Bart und in weltlichen Kleidern lies sichs sicherer und artiger leben, als zu Wittenberg in der Qualität eines Doktors mit glatten Bart und in rauher Kutte. Wenn er hier gleich manche geistliche Anfechtungen litte, so empfand er doch keine leiblichen — wenn er hier auch nicht wider den Pabst predigen konnte, so durfte er doch wider ihn schreiben.

Heil dem weisen Friedrich — Heil ihm in der Ewigkeit, daß er seinen Luther so gnädig in seine Arme nahm! Denn bald nach der Abreise desselben von Worms, sezte der Kaiser seine gethane Drohungen ins Werk, d. i. erklärte Luthern als einen offenbaren Ketzer, nebst allen die ihm anhängen und schüzen würden, in die Reichsacht und Oberacht, verbot dessen Bücher, befahl ihn gefangen zu nehmen, und ihn auszuliefern, gab die Güther von allen seinen Anhängern

Preis,

Preiß, und ließ zu gleicher Zeit ein sehr scharfes Edikt wider alle bisherige Neuerungen in der Religion in das Reich ausgehen. Freylich hatte an diesem schrecklichen Edikt nicht sowohl sein Haß gegen Luthers Ketzereyen, als vielmehr seine Politik, welche die Freundschaft des Pabstes suchte, um sich derselben gegen Frankreich zu bedienen, mit welchem ein Bruch bevorstand, — Antheil; aber seine Bewegursache mogte auch seyn welche sie wolte; genug, Luther hätte die schweren Folgen dieser Achtserklärung tragen: d. i. vor dem Inquisitionstribunal zu Rom mit der Teufelsmütze paradiren — und das pater peccavi anstimmen müssen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich der fernern Verdienste Friedrichs um Luthern und um seine Lehre, ohne daß er ihr eben ganz und gar, noch weniger aber öffentlich zugethan war, erwähnte. Es sey genug nochmals zu sagen, daß Luther ohne Friedrichs Schutz und Schirm, — und thätigen Beystand, eben so wenig als irgend ein Reformator vor seiner Zeit, so wenig als ein Johann Kaiserberg, Johann Kreuziger, und andere, die alle mit noch bessern Einsichten als Luther, und mit noch größern Muth ihr Werk anfiengen, würde vermögend gewesen seyn, die Finsterniß zu durchbrechen, und das Licht wieder in die Welt zu bringen. Ohne Hülfe des weltlichen Arms hätte er sich gleich anfänglich schon gezwungen gese-

hen,

hen, das zu thun, wozu ihn der berühmte Albrecht Kranz den Rath gab, als er kurz vor seinem Tode Luthers Thesen wider den Ablaß durchsah: „Mein Bruder! Gehe in deine Zelle, und sprich: Herr! Erbarme dich mein!

Wenigstens hätte er seine Reformation nicht mit so vielem Glücke fortsetzen können, wenn nicht auch der Nachfolger Friedrich des Weisen, nämlich Johannes der Beständige, die nämlichen Gesinnungen gegen ihn gehabt, und mit denselben eine noch sichtbarere und mächtigere Bestrebung die neu verkündigte Wahrheit zu befördern, verbunden hätte. So wie sich Friedrich daran begnügte, den Bestreiter des Pabstthums nur unter seine Flügel zu nehmen, und den Progressen seiner Lehre zuzusehen, so that Johannes noch vielmehr, indem er nicht nur gleichsam dem Bestürmer Roms sein Kurschwerd vortrug, sich samt seinem Kurprinzen öffentlich zu seiner Lehre bekannte — ihrer Ausbreitung mit Wegräumung aller Hindernisse in seinen Staaten allen Vorschub that, sondern auch sich selbst zum Pabst in Sachsen machte, wodurch der Bischof zu Rom von ihm abhängig wurde. Was auch Luther unter dem vorigen Kurfürsten nicht wagen durfte, — nämlich eine Frau zu nehmen — das wurde ihm von dem neuen, ohne Anstand bewilligt, — und er säumte so wenig sein gnädigstes Dispensationsdekret zu nützen; daß er

schon

schon 4 Wochen nach dem Tod seines vorigen Landesherrn *) in den Armen seiner Käthe war, — wodurch er zwar den bigotten Katholiken einen Stein des Anstosses und einen Fels des Aergernisses in den Weg legte, — den vernünftigern katholischen Priestern und Mönchen aber ein reizendes Beyspiel gab, in seine Fußtapfen, und damit zugleich zu seiner Lehre zu treten.

Noch merkwürdiger und wichtiger aber ist die deutsche Fürsten-Association für die Reformation, von welcher Johannes der Stifter und das Oberhaupt wurde. Da nämlich vorauszusehen war, daß der Kaiser und viele Stände des Reichs die alte Religion auf den Trümmern der neuen, mit gewaltsamer Hand wieder anbauen würden, wenn ihnen nicht gewafneter Widerstand geschähe, so pflog Johannes mit den der lutherischen Lehre geneigten Fürsten Unterhandlungen — hielt mit ihnen verschiedene persönliche Zusammenkünfte, und suchte in denselben, namentlich die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Herzoge von Pommern und Meklenburg, die Fürsten von Anhalt und Henneberg, die meisten Grafen, die Reichsritterschaft, wie auch einige Städte, welche zu Ulm einen Städtetag gehabt hatten, besonders Strasburg, Nürnberg, Ulm, Augspurg, Magdeburg ꝛc. an sich zu hängen, um

*) Friedrich der Weise starb den 25. May 1525, und den 25. Juny eben dieses Jahrs hatte Luther Hochzeit.

allenfals Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Und wenn er schon anfänglich nicht mit Glücke unterhandelte, so hoben sich doch bald alle Schwierigkeiten, da er den braven Landgrafen von Hessen auf seine Seite brachte. Wenigstens gab das Bündniß, welches er mit diesem zu Torgau, zur Vertheidigung der Religion schloß, Anlaß, daß solchem bey dessen Wiederhohlung zu Magdeburg, vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, und die Stadt Magdeburg beytraten. Und nun war schon viel gewonnen. Denn jetzt mußte nicht nur auf dem 1526 gehaltenen speyerischen Reichstag das beschwerliche Wormser Edikt suspendirt werden — jetzt mußten sich nicht nur die katholischen Stände auf dem 1529 gehaltenen speyerischen Reichstag eine Protestation gefallen lassen; sondern es war auch der Kaiser, der eine Hülfe wider die Türken nöthig hatte, gezwungen, den hohen Ton in dem er sprach, herabzustimmen, und den Weg gütlicher Unterhandlungen zu gehen. In dieser Absicht schrieb auch Karl den berühmten Reichstag zu Augspurg aus — auf welchem er nichts wenigeres im Sinn hatte, als die protestantischen Fürsten wieder ächtkatholisch zu machen, und hierauf ohne große Hinderniß auf einem folgenden Konzilio alles abtrünnige Volk wieder in den Schooß der römischen Kirche zurück zu führen. Freylich mußte

das

das geschehen, wenn nur einmal die Fürsten gewonnen wären. Nur war es Schade, daß die Politik Karls an diesen scheiterte. Anstatt sie auf dem gedachten Reichstag in die Schlinge zu bringen, lief Karl in die ihrige. Die Meynung der protestantischen Fürsten war nämlich nicht, auf dem Reichstage zu Augspurg dem Pabst die Hände zu bieten, sondern eine vollkommene Gewissensfreyheit, die sie bisher vergeblich gefodert hatten, auszuwirken, — noch mehrere Fürsten und Deputirte für die evangelische Lehre einzunehmen, und dieselbe wo möglich, in ganz Europa bekannt zu machen. Sie urtheilten, daß die katholischen Prinzen nur deswegen an der lutherischen Lehre keinen Antheil nähmen, und ihr in ihren Landen die Thüre verschlössen, weil sie übel von ihr berichtet wären, — daß sie aber eben sobald die Thüre öfnen würden, sobald sie Gelegenheit bekämen, die lichte Seite der evangelischen und die finstere der katholischen zu sehen, wozu sich keine bessere Gelegenheit als auf einem öffentlichen Reichstag darbiete. Die Folge rechtfertigte ihr Urtheil — wo nicht völlig doch einigermaßen. Denn da Karl die Erlaubniß ertheilte, ihr Glaubensbekenntniß, oder wie es anfänglich hieß, ihre Apologie vor der ganzen Reichsversammlung ablesen zu lassen, so giengen erstlich vielen Widriggesinnten, sogar manchen Bischöfen die Augen auf. Noch auf dem Reichstage erklärten viele der vornehmsten Reichs-

stände, daß ihnen die Sache der Evangelischen ganz anders wäre vorgestellt worden, als sie aus der öffentlichen Vorlesung verstanden hätten, und daß sie nicht vieles dafür nehmen wolten, dabey nicht zugegen gewesen zu seyn. Der Kardinal und Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, bekannte frey, daß die Messe, das Verbot der Speisen, und andere Menschensatzungen unrecht wären. Der Bischof von Augspurg sagte laut: Alles was abgelesen worden, ist die pure lautere Wahrheit. — Selbst der spanische Kanzler bezeugte gegen den Melanchthon, daß er nun ganz andere Begriffe von der Lehre Luthers hätte, als vorhin in Spanien, wo man dieselbe ganz anders vorgebildet. — Hernach gieng auch, wie man wünschte, der Schall dieser Lehre von Augspurg aus, in alle Lande. Sie behauptete sich bisher nur in den Gegenden, in denen sie öffentlich gelehrt werden durfte. Man kante sie noch gar nicht in den andern Reichskreisen, — oder wenn man sie kante, so sah man sie in so schwarzer Gestalt, daß sie nur Schrecken oder Verachtung einflößen mußte. Da sie nun auf dem glänzendsten Schauplatz Europens und vor der erlauchtesten Versammlung Deutschlandes mit ihrem eigenthümlichen Reiz, zur Schau getragen wurde, so konnte sie fast nirgends mehr verborgen bleiben, — und mußte überall einige Herzen erobern. Wirklich vermehrte sich auch zusehends die Parthey der Evangelischen,

schen, — und der Reichstag war noch nicht geendiget, als schon wieder vier angesehene Reichsstädte baten, dem übergebenen Glaubensbekenntniß beytreten zu dürfen.

Aber das Hauptsächlichste war, daß man den lutherisch Gesinnten einen neuen Weg öfnete, eine gänzliche Gewissensfreyheit, durch das ganze Reich zu behaupten. Man hatte vorhin in den Reichsversammlungen ignoriren können, daß es einen Unterschied in der Religion gäbe; — wenigstens hatte man da Gelegenheit, die vornehmsten Chargen und die wichtigsten Aufträge nur denen von der katholischen Parthey zu ertheilen. Allein jetzt konnten die von der evangelischen unter mehr als einem Vorwande fodern, daß die oberste Macht getheilt würde. Da sie vorhin selbst ihre Stärke nicht genug fühlten, weil sie weder stets die Kühnheit noch die Bequemlichkeit hatten, sich nach Belieben zu versammeln, so machte man sie nun selbst mit ihrer Stärke bekannt, da man sie jetzt als einen politischen Körper ansah, und versetzte sich in die Nothwendigkeit, ihnen die Freyheit zu lassen, sich nach Belieben zu versammlen, und eine Konföderation zu formiren, welche einen neuen Staat mitten in Deutschland aufrichtete, von dem über kurz oder über lang der alte umgestürzt zu werden in Gefahr war.

Gewiß die katholische Parthey konnte keinen gröfsern Fehler begehen — als den, welchen sie zu Augspurg

spurg begieng. Und Karl, der, um die Protestanten desto besser zu fangen, ihnen blos mit einer Captatio benevolentiae ohne alle Folgen schmeicheln wolte, wenn er ihnen erlaubte, ihr Glaubensbekenntniß herperorieren zu lassen, hätte klüger gethan, ihren Fürsten lieber in ihren Quartieren zu Augspurg die Anhörung einer evangelischen Predigt zu verstatten, als selbst in seinem eigenen Quartier, eine evangelische Predigt wie die Konfeßion war, und die beynahe zwey Stunden dauerte, mit aller ersinnlichen Geduld anzuhören. Mit Recht frohlockte Luther über diese politische Thorheit, als er in seiner Wüste zu Koburg Nachricht von der glücklich abgelegten Predigt erhielt, und er durfte gar wohl sagen: Daß Karl mit Blindheit müsse geschlagen seyn. Aber er hätte auch erkennen dürfen, daß ohne die Fürsten, — seine Lehre weder auf den Reichstag gekommen, noch daselbst den Triumph davon getragen haben würde.

Jedoch die Fürsten verschaften nicht blos der Lehre Luthers einen glänzenden Sieg durch ihre Klugheit, sie verfolgten ihn auch durch ihre Standhaftigkeit. Da Karl erkannte, daß es ihm fast unmöglich fallen würde, den Sieg wieder auf seine Seite zu reißen, so lange er mit der nun vereinigten Macht zu kämpfen hätte, so suchte er sie durch eine Theilung zu schwächen, und dann einen Theil nach den andern bald durch große Versprechungen, bald durch harte Drohungen, zu schla-

gen.

gen. In dieser Absicht gieng er zuerst auf den Kurfürst Johannes los, welchen er um so gewisser von seinen Bundesgenossen abzuschneiden hofte, weil es seinem Privatintereſſe gemäs war, den Kaiser zum Freund zu haben. Der Kurfürst bedurfte wirklich des Kaisers in zweyerley Sachen von der äussersten Wichtigkeit. Die erste betraf die kaiserl. Belehnung mit seinem Kurfürstenthum, die andere die Bestätigung der Ehepakten seines Kurprinzens mit der Jülich klevischen Prinzeßin, welche nichts wenigeres als eine ziemlich sichere Anwartschaft auf zwey schöne Herzogthümer gaben. Und der Kaiser ließ ihm zu beyden Hofnung machen, wenn er für seine Person wieder katholisch würde, und dabey verspräche, auch in seinen Staaten die alte Religion wieder herzustellen — dagegen aber alle Hofnung auffagen, wenn er bey der übergebenen augspurgischen Konfeßion, in welcher er durch seine Unterschreibung, und der darinnen geschehenen Erwähnung seiner Mitverwandten, zugleich ein deutliches Bekänntniß von einem reichswidrigen Bündniß abgelegt hätte, — verharrete. — Aber Johannes ließ lieber den Kurhut unbefestigt, und die Erbschaft in fremden Händen, als daß er Luthers Lehre Preis gab.

Nicht besser glückte es mit dem Landgrafen von Hessen. Da der Kaiser die herrschende Leidenschaft dieses Fürsten kannte, welche auf die Wiedereinsetzung des Herzogs von Würtenberg in sein Land gerichtet

war

war (eigentlich war die Erbverbrüderung, welche zwischen Hessen und Würtenberg bestand, und die nahe Aussicht zur Succeßion in Würtenberg, die Triebfeder,) so ließ er ihm zusagen, daß er nicht nur seinen Bruder den König Ferdinand dahin disponiren wolle, dieses Herzogthum wieder dem vertriebenen Ulrich einzuräumen, sondern daß er auch ihm, dem Landgrafen selbst, große Vortheile gewähren würde, — wenn er die neue Religion zum Opfer brächte. — Aber der Landgraf hatte noch eine schwache Seite. Er verlangte nach der Grafschaft Katzenellenbogen, — und es kam nur auf den Kaiser an, sein Verlangen zu stillen, das heißt, zwischen ihm und den Grafen von Nassau, welche ebenfalls die Grafschaft in Anspruch nahmen, zu seinen Gunsten einen Spruch zu thun. Und auch hiezu erklärte sich der Kaiser unter obiger Bedingung bereitwillig. Aber Philip war so wenig geneigt wie Johannes, sich vom Luther scheiden zu lassen, und anstatt Sr. kaiserlichen Majestät Rock zu küssen, ließ er es an diesen Worten genug seyn: Er habe von Sr. kaiserl. Majestät eine so hohe Meynung, daß er glaubte: Der Unterschied in der Religion werde ihr kein Hinderniß seyn, dem Herzog von Würtenberg mit der Wiedereinsetzung in sein Land, und dem Hause Hessen, durch die Erhaltung seiner Rechte auf die Grafschaft Katzenellenbogen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Eben

Eben so wenig richtete endlich Karl bey dem Markgrafen Georg von Anspach durch seine Drohungen aus. Er mogte ihm immer andeuten, daß ihm die Vormundschaft über seines Bruders Sohn, den Markgrafen Albrecht von Bayreuth würde abgenommen werden, wenn er nicht die katholische Religion wieder annähme; — es machte auf ihn keinen Eindruck, denn er war entschlossen, für das neue Evangelium — so nannte er die Lehre Luthers, wenn es seyn müßte, auch alles zu dulden. Sein Eifer gieng so weit, daß er dem König Ferdinand mit dürren Worten ins Gesicht sagte: „Er wölte lieber sogleich niederknieen, und sich durch des Henkers Hand den Kopf abschlagen lassen, ehe er Gott und sein heiliges Wort verleugnen, und einer irrigen Lehre beypflichten wolte.“

Wenn man nicht umhin kann, eine solche ausserordentliche Standhaftigkeit, welche auf die edelste Selbstverläugnung gegründet war, zu bewundern, so muß man auch gestehen, daß ohne diese Standhaftigkeit der Glanz, in dem die neue Lehre zu Augspurg erschien, nur von geringer Dauer gewesen wäre.

Aber was man am allerwenigsten ausser Augen lassen darf, das ist die Ligue, welche in der Folge die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden schloßen. Was hätte wohl den Kaiser hindern können, da ihm

seine Staatskunst keine Dienste leistete, sich seiner Kriegskunst zu bedienen, und mittelst dieser die ketzerischen Länder für Rom wieder zu erobern; — wenn ihm nicht diese Ligue den Arm gehalten hätte. Er hätte sie, zwar, und vielleicht mit gutem Erfolg angreifen können; aber da er eine blühende Provinz in Italien, nämlich das Herzogthum Mayland, welches der König Franz von Frankreich seit dem Frieden von Cambrai, immer noch nicht aus dem Herzen ließ, und das er auch leicht wieder gewinnen konnte, wenn Karl seine Kriegsheere aus demselben herauszog und gegen die Protestanten gebrauchte — nicht daran wagen mogte; so blieb ihm nichts übrig, als sie (die Ligue) bis auf gelegnere Zeit zu respektiren, und ihr ihren Zaun um die neue Lehre immer weiter ausdehnen und immer fester machen zu lassen. Ja eben diese Ligue mahnte nicht nur Karln und die katholisch gebliebene Stände von gewaltsamen Maasregeln ab, sondern half auch den ersten Religionsfrieden zu Nürnberg bewirken. Denn da sie auch darauf bestand, dem römischen König Ferdinand die so höchst nöthige Hülfe wider die Türken nicht eher zu bewilligen, bis der Kaiser und das Reich eine freye Duldung der protestantischen Religion zusicherten, so waren diese auch gezwungen, diese Forderung einzugehen, und Kurfürst Johannes, der den Namen des Beständigen so rechtmäßig erwarb, das vornehmste Oberhaupt des

Für-

Fürstenbundes, konnte, da er bald hierauf starb, mit dem freudigen Rückblick auf das zu Stande gebrachte große Werk, und mit der frohen Hofnung, daß es stets bestehen würde, von der Welt abscheiden.

Zu dieser Hofnung berechtigte ihn aber wohl vornehmlich sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich, von welchem er wußte, daß er mit der reinsten Liebe zur evangelischen Lehre, einen eben so heldenmüthigen Eifer für ihre Beschützung verbinden würde. Wirklich erfüllte auch dieser Fürst einen großen Theil der Hofnung seines Vaters, denn ausserdem, daß er die Stelle desselben bey dem schmalkaldischen Bund ersetzte, und diesen Bund durch die Aufnahme noch mehrerer Reichsstände mächtiger machte, hatte er auch sogar den Muth, an der Spitze seiner Bundesgenossen, den gemeinschaftlichen Feind ihrer Religion selbst aufzusuchen, und für sie seine Freyheit, seine Kur, und auch sein Leben zu wagen. Er hätte sie aber auch ganz erfüllt; wäre er nur mit seinem Gefährten, dem Landgrafen von Hessen, in allem einverstanden geblieben, — und hätte er nur die Schwäche des Kaisers mit mehrerer Eilfertigkeit benutzt. In diesem Falle wäre vielleicht Karl eben so gut sein Gefangener geworden, als er Karls Gefangener durch die Begehung jener Fehler wurde; — ja es würde dann nicht viel daran gefehlt haben, daß auf seinen Wink noch

Zweyviertel von Deutschland sich der Fesseln des Katholicismus entledigten.

Was indessen Johann Friedrichs und der associirten Fürsten Unstern bey Mühlberg für nachtheilige Folgen für die evangelische Lehre gehabt hat, — wie sie bald mit einer Interimslehre abwechseln mußte — wie sie in Gefahr war, von dem veranstalteten Konzilio begraben zu werden, das muß ich meinen Lesern zur eigenen Beherzigung überlassen, weil ich ohne zu große Weitläuftigkeit nicht weiter ins Detail gehen kann. Es ist mir genug, wenn man gesteht, daß die reformirte Lehre nur mit den Fürsten stehen und fallen konnte; und ich hoffe, man wird auch bekennen, daß sie blos durch die Hülfe des Kurfürstens Moriz, welcher den Fehler Johann Friedrichs durch den raschen und beherzten Ueberfall Karls verbesserte, zu Passau und Augspurg ihr Haupt wieder empor zu heben vermochte. Ohne daß ich darum bitte, wird man auch zugeben, daß sie sich von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag, den Schutz des Himmels abgerechnet, einzig und allein durch das mächtige tel est nostre plaisir der Fürsten erhalten hat; — und sie wird sich auch fernerhin in dem Maaße erhalten, in dem die Fürsten Schutz und Schirm für sie bereit haben. Solten diese einmal samt und sonders, oder doch den vornehmsten Theil nach auf den kürlösen aber doch nicht ganz unmöglichen Einfall gerathen, wieder

gut

gut katholisch zu werden, so wird nichts als ein Wunder ihre Fortdauer bewirken können, und weder der augspurgische noch der westphälische Friede wird sie vom Tod erretten.

Wie dem aber seyn mag; da ich einmal gezeigt habe, daß die Reformation dem Schutz des weltlichen Arms ihren Fortschritt zu danken hatte, so will ich nur noch ganz kurz seinen modum procedendi bey derselben beleuchten.

Sein modus procedendi war rasch und gewaltsam. — Wer die Menschen kennt, in deren Gehirn die Irrthümer mit stehenden Lettern gedruckt sind, und welche bald vom Eigennutze, bald von der Gewohnheit, bald von ihrem Geistesunvermögen am Aermel gehalten werden, wenn sie der neuen Wahrheit entgegen gehen wollen; der wird dem ersten Anfang der Reformation nur wenig Proselyten verheissen. Wirklich war es auch kaum der zwanzigste Theil von Deutschland, welcher Lust hatte, sich reformiren zu lassen, und selbst in den Ländern, in welche die Reformation den vornehmsten Eingang fand, blieb immer noch mehr als die Hälfte der Einwohner dem hergebrachten Glauben beygethan. Dieses vorausgesetzt, wird man schon vermuthen können, daß es nicht ohne gewaltsamen Zwang abgegangen seyn möge, wenn die große Menge der katholischen am Ende dennoch durch und durch lutherisch wurde. Aber diese Vermuthung wird zur Zuverläßigkeit, wenn wir die Geschichte befragen.

Die Geschichtschreiber der damaligen Zeiten, auch die Unpartheyischen, und selbst protestantische leugnen es gar nicht, daß Intoleranz und Gewissenszwang sehr häufig die Peitschen waren, mit welchen die Evangelischen die Katholischen zu ihren Glauben trieben oder davon jagten. Und diese Art zu reformiren nahm sobald seinen Anfang, als Johannes der Beständige zur Regierung von Sachsen gelangte. Unter seinem Vorfahren dem Kurfürst Friedrich dem Weisen, wurde die neue Lehre jedermann zur beliebigen Wahl anheimgestellt. Friedrich wolte so wenig selbst ein Reformator seyn, als er es jemand erlauben wolte, unter seiner Autorität zu reformiren. Er berührte nicht einmal nur die Klöster mit einem Finger, und anstatt den Mönchen ihre Kutten auszuziehen, mußte sogar Luther die seine an dem Leibe behalten, und in seiner Zelle bleiben. Man weis die Klagen, welche öfters Luther über diese Mäßigung Friedrichs führte: So schrieb er zum Beyspiel an Nikolaus Hausmann: „Dieser Mann (der Kurfürst) könnte zwar leiden, was andere anfiengen, aber nichts wolte er selber rathen und befehlen. Drum müßten andre nur selber zugreifen.*) Aber man weis auch, wie übel Friedrich damit zufrieden war, als manche den ertheilten Rath Luthers befolgten, und die Messe nicht auf die anständigste Weise abzuschaffen anfiengen.

Mehr

*) Lib. II. epist. Luth. p. 65.

Mehr nach dem Geschmack Luthers war Johannes der Succeßor Friedrichs. Diesem kam es zu langweilig vor, dem langsamen Lauf des Evangeliums zuzusehen, und er hielt es für unrühmlich, der Wahrheit allen ihren Sieg mit harter Mühe nur Schritt für Schritt verfolgen zu lassen. Er grif also selbst zu — machte Luft wo er nur konnte, — warf alles über den Haufen, was der reformirten Lehre im Weg stand, — befahl, daß diese in seinem ganzen Kurfürstenthum eingeführet, dagegen aber die alte Lehre mit ihrem ganzen Nebenwerk abgeschaft würde, und ließ denen, welchen die Schreibfinger Luthers die Augen nicht öfnen konnten, sie durch den weltlichen Arm aufschließen. Er nahm sich auch die Freyheit, dem Kaiser, welcher sich vor der ganzen Reichsversammlung zu Augspurg hautement darüber beschwerte, daß man von protestantischer Seite so intolerant wäre, und dabey verlangte, daß man diejenigen, so noch dem alten Glauben anhiengen, in ihren Kirchen und Gottesdienst nicht bedrängen, und an den Messen, Beicht und Abendmahl nicht verhindern solte, — zu erklären: „Weil er die in der augspurgischen Konfeßion enthaltene Lehre für Gottes reines und lauteres Wort halte, so wäre er schuldig gewesen, Gottes Wort, Lehre und Ordnung nicht nur selbst anzunehmen, sondern auch in seinem Lande zuzulassen, und sich daran nicht zu kehren, was darwider durch menschliche Anordnun-

gen oder lange Gebräuche eingeführt worden.“ *) Er meynte vielleicht, wes Glaubens der Fürst ist, des Glaubens müßten auch die Unterthanen seyn.

Zum Unglück wirkte das Beyspiel, das Johannes gab, auch auf andere Fürsten, und auf die Obern einer Menge Reichsstädte, mit seinem ganzen Gewichte. Es brauchte bey ihnen nur eines solchen Vorgängers, um in ihrem Eigenthum ähnliche Einrichtungen zu treffen; und sie folgten daher auch seinen Fußtapfen behende. Auf manchen ruhete der Geist Johannes siebenfältig; — wie z. E. auf dem frommen Fürsten Wolfgang von Anhalt, der zu seinen Predigern sagen konnte: „Er wolle lieber einem die Stiefel auswischen, sich Land und Leute verziehen, und an einem Stecken davon gehen, als daß er andere, oder falsche Lehre dulden solle.“ Was würde wohl die Welt in unsern Tagen sprechen, wenn ein Fürst einen solchen Eliaseifer nur blicken ließe? — Was würden des heiligen römischen Reichs Erztoleranten sagen — wenn z. B. Joseph der Reformator Oesterreichs nur die heilige katholische Aussenseite in einem solchen Tone anschreien wolte? — Man hat es diesem schon übel genug genommen, daß er mittelst seines Machtspruches nur einige wenige Mißbräuche wegräumte, etwelche Zeremonien änderte, verschiedenen Biß-

*) Häberlins Reichsgeschichte, B. 11.

Bißthümern andere Sitze gab, den Mönchen etwas nach den Bart, obgleich nicht nach dem Bauch grif, und ihre Baarschaften und Güter in seine Verwahrung nahm, um sie zum Beßten der christlichen Kirche anzulegen. — Wenn nun vollends Joseph den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts nachahmen, und so wie diese zum Theil gleichsam mit der Thüre ins Haus fallen würde? Von diesen ist es klar, wie der Tag am Himmel, daß sie nicht allzusäuberlich reformirten. — Sie jagten nicht blos die Mönche aus ihren Nestern, sondern sie eigneten sich auch ihre Nester mit allem Raub darinn selbst zu, ohne sich weiter um die Exulanten zu bekümmern. So sagt uns selbst Luther in seiner naiven Sprache. „Daß etliche Hurneüsel große Klostergüter an sich gezogen, und Hofschranzen damit begnadigt hätten: wobey er hinzufügt: Esopus lehret: Wenn jemand den Braten vom Altar zuckt, bleibt gemeiniglich eine glühende Kohle daran hangen, das brennt Nest und Jungen, wie dem Adler geschah. *) Der Herzog von Würtenberg machte zwar einen bessern Gebrauch von den Klostergütern, als die Hofschranzen damit zu begnadigen, aber die Mönche selbst behandelte er nicht viel besser, als es anderswo geschahe. Als sie z. B. sich nicht gefällig erzeigen wolten, das Evange-

*) Matthesius Leben Lutheri 7te Predigt p. 70.

lium anzunehmen, so trieb er die Widerspänstigen mit Gewalt aus, und denen, welche in den Klöstern verharren wolten, befahl er die heilige Schrift zu lesen, Psalmen zu singen, die Messe und Ohrenbeichte zu unterlassen, und anstatt der Kutten eine ehrbare Kleidung zu tragen. *)

Niemand wird sich einbilden, daß die Bischöfe von so vielen sekularisirten Bißthümern ihren Hirtenstab freywillig werden niedergelegt, und ihre erhabenen und weichen Sitze ohne Widerstand verlassen haben; deswegen brauche ich euch keine Beyspiele von der Gewalt, durch die man sie vertrieben hat, anzuführen.

Aber destomehr muß ich von den Zwangsmitteln sagen, welche man gegen die niedere Geistlichkeit und gegen das gemeine Volk durch die **Kirchenvisitationen**, welche im Grunde von den spanischen Inquisitionen wenig verschieden waren, und vor welchen Priester und Layen erzitterten, — zu verüben pflegte. Es ist nicht genug zu wissen, daß diese Kirchenvisitationen zuerst vom Kurfürst Johann auf Luthers Anrathen durch ordentliche Kommissarien, welche theils Theologen, theils Beamte waren, in allen Städten und Flecken vorgenommen wurden, sondern man muß vornämlich daran gedenken, daß unter den Punkten, dar-

*) Haberlins neueste deutsche Reichsgeschichte B. 11.

darüber die Visitatores gemessene Befehle hatten, auch diese waren: „Die irrigen Lehrer auszuschaffen, ingleichen diejenigen Einwohner, welche die Wahrheit nicht annehmen wolten. *) Was nun da für Absetzungen erfolgten, was für klägliche Auswanderungen, Kränkungen des Gewissens, Trennungen der Familien, — Unruhen und Gewaltthätigkeiten zum Vorschein kamen, — das ist zum Entsetzen. In Meißen widersetzten sich besonders die Canonici, — aber vergeblich — man grif mit Gewalt zu, verbot, ohne viele Umstände zu machen, die päbstischen Zeremonien, und ließ auch das Grab des Bischofs Benno einreißen. **) In des Herzogs Georg Landen waren dessen Diener und Landstände auch noch nach seinem Tode abgesagte Feinde der Reformation; und man konnte sie nicht anders als nur mit sehr scharfen Mitteln — zu Heuchlern machen. Noch unter dem Herzog Moriz, dem Sohn Herzog Heinrichs, ihres gewaltsamen Reformators, legten sie ihren lange getragenen heimlichen Groll an den Tag. — Einen sonderlichen Beweis, wie rasch die Visitatoren zu gehen pflegten, geben uns eben dieses Herzogs angeordnete Visitatores. Diese nahmen an einem Tag wohl

*) Unterricht der Visitatoren an die Pfarrer im Kurfürstenthum Sachsen, oder Visitationsbüchlein, Seckendorf B. 2. p. 101. Tom. 4. Altenb. p. 389.

**) Albertinus Meißnische Chronik.

zwanzig Pfarrer zusammen, und glaubten sie vollkommen erleuchtet zu haben, wenn sie ihnen geboten, die Winkelmessen, und das Abendmahl unter einer Gestalt einzustellen, und sich nach der augspurgischen Konfeßion zu richten. Sie bequemten sich zwar äusserlich, aber im Herzen blieben sie katholisch, und also zum Evangelio sehr ungeschickt.*) — Zu Zeitz gab man die Freyheit anders zu lehren, ohngeachtet die bischöfliche Regierung sich stets darwider gesetzt, und dem Kurfürsten selbst bey Einführung des neuen Pfarrers hart widersprochen hatte. Der Kurfürst drang durch, und verschloß nicht nur den Papisten die Nikelskirche, sondern schickte auch Spalatin und einen von Einsidel hin, das neue Kirchenwesen einzurichten. — Wie heftig oft bey solchen Reformationen beyde Partheyen, und die Großen selbst an einander geriethen, davon zeugen die Akten der damaligen Vorfälle; und eben diese weisen auch aus, daß manchmal die Papisten viel glimpflicher gewesen als die andern, wie es besonders vom Julius Pflug bekannt ist.**) Es wären wohl etliche Folianten mit Erzählung des saubern modus procedendi, den nicht nur die Kirchenvisitationen in Sachsen, sondern auch in Hessen, Franken und in andern Gegenden nahmen — anzufüllen; aber

*) Seckendorf lib. 3. p. 220.

**) Seckendorf l. 1. p. 391.

aber ich überlasse diese schöne Arbeit andern — und gedenke nur noch der lustigen Art, mit welcher manche Obrigkeiten die katholische Parthey zu verdrängen wußten. Man lud nämlich die Domherren und Pfaffen zu Disputationen und Kolloquien ein — nahmen sie die Einladung an, so würden sie, der Streithandel mogte ausfallen wie er nur wolte, für Ueberwundene, und nach Recht und Urtheil ihrer Präbenden und Stellen verlustig erklärt — nahmen sie die Einladung nicht an, so — giengs ihnen nicht besser. Als z.B. das Domkapitel zu Augspurg das von dem evangelischen Predigern öfters angebotene Religionsgespräch beständig ausgeschlagen hatte, so schafte der Magistrat durch ein Rathsdekret in allen Kirchen und Kapellen, den Dom ausgenommen, die Messe so lange ab, bis selbige das Gegentheil aus dem Wort Gottes erwiesen hätte.*) Darüber begaben sich die Domherren und Meßpriester von Augspurg weg, und an ihrer Statt wurden evangelische Priester eingesetzt. — Auf eben diese artige Weise überzeugte man die Pfaffen zu Bischofszell, und wurde ihrer los. Der Rath ließ sie vorfordern, und legte ihnen auf, daß sie die Bibel durchlesen, und beweisen solten, ob die Messe und der Bilderdienst Gott gefielen: — und die Pfaffen — mußten natürlich die Wahrheit bekennen, und die Veränderung zulassen. Besser gesagt: Man mußte ent-

*) Häberlins Reichsgeschichte B. 11.

entweder lutherisch werden, — oder man mußte zum Tempel hinausgehen. An eine Toleranz war gar nicht zu gedenken.

Ich könnte auch ein langes Register von den entsetzlichen Mißhandlungen, womit sich der Pöbel an dem katholischen Theile verschuldete, und wozu ihn die Konnivenz seiner Obrigkeit so viel Veranlassung gab, entwerfen; aber ich will es auch nur bey der Anführung einiger Beyspiele unter tausenden bewenden lassen*). In Zwickau hielten Anno 1525 viele Bürger ein Fastnachtsspiel, wobey sie Hasennetze auf dem Markte stellten, etliche wie Mönche und Nonnen verkleideten, sie in die Netze jagten, und andern Spott trieben; weswegen auch die Mönche unverweilt ausgezogen sind, und ihren Stab weiter gesetzt haben. Der Skribent der hievon Nachricht giebt, setzte recht artig quasi re bene gesta hinzu: **Also ist das Pabstthum hier abgeschaft, und hingegen die reine evangelische Lehre fortgepflanzt worden.****) — In Eulenburg stürmten sie das Haus des Pfarrers, und einer ritt sogar auf einem Esel in die

*) Freylich muß man auch sagen, daß die katholische Parthey wo sie die Oberhand hatte, der evangelischen nicht besser mitspielte; — aber das beweist nur die schreckliche Gährung in der damaligen Reformationsepoche.

**) Chron. Sangallense ap. Scult. P. II. Annal. p. 92.

die Kirche hinein.*) Dies geschah noch dazu in dem Lande des Herzogs Georg von Sachsen, von dem es bekannt war, daß er kein Freund der Reformation wäre. — In Oelßnitz mußte es ein Prediger, Namens Crusius, besonders grob gemacht haben, weil ihm auch Luther selbst die Lektion gab: „Er würfe die alten Schuhe weg, ehe er noch neue hätte, und hübe zu hoch an.“ — Einer aus dem Rath zu Zwickau bekannte: Er habe aus Rache gegen die Mönche, die in seine Jurisdiktion gegriffen, es angestiftet, daß eine Rotte Bürger, die sich betrunken hatten, den Grünheimer Hof gestürmet, Thür und Fenster, Kisten und Kästen darinnen zerschlagen, die Betten zerrissen, daß man bis über die Füße in Federn gegangen, die Bücher zu den Fenstern ausgeworfen, und andern Unfug verübet.**) — In Bremen richteten die Bürger in der Fasten eine Masquerade an, giengen durch die Stadt mit einem verkleideten Pabst, Kardinälen und Mönchen, holten Knochen von dem Schindanger, klebten die Lichter drauf, und hielten zuletzt im Wirthshause eine Zeche, alles zu Hohn und Spott dem Pabst und seinen Geistlichen, wie der Erzähler hinzufügt.***) — Zu Nördlingen wurde ein Meßpriester mit Steinen vom Altar weggejagt —

zu

*) Tob. Schmidt. P. II. Chron. c. 2. p. 386.

**) Schmidt l. c. p. 384.

***) Chronic. Verdense ad Ann. 1529.

zu Zwickau erwiesen sie einem gleiche Ehre, da er die Hostie trug. — Zu Stralsund wurden auf einem Tag alle Mönche und Pfaffen in einem Auflauf aus der Stadt gejagt. Und zu Riga haben sie nicht nur die Bilder, sondern auch die Grabsteine und andere Sachen aus der Kirche hinausgeworfen. — Wie verworren — wie drunter und drüber — wie bunt über eck, — wie toll, — wie rasend es an vielen andern Orten zugegangen ist — das ist freylich nicht in unsern robertsonischen Geschichtbüchern, — aber sehr gut in allen Land- und Stadtchroniken bey Beschreibung der Reformation zu finden. Allenfalls könnte auch das kaiserliche Kammergericht Zeuge seyn, bey welchem damals eine so ungeheure Menge von Prozessen wegen thätlicher Reformationen angebracht wurden.

Man begnügte sich aber nicht, die lutherische Lehre mit Gewalt nur da anzupflanzen, wo man die Landeshoheit hatte, — man suchte sie auch da aufzudringen — wo man eigentlich nichts zu sagen hatte. Als z. B. die Kirchenvisitationen im sächsischen Vogtlande angestellt wurden, so giengen die Kommissarien, um der lieben Nachbarschaft willen, auch in denjenigen Theil des Vogtlandes, welcher unter der Bothmäßigkeit Heinrichs von Reuß des ältern, Burggrafen von Meißen stand, welcher kein kursächsischer, sondern ein königlich böhmischer Vasall war.*) So

zwang

*) Häberlins Reichsgeschichte Tom. cit.

zwang auch Kurfürst Johannes den alten Grafen Günther von Schwarzburg, der sich stets wider die Einführung der neuen Lehre gesetzt hatte, daß er derselben in seinen Landen Statt geben mußte.*) — Und wo man das Licht nicht mit stürmender Hand aufstecken konnte, da suchte man es listiger und heimlicher Weise einzubringen. Man schickte nämlich verkleidete Mißionarien aus. Es ist bekannt, daß sich der lüneburgische Kanzler Förster berühmte: Wie er allein auf die hundert Prediger in andere Länder hätte verschieben und schicken helfen.

Man weis auch die Beschwerde, welche der Kurfürst von Bayern gegen den sächsischen Gesandten von Taubenheim, ähnliche Vorfälle wegen, führte. Er fragte ihn: „Ob das nicht Meuterey machen hieße, wenn man ihnen den katholischen Fürsten, — evangelische Prediger zuwiese, — und ob denn die Lutheraner es billigen würden, wenn man ihnen von katholischer Seite nachahmte.“

Aber es ist Zeit — meine Schreibfeder ruhen zu lassen. Vielleicht daß schon die wenigen Linien, die sie gezogen hat, manchen Partheygängern zu viel — und manchen Schiefköpfen zu krumm dünken. Daß sie aber weder das eine noch das andere sind — wissen diejenigen meiner Leser, welchen die Reformations-

Ge-

*) Häberlins Reichsgeschichte, Tom. cit.

geschichte nicht terra incognita ist, und welche die Wahrheit lieben. Wenn ich ja noch ein Bekenntniß zu thun hätte, so wäre es dieses: Ich freue mich von Herzen über die in ihren entferntern Folgen wohlthätige Reformation Luthers, und bin überzeugt, daß sie ohne Hülfe des weltlichen Arms weder geschah, noch je geschehen konnte. — Ich muß den Zucker nicht weniger süße finden, wenn ich mich auch über die Grausamkeit, wie er zubereitet wird, aufzuhalten wage.

III.

Ob Luther sein Werk mit der Bibel in der Hand, mit tiefer philosophischer Einsicht und Menschenkenntniß angefangen hat?

Als Luther sein Werk anfieng, so gedachte er so wenig daran, ein Reformator zu seyn, als ich daran, gedenken kann, da ich diesen Aufsatz schreibe, ein Mitglied der Kongregation de propaganda fide in Rom zu werden. Er hatte anfänglich gar keine, oder — eine höchst geringe Kenntniß von den Irrthümern und Mißbräuchen, welche in der lieben Christenheit accreditirt waren; wie hätte er auf die Abstellung und Dethronisirung derselben verfallen können? Er hatte zwar die Bibel öfters in der Hand, aber nicht in dem Kopf, und wenn er sie auch von Wort zu Wort auswendig gewußt hätte, so war es ihm doch nicht sogleich möglich, ihren Verstand seinem Verstand anzupassen.

Von dem praejudicio autoritatis gefesselt, von allen wahren Grundsätzen einer richtigen Schriftauslegung entblößt, von hinlänglicher Einsicht in die Grundsprachen, und hauptsächlich in den genium lin-

guae und in die hebräischartigen Ausdrücke des neuen Testaments, weit entfernt, konnte er wohl mit der Bibel keinen Gebrauch wider das Pabstthum machen.

Er berief sich auch gar nicht auf die Bibel, als er sein Werk anfieng, sondern er berief sich auf die hergebrachte Orthodoxie, welche ohne Bibel bestand. Es war im Grunde gar keine Ketzerey, wenn er wider den Ablaß eiferte; — denn dieser wurde ohnedem von allen Vernünftigen für Geldschneiderey, und für nichts weiter gehalten; — es war ein Eyfer, welchen von Rechtswegen die heilige Kirche billigen konnte und mußte, wenn sie anders ihre ganze Tradition, die Aussprüche so vieler Konzilien, und selbst einiger Päbste nicht irrig erklären wolte. Man weis auch, daß der damalige Bischof von Brandenburg, Hieronymus Skultetus, zu dessen Diöces die Stadt Wittenberg gehörte, und welchem demnach auch Luther unterworfen war, auf erstatteten Bericht die Meynung Luthers für **ganz orthodox und katholisch hielte.**

Wäre Luther antikatholisch, das heißt: Mit der Bibel in der Hand gegen den Ablaß aufgetreten; so hätte er in seinen Thesen dem Pabst nicht zugestehen können, daß derselbe dennoch die satisfactiones canonicas auflegen dürfe. Hätte Luther die Bibel zu seinem Führer gehabt, so hätte er, wenn er anders Gott mehr als den Menschen gehorchen wolte, — nicht so

hin

hin und her wanken, und seine Erklärung über die gedruckten 95. Sätze, mit einem Schreiben an seinen Bischof dieses demüthigen Inhalts schicken können: „Daß er alles dem Urtheil der heiligen Kirche unterwerfe, und es dem Bischof überlasse, seine Disputation nach Gefallen zu ändern, darin auszulöschen, oder sie gar zu verbrennen.“ Er hätte es wie in der Folge der Magistrat zu Augspurg machen müssen, welcher so lange die Messe für unzuläßig erklärte, bis das Domkapitel daselbst das Gegentheil aus dem Worte Gottes bewiese. Nicht an die Kirche mußte er appelliren, sondern an die Bibel, wenn diese sein non plus ultra gewesen wäre. Auch hätte er vor der dreyfachen Krone des Pabstes sich nicht so tief bücken und seine Aussprüche, als heilige Aussprüche wie vom Dreyfuß herab, verehren dürfen, wenn er aus der Bibel gelernet hätte, was es mit dem Bischof von Rom für eine Bewandniß habe, und daß Leo weit unter dem Paulus stehe. Denn er schrieb noch in eben dem Jahre, in welchem er seine Paradoxa, die theils wider die päbstliche Lehre vom freyen Willen und von der Rechtfertigung — theils wider den Aristoteles gerichtet waren — herausgab, an den Bischof zu Rom in diesen Ausdrücken: „Er wolle nichts anderes wissen, denn daß Seiner Heiligkeit Stimme, Christi Stimme wäre, welcher durch Seine Heiligkeit rede und handle.“

Selbst dann blieb Luther, als er schon den Kampfplatz einige Jahre lang bewohnet hatte, doch noch immer den krassesten Irrthümern beygethan; und suchte auch nicht ein einziges Steinlein von dem Fundamente des Papismus loszumachen. Die Hauptirrthümer der katholischen Kirche, als die Lehren von dem Pabst, welcher das unfehlbare Oberhaupt der christlichen Kirche wäre, und dem als dem Statthalter Christi, eine unstreitige Hoheit über alle Mächte der Erde, und ein vollkommenes Recht über den Glauben und die Gewissen aller Menschen zukomme, — von der bischöflichen Gewalt, welche gegen die weltliche Gewalt, an dem Kirchenhimmel sich eben so verhalte, wie die Sonne gegen den Mond an dem Lufthimmel, — von der Messe — von dem Fegfeuer, — von den Mönchen — blieben ihm langehin die theuersten Wahrheiten. Man könnte vermuthen, daß er wenigstens den Mönchen, welche sich nicht zum beßten um ihn verdient machten, und deren gemahlte Heiligkeit einem Mann von seinem natürlich guten Verstand auffallen mußte, — ihre Blöße werde aufgedeckt haben; — aber er ließ sie eine geraume Zeit in ihrem Werth, — führte von 1517. bis 1724 keinen einzigen Streit von Wichtigkeit wider ihren Stand, — blieb vielmehr selbst gerne ein Mönch, verharrete noch in seinem Kloster, da schon alle Mönche, ausser dem Prior, herausgegangen waren, und legte seine

Kutte nicht eher ab, als bis volle sieben Jahre seit seiner Predigt wider den Ablaß verflossen waren.

Am 20sten Sonntag nach Trinitatis 1724 kam er zum erstenmal mit einem Prediger Rock bekleidet, in die Kirche; und um diese Zeit fieng er auch eigentlich erst an, in der Erkenntniß zuzunehmen, die Bibel zu schätzen, und ihr mehr zu folgen, als dem Augustinus, welcher sonst allein sein Leitstern war, und den er vielleicht nie etwas ausser Acht gelassen hätte, wenn er ihn nicht mehrmals seinen Gegnern in die Hände führte, vor welchem Unstern ihn aber die Bibel sicherte. — Kurz: Hätte Luther schon lange vor dem Anfange seines Streites, und nicht erst während, oder vielmehr nach demselben, mit der Bibel eine gute Bekanntschaft gemacht, hätte er nicht erst 1521, sondern schon 1512 das hebräische und griechische Sprachstudium getrieben, wäre er mit der Uebersetzung der Bibel um 20 Jahre eher fertig geworden, und hätte er die Ablaßkrämerey, nur als die erste Gelegenheit benutzt, seine in der Stille eingesammleten geläuterten Kenntnisse samt der Bibel, unter die Leute zu bringen, so würde man sagen dürfen, daß er mit der Bibel in der Hand, sein Werk angefangen habe.

Dazu sagt uns Luther selbst gerade das Gegentheil; und ich darf nur sein eigenes Bekänntniß hersetzen, um meiner Behauptung das völlige Gewicht

zu geben. So schreibt er im ersten jenaischen deutschen Theil fol. 2. „Für allen Dingen bitte ich den christlichen Leser, daß er meine ersten Bücher ganz bedächtlich, auch mit großem Mitleiden wolte lesen, und wissen, daß ich vor dieser Zeit auch ein Mönch, und der rechten unsinnigen, rasenden, (für großer heuchlerischer Andacht und Geistlichkeit) Papisten einer gewesen bin; da ich diese Sache (wider den Ablaß) anfienge, so voll und trunken, ja sogar ersoffen in des Pabstes Lehre, daß ich für großen Eifer bereit gewesen wäre, wenns in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt, und dazu geholfen, daß ermordet worden wären alle, so dem Pabst in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam und unterworfen seyn. Ich nahm mich der Sachen (des Pabsts) an mit höchstem Ernst, und allen Treuen, als der ich für großer Furcht und Schrecken, mich für dem jüngsten Tag ängstiglich entsetzte, und doch gleichwohl von Grund meines Herzens begehre, selig zu werden. Daher, christlicher Leser, wirst du in meinen ersten Schriften *) und Büchern finden, wie viel Artikel ich

*) Darunter sind wohl die, welche er von 1517 bis 1523 geschrieben hatte, zu verstehen. Die Katholiken machten sich solche zur Verkleinerung Luthers sehr zu Nutz, wie der sogenannte christkatholische Katechismus aus den Büchern D. Martin Luthers gezogen, beweist, welcher 1578 zu Mainz

ich dazumal dem Pabst mit großer Demuth nachgelassen und eingeräumet habe, welche ich hernachmals für die schrecklichsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammet haben will. Amen."

In seinem Brief an die Fürsten zu Sachsen, von dem aufrührischen Geist, ließ er einfließen: „Ich bin ein armer elender Mensch, und habe meine Sache **nicht so treflich angefangen**; sondern mit großen Zittern und Furcht. Wie demüthig grif ich den Pabst zuerst an, wie flehte ich, wie suchte ich — als meine ersten Schriften ausweisen."

Daß Luther auch nicht mit **philosophischer Einsicht** sein Werk könne angefangen haben, — dies mögte nun beynahe dem Leser des vorhergehenden schon entschieden seyn; — aber es sey mir erlaubt — es noch mehr ins Licht zu setzen. Wäre Luther von philosophischer Einsicht gleich anfänglich geleitet worden, so mußte er nicht nur einen Plan, — sondern auch einen festen Plan haben, wissen, wo er anheben — und wo er stille stehen wolte, und mit den Mitteln bekannt seyn, die ihm am leichtesten und sichersten zu seinem Ziele führten. Aber er hatte gar keinen Plan, da er sein Werk anfieng, weil es ihm, wie schon oben erwähnt worden, nie in die Gedanken kam, die schwere Rolle eines Reformators über sich zu nehmen.

Mainz heraus kam, und vielmals, selbst in diesem Jahrhundert noch einmal — aufgelegt ward.

Mit dem Monsieur Tetzel wolte er scharmutzieren, und mit weiter Niemand — den aufs höchste gestiegenen Unfug mit dem Ablaß wolte er mindern, und sonst keinen in der ganzen katholischen Christenheit. Konnte er nur über Tetzeln einen Sieg erhalten, so war seiner Ehre ein Genüge gethan, und sein vornehmster Wunsch erreichet.

Wenn er in der Folge weiter gieng, so war es wieder nicht seine Absicht — es war die Schuld seiner erbitterten und unversöhnlichen Gegner — die ihn unbesonnener Weise selbst einen Stoß nach den andern vorwärts gaben. Kurz: Der größte Theil seiner Reformation war dem Zufall zuzuschreiben.

Um dieses noch näher zu erkennen, dürfen wir nur einige Blicke auf seinen Gang thun, wie ihn uns die Geschichte vorgezeichnet hat. Hier sehen wir ihn mit keinen Riesenschritten anheben, sondern einen kleinen Vorschritt gegen den Ablaßprediger thun; — und den — nicht in der Absicht, wie es die Römischkatholischgesinnten — gerne glauben, um seinem Orden, welcher auf das Monopolium der Dominikaner eifersüchtig war, — einen Dienst zu leisten, — sondern um die Ehre seines Predigtamtes zu retten. Ein Prediger, der Talente hat, und der dieselben gerne nutzbar anwenden mögte, kann unmöglich gleichgültig zusehen, daß es in seiner Kirche leere Stühle giebt, und

daß

daß der große Haufe nicht ihm, sondern einem andern, der auffer seiner Dummheit auch Trug feil bietet, zuströmet. Noch viel weniger kann ein Beichtvater, der eine Paßion hat, Sünden zu vergeben, und den Bind- und Löseschlüssel in Respekt zu erhalten, damit zufrieden seyn, wenn sich niemand um seine Paßion und seine Schlüssel bekümmert. Auffer dem, daß seine irdische Ehre dabey kompromittirt ist, und sein Nimbus mattere Strahlen wirft, ist auch seine Hofnung der künftigen grössern Glorie, — denn die viele zur Gerechtigkeit gewiesen, sollen leuchten wie der Sonnen Glanz — viel geringer. Man wende dieses auf Luthern an. Er war so ein treflicher Prediger, und ein so vorzüglicher Wegweiser zum Himmel, — und dennoch war seine Kirche immer leer, und der Wegweiser war verachtet. Er setzte sich so gern auf seinen katholischen Richterstuhl, um entweder Seelen zu begnadigen, oder Seelen durch Auflegung geistlicher Strafen, vor der Büssung im Fegfeuer zu bewahren, und doch wurde sein **Richterstuhl** von den meisten Seelen, die in seine geistliche Gerichtsbarkeit gehörten, — **perhorrescirt.** Die Ursache war Tetzel, bey dem man wohlfeilen Kaufs davon kommen konnte. Kein Wunder, wenn Luther hierüber grießgramte, wenn er seinen betrogenen Beichtkindern ins Ohr sagte: Wie sie wohl so etwas an der Vergebung ihrer Sünden die nur von Pappier wäre, zweifeln

dürften, und daß es ihre Pflicht sey, mit Zuziehung ihres Gewissens, selbst darüber nachzudenken, ob sie mit dem Lösegeld, das sie Tetzeln bezahlt hätten, sicher vor Gott wären. *)

Es wäre gut gewesen, wenn die Beichtkinder, das Zweifeln beliebt, und über das Lösegeld nähere Betrachtungen angestellt hätten. So aber giengen sie zu Tetzeln, um Luthern mit seinen ketzerischen Eingebungen zu verklagen. Und Tetzel — anstatt den Augustinermönch, amtsnachbarlich um seine Freundschaft zu ersuchen — machte Lerm, richtete Scheiterhaufen auf, und drohete alle diejenigen als Ketzer zu verbrennen, welche die Kraft seines Ablasses verkleinerten. Das war wohl ein sehr unbesonnener Eifer, welcher natürlich die Wirkung haben mußte, daß auch Luther die Sturmglocke anzog. Hätte Tetzel sein Monopolium ganz unbekümmert fortgetrieben, ohne aus der Klage gegen Luthern ein großes Wesen zu machen, so hätte auch dieser sein Wesen blos in der Stille mit angesehen, oder nur fortgefahren zu seufzen. Hätte Tetzel nicht gegen Luthern gelermt, so hätte Luther nicht gegen Tetzeln und seinen Ablaß **gepredigt**. Es hieß hier: Cuneus cuneum trudit.

Wenn Luther in der Folge seine polemische Predigt, welche bey vielen Beyfall fand, mit 95. gedruck-

ten

*) Häberlins neueste deutsche Reichsgeschichte B. 10.

ten Thesen unterstützte, wenn er die Gelehrten, welche etwas wider seine Behauptungen einzuwenden hätten, zu einem litterarischen Zweykampf ausfoderte, so that er dieses, blos um seinem Gegner die Palme des Siegs desto rühmlicher aus den Händen zu winden. Aber ein Mann wie Tetzel, wie konnte der ohne Palme da stehen, und gegen seinen Widersacher bekennen: Du bist gerechter als ich! — Tetzel war der Meynung, welcher manche Generale sind, daß es nämlich nicht sowohl auf die innere Stärke, als vielmehr auf die große Anzahl ihrer Streiter ankomme, um einen Sieg zu erfechten, und er glaubte, wenn er nur den 95. Thesen des Luthers, 109 Thesen des Ketzermeisters, mit dem Nachtrab von funfzigen seines so ansehnlichen Bundesgenossen, des D. Conrad Wimpina, entgegensetzte, so würde Luther erzittern und geschwind um Friede bitten. Ganz betrog er sich eben nicht in seiner Hofnung; denn Luther sah wirklich das zahlreiche Heer seiner Gegner mit einiger Blödigkeit und Erschrockenheit an; aber um Friede zu bitten — so tief war Luther noch nicht gefallen. Es war immer noch Zeit dazu, wenn seine Wachtparade geschlagen wäre; und zuletzt blieb ihm ja noch immer übrig, wenn auch seine letzte Verschantzung (er verschantzte nämlich seine Thesen mit einer **ausführlichen Erklärung**) eingenommen wäre, sich der heiligen Kirche in die Arme zu werfen. Und er erwählte

auch

auch endlich diesen Weg. Er wendete sich an seinen Bischof, und erbot sich gegen ihn, wenn keine Vermittlung auszuwirken, oder kein Beystand zu hoffen wäre, sich zwar nicht Tetzeln, aber sich ihm dem Bischof und der heiligen Kirche gefangen zu geben. Was fehlte nun weiter, als daß der Bischof den Donnerspruch ausprach: Luther, du unterwirfst dich der heiligen Kirche, und bekümmerst dich nicht weiter um Signore Tetzel! Luther wäre in dem Augenblick verstummet, und der Lerm wäre zu Ende gewesen. Zum Glück gab der Bischof das Signal nicht, — welches Luther erwartete, — aber dafür einige Winke zur getrosten, gemäsigtern Fortsetzung des angefangenen Streites.

Nun aber bekam Luther auch neue Gegner. Die tapfersten theologischen Streiter der damaligen Zeit, die kühnsten Disputirmeister, von der ganzen litterarischen Welt gefürchtet, ein Eck, ein Prierias, ein Hochstraaten und andere mehr, verschworen sich zusammen, die fünf und neunzig Thesen, welche Tetzel nicht über den Haufen werfen konnte, an ihre Lanzen anzuspießen, und vor jedermann im Triumph einherzutragen. Aber wären sie doch zu Hause geblieben, wie baß hätte sich darob die katholische Kirche erfreuen dürfen.

Sie wolten der vermeintlichen Irrlehre Luthers vom Ablaß steuern, und anstatt dieses zu bewirken,

gaben

gaben sie ihm nur Veranlassung, seiner Irrlehre eine Ketzerey beyzufügen. Luther konnte sich gegen ihre Angriffe, welche stets von der Autorität des Pabstes unterstützet wurden, nicht besser vertheidigen, als wenn er die Hoheit und Unfehlbarkeit des Pabstes in Zweifel zog; — also ergrif er auch dieses Hülfsmittel, und er machte sich kein Bedenken, die Ehre des Pabstes seiner Ehre aufzuopfern.

Demohngenchtet hätte sich Luther noch immer in seinen Vorschritten aufhalten lassen, wenn man nur verstanden hätte die Fehler, welche hitzige Disputatoren machten, zu verbessern. Ob er gleich in der Hitze des Streites dem Pabst zu nahe getreten war, so besann er sich doch bald in ruhigern Stunden eines bessern. Er überlegte, daß sein muthigster Widerstand am Ende ohne Frucht bleiben mögte, und daß der Pabst, wenn er in einem demüthigen Schreiben seinen Pantoffel küssete, nicht blos den gedrohten fürchterlichen Blitzstrahl in petto behalten, sondern auch gnädigen Ablaß über den angefochtenen Ablaß ertheilen würde. Und so war er auch gleich mit einem Schreiben an Leo den zehnten fertig, welches eines gehorsamen Sohns gegen den heiligen Vater nicht würdiger seyn konnte; und worinn er geradezu sagte: „Er wolle nichts anders wissen, denn daß seiner Heiligkeit Stimme, Christi Stimme wäre, der durch den heiligen Vater handle und rede.“

Konnten wohl Sr. Heiligkeit mehr wünschen? Wolten Sr. Heiligkeit den günstigen Augenblick benutzen, wolten sie geruhen, dem herangekrochenen Luther — den rothen Huth aufzusetzen, — nein — nur ihm und seinen schreyenden Gegnern Stillschweigen aufzulegen, allen weitern Schriftwechsel zu verbieten, und den allzusehr in die Augen fallenden Greuel des Ablasses nur ein klein wenig zu mindern, so — wäre das Licht, das Luther von ohngefähr anzündete, das aber noch sehr schwach glimmete, von sich selbst wieder ausgeloschen, und man würde vom Luther, dem Reformator, kein Wort auf Erden gehört haben. — Allein Sr. Heiligkeit, die keine unverzeihlichere Sünde kannten, als die: Ihren Goldbergwerken zu nahe zu kommen, begiengen den unverzeyhlichen Fehler, daß Sie zu ihrem und der allein orthodoxen katholischen Kirche größten Nachtheil, oder wie einige sagen, aus göttlichen Verhängniß, dem Tetzel und den andern Gegnern Luthers solenniter Recht gaben, und diesem statt einer gnädigen Antwort ein Breve zuschickten, in welchem er formaliter als ein Ketzer verdammt, und fals er nicht öffentlich widerrufen wolte, mit der Gefangenschaft bis auf weitern Befehl bedrohet wurde.

Dafür mußten nun Sr. Heiligkeit sich gefallen lassen, daß Luther wieder anfieng aus einem andern Tone zu sprechen, — daß er vor dem Kardinal Cajetan

zu

zu Augspurg, von dem Papst an ein Konzilium appellirte, daß er sich, wenn der Kardinal die Extravaganten Klemens des sechsten zur Widerlegung seiner Lehren ins Mittel rief — frey auf die Bibel berief.

Aber noch einmal solte der römische Bischof eine Gelegenheit haben, den armen Mönch, der in der Folge so viele reich machte, zur Ruhe zu bringen. Karl von Miltiz, welcher auf päbstlichen Befehl die von Luthern erregten Streitigkeiten, die Cajetan nicht beylegen konnte, untersuchte, hatte das Glück Luthern, bey der zu Altenburg mit ihm gehaltenen Unterredung dahin zu leiten, daß er sich vom neuen zum Stillschweigen erbot, wenn nur auch der Pabst seinen Gegnern das Stillschweigen befehlen würde. Immer lag dem ehrbegierigen Mann nur am Herzen, daß es seinen Feinden nicht gelingen mögte das Jo triumphe über ihn zu schreien. Wenn er diese nur vom Kampfplatz weggetrieben sah, — um das Reformiren war ihm nicht zu thun. Es hatte auch alles Ansehen dazu, daß all Fehd nun ein Ende haben würde. Luther sah nämlich seinen höchsten Wunsch erfüllt, da Miltiz nach Leipzig gieng, um Tetzeln zu verhören, und ihm in des Pabstes Namen einen scharfen Verweiß wegen seines begangenen vielfältigen Unfugs, seiner Betrügereyen, Verschwendungen und seiner ärgerlichen Lebensart zu geben; und da Tetzel noch in eben diesem Jahre für Gram und Schmerz über die

scharfe

scharfe Lauge womit er gewaschen wurde, aus dem Streit in die ewige Ruhe eilte; so kam es nun jetzt blos auf die Versöhnlichkeit des Pabstes an, wenn vollkommener Friede werden solte. Man hätte sie auch um somehr vermuthen sollen, weil Luther mit einer abermaligen Abbitte entgegen gieng, in welcher der Keim, aus dem hernach die gesegnete Reformation hervorsproß, dem Ertreten vollkommen Preis gegeben wurde. Aber der Keim solte nun einmal nach den unwiderruflichen Dekreten der Vorsehung aufwachsen, und zu einem Baume werden, der bey der Welt die Stelle des Baumes des Lebens verträte, — und so mußte es sich fügen, daß der Pabst noch einmal die Hand wegstieß, welche ihm auf die besten Bedingungen Frieden bot. Er muthete dem Luther nicht nur ein ewiges Stillschweigen, sondern auch einen feyerlichen Wiederruf zu, und Luther, der nun eben kein Febronius war, und sich zu einen solchen Schimpf seiner selbst, durchaus nicht verstehen konnte, vielmehr erklärte: Wenn er auch tausend Köpfe hätte, so wolte er sie alle eher abhauen lassen, denn einen Widerruf thun, sah sich wieder nach seinen schon weggelegten geistlichen Waffen um, nahm sie zur Hand, fiel mit rascher Kühnheit in seines Feindes Land, und that Angrif auf Angrif. Er ließ es nun nicht mehr dabey bewenden, blos Nebenlehren des Pabstthums anzufechten, — er richtete nun auch seine

Aus=

Ausfälle auf Hauptlehren. Nun gab er seinen Sermon vom Abendmahl heraus, in dem er die bisherige Behauptung der römischen Kirche von Austheilung desselben unter einer Gestalt für irrig erklärte, und wobey er sich äusserte: Es wäre zu wünschen, daß die Kirche in einem gemeinen Konzilium wieder verordne, einem jeden Laien, gleich den Priestern das Abendmahl unter beyden Gestalten zu reichen. — Nun trat er auch mit seinem Buch an den christlichen Adel deutscher Nation hervor, in welchem er sich bemühete, die drey Grundfesten der päbstlichen Macht, nämlich den allzugroßen Vorzug der Geistlichen vor den Laien, und die angemaßte Gewalt des Pabstes, allein die Schrift auszulegen, und Konzilien zusammen zu berufen, zu vernichten, wie auch den Geiz, die Simonie, die Herrschsucht und andere Gebrechen des römischen Hofes, mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Und solte er ja in diesem Buche irgend einen Vorwurf gegen den Stuhl Petri vergessen haben, so holte er ihn so derb als getreulich, in seinem gleich darauf folgenden: Von der babylonischen Gefangenschaft, nach.

Daß er aber bey dem allen immer noch bereitwillig war sich zu fügen, erhellet daraus, weil er auf Zureden des kursächsischen Hofes und des päbstlichen Nuncius, sich bewegen ließ, noch einmal einen Brief (vom 6. Sept. 1520) an den Pabst zu schreiben, —

worinn er mit der tiefsten Ehrerbietigkeit von der Person des Pabstes redete, ihn bat, den Schmeichlern kein Gehör zu geben, dagegen aber dem Verderben und dem Unfrieden in der Kirche zu steuern, — und sich anheischig machte, ob er schon seine bisherige Lehre nicht widerrufen könnte, dennoch sonst in allem Folge zu leisten. " — Er hatte zwar zeither einen Geschwindschuß nach dem andern gegen Rom gethan — aber doch nur auf die **Sünden** des geistlichen Oberhaupts alda — und nicht auf das Oberhaupt selbst, welches er immer noch in seiner Qualität als verordneter Richter der Lebendigen und der Todten respektirte. Man konnte ihm also noch verzeihen, — und wenn man ihm nur versprach, die mit patriotischem Eifer gerügten Mißbräuche abzustellen, welches Versprechen, wenn es zumal nicht erfüllt würde, der römischen Politik wenig oder nichts kosten konnte, — so wäre immer noch nichts verlohren gewesen. Aber die Hierarchie solte nun einmal ihren Stoß bekommen, und nichts solte ihn aufhalten. Zufälliger Weise gieng die Bittschrift ihren Weg nach Rom zu langsam, und ließ also der schon lange bereit gelegenen Bannbulle des Pabstes Zeit, ihr zuvorzukommen, durch welche mit einem Streich alle noch übrige Hofnung zur gütlichen Beylegung der Streitigkeiten vernichtet wurde. Da nämlich der römische Hof schlechterdings auf dem Widerruf bestand — ausserdem

noch

noch eine gute Anzahl Sätze aus Luthers Schriften, vor dem Angesichte der Welt, als ketzerisch, ärgerlich, verwegen verdammte, und Luthern selbst beorderte, daß er binnen 60 Tagen seinen Widerruf nach Rom schicken, oder selbst dahin bringen, — nach fruchtlos abgelaufenen Termin aber, sich zum Tode bereiten solte, — so war nun dem Luther, der den Widerruf mehr als Tod und Pestilenz fürchtete, aller Rückweg abgeschnitten, — und dem Pabst, der einmal infallibiliter die Sätze Luthers als Ketzereyen öffentlich gebrandmarkt hatte, konnte es nicht erlaubt seyn, von Luthern weitere Vorschläge zur Güte, wären sie auch mit noch so großer Demüthigung gegen seine Person verbunden gewesen, anzunehmen. Mithin blieb beyden Theilen nur ein verneuerter und wo möglich entscheidender Angrif übrig. Keiner ließ es auch an dem Eifer fehlen, den andern ins engste Gedränge zu bringen. Luther rächte sich dadurch an der Bulle, daß er sie mit einem lauten Hohngelächter bewillkommte, sie nur Doktor Eck's Bulle nannte, (D. Eck — aber ein anderer, als der mit Luthern disputirte, hatte sie durch sein ungestühmes Anhalten, beym römischen Hof ausgewirkt, und auch selbst nach Deutschland überbracht) sie in zwey Büchern nach seiner Art kräftig widerlegte, und mit sattsamer juvenalischer Galle begoß, und endlich zum Beweis, wie untüchtig der Pabst sey, über Streitigkeiten in Glaubenssachen

zu entscheiden, vom neuen an ein Konzilium appellirte; — Und der Pabst ließ seine Aergerniß an dem Bildniß und an den Schriften Luthers aus, weil er sich der Person desselben, die sich hinter die Fürsten versteckte, nicht bemächtigen konnte. In Italien zu Rom; in den Niederlanden zu Löven; in Deutschland zu Cölln und Mainz, brannten die hellsten Scheiterhaufen, und die Flammen schlugen da über Luthern in effigie, und über alle Kinder seines Geistes, die eine traurige Gruppe um ihn machten, zusammen.

Allein das Beyspiel war zu glänzend, als daß sich Luther der Nachahmung enthalten konnte. In Wittenberg ließen sich ja eben sowohl Scheiterhaufen anzünden als zu Rom und an andern Orten. Der Pabst mitten in den Flammen, mußte noch einen herrlichern Anblik machen, als Luther in den Flammen; wenigstens konnten die Dekretalen und die Bulle eine schwärzere Asche geben als die Thesen. — Mache dich auf und werde Licht, sprach Luther, und gleich — machte ein Magister vor dem Elsterthore Licht. Folget mir nach, und verleugnet den Pabst, rief Luther, und gleich zog hinter ihm ein Heer von Doktorn, Magistern und Studenten, um die babylonische Hure auf dem Bette der Ehren ersticken zu sehen, und ihr leztes Röcheln mit einem freudigen Huzza zu begleiten. Jeder Jünger hätte sich zwar

eine

eine Ehre daraus gemacht, das letzte Urtheil an ihr zu vollziehen. Aber der Meister hatte sich diese Ehre selbst vorbehalten. Er ergrif die arme Sünderin (nämlich die päbstliche Bulle) mit ihrer Großmutter, (dem geistlichen Recht) und schleuderte sie unter diesen richterlichen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer — “ *) in die protestantischen Flammen. — Ob Luthers Feuereifer zu loben ist, das mag ich nicht entscheiden; aber dieses scheint mir klar zu seyn, daß er ohne Feuereifer geblieben wäre, wenn man ihm nicht römischer Seits selbst das Holz zum Scheiterhaufen zugetragen, und wenn man ihm nicht die Fackel zum Anzünden selbst in die Hand gegeben hätte. Ueberhaupt aber glaube ich aus der bisherigen Darstellung augenscheinlich bewiesen zu haben, daß Luther blos durch den Zufall Reformator wurde, daß der Anfang seines Werks lediglich eine unbedeutende Privatstreitigkeit mit einem unbesonnenen Gegner war, — daß er gar keine Lust bekommen hätte die Streitigkeit zu unterhalten, wenn seine Gegner billiger gewesen wären, — daß er nur Stufenweise die Wahrheit erkannte, weil ihm nur Stufenweise Veranlassung dazu gegeben wurde, — daß er auch, nachdem er schon ziemlich weit in der

*) Häberlins neueste deutsche Reichsgeschichte B. 10.

Erkenntniß fortgerückt war, doch noch immer seine erlangte Erkenntniß nur für sich behalten, die abergläubige Welt aber in dem verjährten Besitz ihrer Irrthümer unangefochten gelassen hätte, wenn man nur das Stillschweigen und nicht die Verleugnung der Wahrheit von ihm forderte, — und daß er nur dann erst den großen Gedanken bekam, eigentlich zu reformiren und eine eigene Parthey zu stiften, nachdem man ihn mit Gewalt und unerbittlicher Strenge aus der allein seligmachenden katholischen Kirche ausgestoßen hatte.

Wenn man dieses alles nicht verkennen kann, so ist auch die Frage: Ob Luther mit tiefer philosophischer Einsicht sein Werk angefangen habe, beantwortet.

Aber wenn er es nur damit fortsetzte! — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Luther mit der Bibel sein Werk fortsetzte. Nachdem er einmal erkannt hatte, daß man nicht zugleich zwey widrigen Herren dienen könte, — nachdem er dem Pabst seinen Gehorsam aufgekündiget, und einzig und allein der Bibel, seiner allerliebsten Bibel, wie er zu sprechen pflegte, huldigte — so gebrauchte er auch blos diese seine allerliebste Bibel, um mit ihr die Leute dem Himmelreich näher zu bringen — schöpfte aus ihr, als aus der vornehmsten Quelle die wichtigsten Wahrheiten, theilte diese der Welt die nach ihnen dur-

durstete, unverdrossen und uneigennützig mit, und führte viele tausende selbst zu dieser Quelle, wofür ihm die Menschheit und das Christenthum nicht genug danken kann. Und wenn er auch dann und wann noch durch seinen Augustinus in die Bibel sah, hie und da durch Leidenschaft irre geführt, mehr oder weniger fand, als zu finden war; — genug die Bibel war sein Alles, und solte auch nach seinen Wunsch, jedem Christen sein Alles seyn. —

Allein was seine tiefe philosophische Einsicht betrift, so zweifle ich sehr, daß man ihr einen Einfluß auf den Fortgang seines Werks beymessen dürfe. Die Philosophie war überhaupt seine Freundin nicht. Die scholastische Philosophie, welche der Theologie ein so elendes Gewand umgab, verursachte ihm einen Ekel für aller Philosophie; daher er auch die Theologie nicht nur ganz von ihr entkleidete, sondern auch ohne Philosophie blos mit den Augen des Glaubens in die Bibel blickte. So konnte auch sein bekannter Grundsatz: Daß die Philosophie in keiner nothwendigen Verbindung mit der Theologie stünde, und was in der einen wahr wäre, in der andern falsch seyn könnte, keinen besondern Gebrauch derselben erlauben. Gesetzt also: er wäre mit den tiefsten philosophischen Einsichten bereichert gewesen, so bediente er sich doch ihrer nicht bey seiner Reformation, sondern er nahm seine Vernunft gefangen. Wenigstens

werden unsere Heterodoxen ihm den philosophischen Geist ganz absprechen. Sie werden sagen: Wäre Luther von diesem beseelt gewesen; so hätte er sicherlich die Art des Reformators an mehrere und erheblichere Mißbräuche in der Religion, und an so manche mit dem gesunden Menschenverstand unvereinbare, blos hergebrachte Glaubenslehren gelegt, so hätte er nicht für so manche von ihm vertilgte ganz spekulative, und dabey unzählichen Zank- und Streit erregende Sätze — andere die nicht viel besser waren, aufgestellt; — so hätte er blos an dem Anbau des Reiches Gottes, das heißt, an der Aufrichtung und Befestigung solcher Wahrheiten, die den Menschen nahe liegen, und seine sittliche Verfassung und Beruhigung angehen, gearbeitet.*) So erkannte er nicht einmal die offenbaren Widersprüche die in der krassen Lehre der Athanasianer von der Dreyeinigkeit mit Händen zu greifen sind — und die Ungereimtheit der Dogmen von dem Fall des Menschen, von der Erbsünde und deren Zurechnung — so sah er nicht, was für Schaden der Aberglaube mit dem Teufel anrich-

te-

*) Hemmingius in pastore praef. schrieb: Luther und Melanchthon hätten zwar in Reinigung der Lehre bis an ihr Ende gearbeitet — aber das Leben der Leute nicht bessern können. Zu welchen Worten in einem Exemplar ein Prediger diese Worte hinzufügte: Lasts doch auch also bleiben in Gottes Namen!

tete, und anstatt den Teufel aus dem Spiel zu bringen, mischte er ihn selbst bey jeder Gelegenheit ein. Wäre er von tiefen philosophischen Einsichten geleitet worden, wie hätte er die höchst unphilosophischen Grillen des Augustinus von der Gnade und Prädestination und dem servo arbitrio in der Bibel finden, und in der neuen Societät gäng und gebe machen, und mit so ungemeiner Hartnäckigkeit auf die blinde Annahme derselben dringen können? Wie durfte er sagen: „Es gefällt euch, wenn euch Gott ohne euer Verdienst selig macht; — es muß euch auch gefallen, wenn er euch ohne eure Schuld verdammt.“ Wie durfte er den Menschen bey seiner Besserung zu einen Klotz machen, — so streng zwischen Glauben und Werken distinguiren — und ewige Höllenstrafen glauben, wider welche sich die Philosophie immer und ewig empören muß? Und manche seiner Modifikationen der römisch katholischen Mißbräuche und Irrthümer z. B. der Transsubstantiation, und des Ablasses — wie philosophisch sind diese? — Was konnte wohl dabey herauskommen, wenn er die Verwandlung des Brodes und des Weins im Abendmahl als etwas absurdes verwarf, aber dafür die reelle Gegenwart Christi ohne Verwandlung annahm. Ist denn die Consubstantiation viel vernünftiger als die Transsubstantiation? Zwingli war wohl ein tieferer Forscher. Er sah die nämlichen Stellen, die Luther

in der Bibel sah — aber sein philosophischer Blick gab ihnen eine andere Erklärung. — Was konnte ferner hiebey für eine philosophische Einsicht zu Grunde liegen, wenn er den Ablaßkasten umstürzte, und — den Beichtstuhl stehen ließ? Der ganze Unterschied zwischen dem Ablaßkasten und dem Beichtstuhl besteht darin, daß dort die Vergebung der Sünden für eine bestimmte Summe — hier für ein beliebiges Geschenk verkauft wird, — daß dort die Sünden en detail ins Ohr, — und hier en gros ins Gesicht gesagt werden. Beyde kommen aber darin völlig überein, daß sie widerrechtlich und zum Anstoß da stehen; oder mit einem Wort: der Pabst sitzt so gut in dem Beichtstuhl, als vor dem Ablaßkasten.

Luther hätte nur geradezu das ganze Beichtwesen, das er doch selbst als bloße Menschensatzung erkannte, abschaffen sollen. Aber er war so sehr dafür, daß er sogar erklärte: „Lieber soll mir seyn des Pabstes Tyranney von Festen, Feyern, Kleidern, Platten, Kappen, und was ich könnt ohne Verschuldung des Gewissens tragen, denn daß die Beicht solte von den Christen genommen werden. Und er setzt hinzu: Ich will, daß man die Jugend und den Pöbel nicht allein gewöhnen mögte, den Beichtvater: — Würdiger Herr, — sondern auch — heiliger Herr, heiliger Vater (man muß doch wohl hiebey an

den

den Pabst denken!) anzureden. " *) — Wäre er mehr Philosoph gewesen, so hätte er nicht so gesprochen; — selbst eine geläuterte Theologie gab ihm hiezu kein Recht.

Ueberhaupt scheint es, als wenn Luther die Gränzlinie zwischen Pabstthum und freyer Christusreligion nicht vollkommen gesehen hätte. Und dieser Blödigkeit seiner Augen mag es wohl auch hauptsächlich beyzumessen seyn, daß die protestantische Kirche bis auf den heutigen Tag mit so vielen Reliquiis paparus beschwert ist. Da es ihm weder am Eifer noch an Kraft fehlte, erkannte Mißbräuche wegzuräumen; da er gewohnt war, auf die Niederstürzung alles dessen, was ihm anstößig war, loszustürmen, und hätte auch die ganze Welt darüber zu Grunde gehen sollen, so muß es blos an seinen Einsichten gelegen seyn, wenn er manches, was uns jetzt anstößig ist, stehen ließ. Melanchthon sah wohl zuweilen der Sache besser auf den Grund; denn es ist aus seinen Schriften bekannt, daß er unter andern über das Zurückbleiben so vieler alter päbstischer Gebräuche geklagt hat; aber Melanchthon konnte nur leise treten, darum ward er nicht gehört. Nach Luthers Tode erlaubte sich zwar die Universität Wittenberg in einem Programm, öffentlich und deutlich genug zu bekennen: Es wären aus dem papistischen ja auch heidnischen

Ge-

*) Brief an die zu Frankfurt am Mayn.

Gewohnheiten, so viele Hefen gottloser, unheiliger und schändlicher Sitten übrig, welche man auszurotten hätte.“ *) Allein es wäre besser gewesen, wenn die Universität mit diesem Programm bey Luthers Lebzeiten hervorgerückt wäre, und ihm dem Reformator dadurch Anlaß zu mehrerer Beherzigung gegeben hätte.

Soll ich endlich einen kurzen und doch recht frappanten Beweis von dem planlosen Gang bey der Reformation vorlegen, so darf ich nur sagen: daß man vier Jahre nach schon geschehener Uebergebung der augspurgischen Konfeßion nicht einmal noch zu einen festen Schluß in Ansehung der obersten Gewalt des Pabstes kommen konnte. So schrieb Melanchthon nicht ohne Vorwissen Luthers an den französischen Gesandten Cangay: Es ist gar nicht darauf abgesehen, daß die Kirchenpolizey oder die Gewalt des Pabstes abgeschaft würde; auch nicht, daß die alten Ordnungen und Satzungen ohne Unterschied und ganz verändert werden solten.“ **) Melanchthon war zu Erkennung der Gewalt und Gerichtsbarkeit des Pabstes und der Bischöfe in äusserlichen Dingen wohl deswegen nicht abgeneigt, weil er nämlich von der gänzlichen Abschaffung der päbstlichen Gewalt und bischöflichen

*) Ex collectione Colomesii pag. 320.

**) Tom. VI. script. public. Witteb. p. 120.

lichen Gerichtsbarkeit, ein größeres Uebel besorgte, und Luther war im Grunde nicht verschiedner Meynung von ihm, ob er gleich dabey mehr behutsam und mißtrauisch war.*)

Uebrigens wird man auf alle Fälle mehr mit dem zufrieden seyn können, der es aus dem Mangel Luthers an tiefen philosophischen Einsichten herleitet, daß seine Reformation nicht so vollständig und lauter gewesen ist, wie sie hätte seyn können, — als mit dem, der ihm eitle und böse Absichten andichtet. Letzteres that nebst vielen andern auch der weyland Ehrn Quirinus Kuhlmann, und es wird meinen Lesern nicht zuwider seyn; wenn ich seine Einfälle, die ziemlich grotesk sind, hier anmerke. „Luther, sagte er, eiferte wider den päbstlichen Baal wie Jehu, und dieses war hoch zu erheben: Er ließ aber hernach nicht von des Pabstes Greueln, wie Jehu von Jerobeams, und dieses war hoch zu schelten. Er vergnügte sich an der äussern Schaale, den innern Kern verlohr er, und er erklärte in der Schrift, was er nicht zu erklären vermogte, dadurch er ein anderer Antichrist wurde. Das Gestirn hatte gearbeitet sehr zum Untergang des Pabstthums, dessentwegen auch Trithemius aus dem Gestirn lange Zeit eine so große Religionsveränderung vorhersagte. Diese Gestirneinfließung wirkte

nicht

*) Häberlins neueste deutsche Reichsgeschichte Tom. 11, p. 232.

nicht wenig bey Luthern, und es ist gewis, daß er solcher mehrentheils unterworfen gewesen. — Daß er aber nicht einen recht prophetischen Eliasberuf hatte, beweiset sein antichristisch Zanken und arbeitselige Wahnauslegung. Er schafte päbstliche Mißbräuche ab, und führte lutherische Mißbräuche ein, — lehrte den Pabst hassen, wie auch sein Wahlspruch aus blossen Pabsthaß hergekommen, da er nur dessen Teufelskälber, die heidnischpäbstische Zanktheologie und Zankphilosophie hätte vertilgen und ausrotten sollen. Was geschah aber? Ein besserer Schein der Schrift war vorhanden, deren Kraft aber wie im Pabstthum verleugnet. Ja was noch mehr ist: Luther mit seinen Nachfolgern gedachte in seinen Herzen wie Jerobeam: Das Volk mögte wieder zum Pabstthum fallen, wolte daher etwas von demselben beybehalten, und machte recht neue Meynungskälber aus seinem Herzen, das ein Aergerniß und Greuel worden vor den Augen des Herrn Herrn bis auf den heutigen Tag.“ — Sanft müssen die Gebeine des weyland Ehrn Quirinus Kuhlmann ruhen, — wird Pater Merz sagen, — wenn er nur auch mit seinem Gestirn, mit des Pabstes Teufelskälbern, und mit der heidnischpäbstischen Zanktheologie und Zankphilosophie geruhet hätte. Und ich sage: Mögte doch die Lücke, welche Luthers philosophischer Geist gelassen hat, von dem philosophischen Geist unserer Zeiten ausgefüllet werden! —

Ob endlich Luther auch mit Menschenkenntniß sein wohlthätiges Werk getrieben hat? — Dies wird ebenfalls nicht schwer zu beantworten seyn. Wer Menschenkenntniß haben soll, der muß, wie Garve bemerkt, nicht nur die Eigenschaften, welche der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, kennen; er muß auch von den zufälligen Verschiedenheiten wissen, wodurch sich ein Mensch von dem andern, ein Stand, ein Volk von dem andern absondert. Dieses vorausgesetzt, so stelle ich mir einen Reformator mit Menschenkenntniß als einen Mann vor, welcher bey seinen Umschmelzungen, Abänderungen und Wiederherstellungen, die Rechte der Menschen respektirt, — soviel sich thun läßt und erlaubt ist, sich nach den Neigungen und den herrschenden Gesinnungen der Menschen, die er vorfindet, akkommodirt, — Rücksicht nimmt auf Zeit und Ort, und Zeit und Stunde geduldig erwartet, wenn sie nicht rasch genug da ist, in seinem ganzen Plan Wohlwollen und Güte soviel möglich sichtbar macht, und der solche Mittel ergreift, durch welche die Menschen in aller ihrer Verschiedenheit dennoch leicht und geschwind, sicher, und doch freywillig zu dem Ziel gebracht werden, bey dem sie stehen sollen. Wir wollen nun die Anwendung auf Luthern machen. Und da meyne ich gleich zuerst, daß Luther sich nicht genau genug nach den natürlichen Neigungen und Gesinnungen der Menschen gerichtet

habe,

habe. Die Menschen sind im Ganzen so geartet, daß sie demjenigen weit mehr und beständig anhangen, was ihnen zur selbst beliebigen Wahl anheimgestellt wird, als was ihnen diktatorisch anbefohlen wird.

Dieses aber scheint Luther nicht bedacht zu haben, da er den Reformator machte. Er rief zwar, indem er sich mitten auf den Schauplatz des mit Aberglauben und Mißbräuchen und Irrthümern erfüllten christlichen Europa hinstellte, allen, deren Augen auf ihn gerichtet waren, die Worte zu; welche dort Josua zu seinen versammleten Israeliten sprach: So fürchtet nun den Herrn, und dienet ihm treulich und rechtschaffen, und lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedienet haben, jenseit dem Wasser und in Aegypten, und dienet dem Herrn, aber — er vergaß den Beschluß: Gefällt es euch nicht, daß ihr dem Herrn dienet, so erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollet. Wenigstens schien es oft so, als wenn er die Wahl nicht erlauben wolte, und nur einen blinden Beyfall verlangte. Wie solten es wohl seine Zeitgenossen ausgelegt haben, wenn er so ohne alle Einballirung von sich sprach und hinschrieb: „Ich weis auch und bins gewis, von Gottes Gnaden, daß ich in der Schrift gelehrter bin denn alle Sophisten und Papisten.*) Er konnte es seyn, — wars

*) In dem Brief an die Fürsten zu Sachsen, von dem aufrührischen Geist 1524.

wars vielleicht auch, — aber war es der Klugheit gemäß, sich so zur Schau zu stellen, — war es nicht zugleich eine Anforderung an jeden, sich seinen Aussprüchen zu unterwerfen? Wenn in unsern Tagen einer unserer Theologen, der darauf ausgienge, in einem oder dem andern Punkt Aufklärnng zu geben, eine solche Sprache öffentlich führen wolte, würde sich nicht alles gegen ihn revoltiren — und würde er nicht seine besten Absichten verdächtig machen? Man befrage nur sein eigenes Gefühl.

Konnten sich wohl seine Gegner bereden, daß er ihnen eine Prüfung seiner Dogmen, und seiner Schrifterklärungen zugestünde, wenn er ihnen mit einer solchen Aeusserung entgegen gieng: **„Man wird mir doch nichts abgewinnen, und soll recht bleiben was ich lehre und schreibe, solte auch alle Welt darüber bersten.“** *) Und wie mußte es gefallen, wenn er sich zuweilen so sehr vergaß, daß er nicht nur in eben der Manier wie sein Erzantagonist der Pabst ex tripode sprach, sondern noch über dieses, wie Gellerts Amtmann die Bauern, durch seinen Amtsdonner: Ihr Esel die ihr alle seyd, euch Eseln geb ich den Bescheid ꝛc. — zum Gehorsam brachte, auf eine

*) In dem Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern.

eine ähnliche Weise die Papisten besiegte. Man weis von seiner Uebersetzung des Textes, Röm. 3, 28. und von seiner Hineinrückung des Worts: Allein; und wie sich die ächtkatholischen Christen über diesen vermeintlichen Eingrif in die Rechte des heiligen Geistes gekreuzigt und Lerm gemacht haben. Aber es ist auch bekannt, wie sich Luther darüber gerechtfertigt, und wie er den Lerm gestillt hat, nämlich auf diese Art: **D. Luther wills also haben, und spricht, Papist und Esel sey ein Ding.** *Sic volo sic jubeo, sit pro ratione voluntas.*" *) Es mag immer seyn, daß Luther gegen Widersacher, die keine raison annahmen, mit einem solchen Hieb den Knoten lösen durfte; — aber auffallend und abschreckend blieb es immer. —

Gar nicht vortheilhaft für ihn ist auch das Zeugniß selbst seiner vertrautesten Freunde und eifrigsten Anhänger, von seiner Neigung den Meister zu spielen. So bekennt unter andern Melanchthon: „Daß er niemals sehr darauf gesehen habe, was sich nach der Leute Gutachten schickte: Welches ihm manchmal für eine große Glaubensfreudigkeit ausgeleget worden, ungeachter er selber ihm gerne von andern gefolgt wissen wolten." **) Vielleicht fällt meinen Lesern auch

*) Tom. V. Altenb. p. 269.

**) Epist. ad Camerar. pag. 103.

auch hiebey sein Streithandel mit Karlstadt ein. Wirklich scheint uns derselbe den besten Aufschluß über seinen Charakter, oder über einen der stärksten Züge in demselben, nämlich über seine Herrschsucht zu geben. Karlstadt war einigermaßen zu entschuldigen, wenn er unter der Zeit, daß Luther in Wartburg war, zu Wittenberg die Privatmesse abschafte, die Bilder aus den Kirchen räumte, das Abendmahl unter beyden Gestalten hielt, die Ohrenbeichte aufhob und andere Mißbräuche mehr reformirte. Luther hatte ihm selbst dazu Anlaß gegeben, denn er hatte oft und heftig genug wider die Messe, den Mißbrauch mit einer Gestalt im Abendmahl, die Bilder und andere katholische Heiligthümer geredet und geschrieben; auch dieses alles geradezu als Greuel vor Gott erkläret. Karlstadt meynte sich also wohl noch dazu den Luther sehr zu verbinden, wenn er die vermeyntlichen Greuel abstellte. Hernach reformirte er nicht eigenmächtig, sondern auf des Kurfürsten und dreyer seiner Räthe Gutheißen — nicht allein — sondern mit Beyhülfe des Raths, der Professoren der Theologie, Justus, Jonas, Melanchthon, Amsdorf, und der Juristen D. Schurf, und D. Dolz. *) Demungeachtet nahm ihm das Luther höchst übel — eilte bey der ersten Nachricht davon aus seinem Staatsgefängniß ohne Er-

*) Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie; Tom. II. 696.

laubniß des Kurfürsten nach Wittenberg; widersetzte sich dem ganzen Vornehmen unter dem Vorwand, daß es ohne Ordnung geschehe — predigte sechs Tage nach einander mit vieler Heftigkeit darwider, und gab alle Schuld dem Karlstadt, weil seine Gehülfen, um der Unruhe zu entgehen, so gescheid waren zu revociren. —

Fragt man nach der eigentlichen Ursache dieses so raschen Schrittes, — so erfährt man ziemlich zuverläßig, daß sie in der Eifersucht über seine Autorität und in seiner Neigung allein den Reformationsscepter in seiner Hand zu haben, liege. Karlstadt hatte ohne sein Vorwissen, ohne seine eingeholte Genehmigung in die Reformation gepfuscht; das war Sünde. Luther verrieth auch selbst seine wahre Gesinnung in verschiedenen Briefen und Schriften. Konnte er sie wohl deutlicher angeben als da er schrieb: Karlstadt hätte straks wollen ein neuer Meister werden, und seine Ordnungen beym Volk, mit Unterdrückung seiner (Luthers) Autorität erheben," *) oder wie es in seinem Buch wider die himmlischen Propheten heißt: „Karlstadt hätte nach seiner Widerkunft nach Wittenberg nicht abgelassen noch ihm gehorchet. Ich achte er hält mich für der gelehrte-

sten

*) Tom. II. Epist. ep. ad Casp. Guttelium, p. 56.

sten einen zu Wittenberg, und spricht doch selbst unter meine Nase: es sey nichts mit mir.“ *)

Aus diesen Stellen und andern Umständen wolten auch schon viele Zeitgenossen Luthers schließen: „Der ganze Streit wäre aus einer Aemulation entstanden; indem Luther alles allein regieren wolte, und deswegen Karlstadts Vornehmen so übel aufgenommen hätte, und daß die Ordnung blos ein Vorwand gewesen wäre. **) Und so erhält auch Karlstadts eigene Klage gegen Luther: „Daß er alle andere seiner Autorität unterwerfen und ihnen nichts zulassen wolte zu schreiben oder zu thun, da er nicht Vorgänger wäre “ ***) — einen großen Schein.

Bey dem allen muß man sagen, daß sich Luther zuweilen auch auf der entgegengesetzten Seite zeigte, daß er manchmal seine Autorität dem Ansehen und dem Willen anderer aufopferte, daß er Widerspruch ertrug, daß er in seinen Schriften hie und da die edle Erklärung that, wie er nicht sich, sondern ein freyes Evangelium predige, und daß er keiner Seele seine Meynungen aufzudringen begehre. Aber man kann auch nicht verkennen, daß er sich mit dergleichen nur sparsamen Wendungen und Erklärungen,

*) Tom. III. Altenb. pag. 51.

**) Arnolds Kirchen- und Ketzerhist. Tom. II. p. 697.

***) Lib. vom Mißbrauch der Messe p. 1. ꝛc.

welche gegen sein übriges und fast allgemein angenommenes Betragen allzusehr abstachen, nicht viel half. Wer mit der einen Hand immer wieder nimmt, was er mit der andern giebt, wer stets im Widerspruch mit sich selbst steht, wer so veränderlich hin und her schwankt, wer heute mit aller Demuth sagt: Ich bin euer unwürdiger Mitknecht, und morgen in dem Anfalle einer kapriziösen Laune mit hohen Ton spricht: Ich bin euer infallibler Meister; der macht die Menschen wenigstens gegen sich mißtrauisch, und giebt der Gegenparthey, welche nicht reimen will, und welche stets auf das intolerante Nein, und nicht auf das tolerante Ja hört, die Waffen gegen sich selbst in die Hand. — So urtheilten auch seine Gegner, wenn sie noch am gelindesten urtheilten: Der Mann hängt den Mantel nach dem Wind. Er erniedrigt sich zuweilen, damit er desto sicherer erhöhet werde, und er erhöht sich öfters, damit er nicht erniedriget werde. Wenn wir einen Pabst haben müssen, so thun wir besser, wir dienen dem alten zu Rom, als dem nagelneuen zu Wittenberg. — Der ehrliche Luther mit seinem grundguten Herzen hatte gewis keinen Gedanken, den protestantischen Pabst zu spielen; — aber jeder Wohlgesinnte wird wünschen, daß er auch den Schein mögte vermieden haben. Und er würde ihn auch vielleicht vermieden haben, wenn er mehr Rücksicht auf die gewöhnliche Denkungsart, auf

die

die Vorurtheile und auf die Abneigung der Menschen gegen das, was einem Nachtspruch nur vom weiten ähnlich sieht, genommen hätte.

Seiner mangelhaften Menschenkenntniß mögte ich es auch zuschreiben, wenn er mit Ironie und Satyre, mit Schimpfen und Schelten die Katholiken zu entwafnen, und den Lauf des Evangeliums zu befördern suchte. Man muß gestehen, daß er eine vortrefliche Gabe hatte Injurien zu sagen, daß sein Witz unerschöpflich war, wenn er dazu dienen konnte, die Welt auf Unkosten des Pabstes und seiner Klerisey lachen zu machen, daß er den Rücken eines jeden mit Juvenals Geisel hieb, vor dem er seinen eigenen Rücken nicht zu beugen brauchte, und daß er sich oft der trivialsten Pointen bediente, wenn sie nur recht tief eindrangen. Man kann nicht leugnen, daß er dabey schlechterdings keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen der Menschen machte. Der König auf seinem Thron galt ihm nicht mehr als der Bauer in seiner Hütte, der Bischof mit seinem Krumstab, nicht mehr als der Nachtwächter mit seinem Spieß, der Gelehrte mit seinem Doktorhut nicht mehr als der Ungelehrte mit seiner Schlafmütze.

Der Pabst, der wohl noch von zwanzig Millionen Menschen als Repräsentant der Gottheit, und unter diesen gewis von mehr als 16 Millionen als der

Mittler zwischen Gott und den Menschen geehret wurde, bekam so gut die Titulatur: Ochs, Esel, Antichrist — als alle die Millionen seiner Anhänger, für Narren und Teufelsgeschmeiß deklarirt wurden. In seiner so benannten **ernsten, zornigen Schrift** wider D. Simon Lemnius 1538 nannte er den Kurfürst und Erzbischof Albrecht, den Stadtschreiber zu Halle, einen Teufel, einen sch — Bischof, einen falschen verlognen Mann, einen verdammten heillosen Pfaffen ꝛc. *) — Den Herzog Georg von Sachsen beehrte er mit den Titeln: Thörigter Bauer, Teufelsapostel, — den Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem Beynamen: Hannß Worst, — den Papisten Cochläum hieß er nur D. Roßlöffel. Und man weis, wie er dem König Heinrich von England begegnete. Freylich gaben ihm seine Widersacher zu seinen Invektiven die höchste Veranlassung. Hohe und Niedrige machten sich eine Ehre und ein Verdienst daraus, den armen Luther ein Pasquill nach dem andern zu schreiben. Sie streueten nicht blos die allerabscheulichsten Calumnien gegen ihn aus, sie giengen auch Tag und Nacht mit mörderischen Anschlägen gegen ihn um. Sie waren immer die Ersten die es an ihn brachten, und immer die Lezten, die von dem Schimpfplatz wichen.

Aber

*) Tom. VI. Altenb. pag. 1252.

Aber ich glaube dennoch daß Luther einen bessern Weg gegangen wäre, wenn er der Bosheit seiner Feinde die Sanftmuth Christi, und ihren Anathemen seine Benediktion entgegengestellt, — wenn er den intoleranten Widerspruch seiner Gegner ertragen, die Wahrheit auf eine bescheidene Weise vertheidigt, und ihre Drohungen mit Gefängniß, Schwerd und Feuer, welche bey dem Schutz den er in Sachsen genoß, ohnedem von keiner Wirkung seyn konnten, grosmüthig verachtet hätte. Bey diesem Verhalten würden endlich seine Gegner ihres Lermens müde, und ihres trotzigen Widerstands überdrüßig geworden seyn; — seine Freunde aber, oder auch diejenigen, welche nur noch auf ein Kompliment warteten, um sich dem Pabstthum zu empfehlen, und dieser durften wohl viele tausende seyn, würden ihren Glauben an ihn gestärkt, und ihre Hände zur weitern Ausführung seiner Plane willig dargereicht haben. Er hätte nur den Reformator Paulus zum Muster nehmen dürfen. Dieser hatte mit einem dreymal ungeschlachtern und eben so intoleranten Menschengeschlecht zu thun als Luther. Er litt die grausamsten Begegnisse. Er war ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute. Man führte ihn in die Gefängnisse, man geisselte seinen Rücken, man stellte ihm nach seinen Leben. Und wie benahm er sich bey den unmenschlichsten Behandlungen? Also: Man schilt uns, so segnen wir,

man verfolgt uns, so dulden wir, man lästert uns, so flehen wir.

Und doch erreichte er sein Ziel. Paulus ganz bekannt mit der Natur der Menschen, mit ihrer harten und weichen Seite — richtete sich nach ihrer Natur, und berührte nur ihre weiche Seite. Paulus, voll Ueberzeugung, daß die Boshaften wenigstens zum Theil die Geisel aus den Händen legen würden, wenn er ihnen mit dem Oelzweig entgegen gienge, und daß sie sich leichter mit Gott versöhnen ließen, wenn er zur Versöhnung mit ihnen bereit wäre — erfüllte von Jerusalem bis nach Illyrien alles mit dem Evangelium. Luther würde bey einem ähnlichen Verhalten auch ein ähnliches Glück in seiner Reformation gehabt haben. Vielleicht daß er dann mehr als etliche Kreise von Deutschland reformirt, vielleicht daß er dann das vielköpfige Ungeheuer der Hierarchie um noch mehrere Köpfe kürzer gemacht hätte.

Da er den entgegen liegenden Weg einschlug — so fand er überall die größten Hinderniße, und mußte mitten in seinem Laufe stille stehen. Ein großer Theil des gemeinen Volks, dem von den Pfaffen die zornige Mine des Reformators mit glühenden Farben vorgemahlt wurde, ohne ihm jedoch ihre dreymal zornigere sehen zu lassen, wurde zum Haß gegen ihn angefeuert — ein großer Theil der Klerisey, welcher sich

ihm

ihm schon genahet hatte, ward ihm abgeneigt — verschiedne große Gelehrte, wie z. E. Erasmus, welche es anfänglich herzlich gut mit ihm meynten, und ihm große Hülfe leisten konnten, — wurden zurückgeschreckt, und selbst manche Fürsten die schon im Begrif waren zu reformiren, verlohren die Lust dazu.

Man gedenke hier an den Herzog Georg von Sachsen. Dieser Fürst, der zuletzt der ärgste Feind Luthers und der Reformation ward, war anfänglich sein Freund und der Reformation günstig. Er stellte die Disputation zu Leipzig mit großen Kosten an, blos aus Liebe zur Wahrheit, — und bezeugte nach Endigung derselben Luthern seinen Beyfall. Luther selbst rühmte damals: „Wie er auf der Disputation zu Leipzig erfahren hätte, daß dieser Fürst fürstlich genug redete, wenn er nach seinem Sinne redete.“ Er nannte ihn noch überdies einen guten gottseligen Herrn, und erkannte seine Natur für sehr gut. *) Wahrscheinlich würde auch Luther bald noch mehrere und größere Proben seiner guten Natur zu sehen bekommen haben, wenn er sie nicht durch seine Heftigkeit verschlimmert hätte. Das Schimpfen auf die Gegner wolte diesem Herrn nicht gefallen — und da sich wegen dieses Mißfallens die Fluth gegen ihn selbst wendete, so — verlohr er nicht nur alle Lust zu reformiren — sondern verfolgte auch alle diejenigen

*) Lib. 1. Epist. 114.

jenigen in seinen Landen, welche dem neuen Evangelium geneigt waren, aufs grausamste.

Wundern muß man sich anbey, daß da dieser Fürst, über die vom Luther erlittene persönliche Beleidigungen, und über den von ihm, seinen Unterthanen ertheilten Rath, dem Teufel (den Herzog) das Kreuz ins Angesicht zu schlagen, am kursächsischen Hofe harte Beschwerden führte, Luther dennoch nicht zum Kreuz kriechen mogte. Ob ihm gleich von dem Kurfürsten mit einer angemessenen Bestrafung gedrohet wurde, wenn er sich nicht befriedigend verantworten würde, so war doch seine Verantwortung nichts weiter als eine neue Beleidigung. Er sagte darin: „Daß er den Herzog Georg einen Teufelsapostel genannt habe, sey nicht an dessen Ehre geredet; — er gestehe, daß Herzog Georg zwar vor der Welt ein ehrlicher und löblicher Fürst des Reichs sey, — aber vor Gott und in geistlichen Dingen gestehe er ihm keine andere Ehre als des Pilatus, Herodes und Judas Ischariot zu. — Die feindseligen Namen habe er ihm blos gegeben, den Frommen zum **Trost und Stärkung**, damit sie durch ihrer Obrigkeit Gebot sich nicht von Christi Worten und Werken mögten abwendig machen lassen.“ —

Uebrigens sieht man aber auch aus dieser Stelle, daß

*) Häberlins neueste deutsche Reichsgeschichte B. 11. p. 462.

daß der gute Luther wirklich der Meynung war: Es könnte seiner Lehre zur Beförderung dienen, wenn er seinen Donner hören ließe. Hätte er das Gegentheil geglaubt, so würde er, dem die Ausbreitung und Erhaltung der Wahrheit einzig am Herzen lag, den Maasregeln, die ihm sein hitziges Temperament vorschrieb, sicher nie gefolgt seyn. Aber daß es Grundsatz bey ihm war, daß man die Gegner niederdonnern müsse, beweiset auch folgende Stelle, die ich in seiner treuen Vermahnung an alle Christen — finde, und welche zwar auf einer Seite aber nicht auf der andern, den Menschenkenner zu verrathen scheint: „Wenn du das Evangelium wilst christlich handeln, so mußt du Acht haben auf die Personen. Du mußt die Hunde und Säue anders denn die Menschen, die Wölfe und Löwen anders denn die schwachen Schafe behandeln. Den Wölfen kannst du nicht zu hart seyn, den schwachen Schafen kannst du nicht zu weich seyn. Diese die schwachen soll man nicht überpoltern, noch überrumpeln, sondern sie freundlich und sanft unterweisen, Grund und Ursache anzeigen. Wo sie es nicht gleich fassen mögen, eine Zeitlang Gedul mit ihnen haben. Wenn du aber vor diesen Leuten deine große Kunst wilst erzeigen, und so kurz herfährst; — so kann ein solch einfältig Herz dich nicht anders achten, denn daß du ein stolzer, frecher, frevler Mensch seyest, als denn auch wahr ist. Was hilft dich nun solche Beleidi-

gung des Nächsten, und Hinderniß des Evangelii? Du hast deinen Muthwillen gekühlt, so sprechen sie: Ey ich will in meinen Glauben bleiben, und sperren ihr Herz zu vor der rechten Wahrheit — du fällst in das Urtheil Pauli Röm. 14. Jam non secundum caritatem ambulas, verachtest deinen Nächsten, dem du doch mit Furcht und Sanftmüthigkeit dienen solltest." — Vortreflich! — Aber soll denn mit den Hartherzigen und Verstokten nicht auch secundum caritatem gehandelt werden? Sind diese im Gruude nicht auch Irrende? Und heilt man sie eher wenn man sie vor den Kopf stößt? — „Die verstockt sind, die nicht hören wollen, dazu andere mit ihrem Lügenmaul verführen und vergiften: Als da ist der Pabst, Eck, Emser, etliche unserer Bischöfe, Pfaffen und Mönche; mit diesen solst du nichts handeln (i. e. belehren) sondern dich halten des Spruchs Christi Matth. 7. Ihr solt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perlen solt ihr nicht für die Säue werfen, auf daß sie dich nicht mit Füssen treten, und die Hunde sich umkehren und dich zerreißen, laß sie Hund und Säu bleiben, wie sie sind. Es ist doch verlohren. (Wohl war! Aber ist denn nicht auch das Schimpfen und das Ueberpoltern an ihnen verlohren? Wer wirklich intolerant denkt, wird durch öffentliche Beschimpfung in seiner Meynung noch weit mehr gesteift und verhärtet)

„Die

„Die Lügner, die Tyrannen magst du wohl hart angreifen, und frey thun wider ihre Lehre und Werk.“

Daß indessen dieser Grundsatz, so scheinbar er ist, dennoch ganz falsch, gar nicht das Resultat einer richtigen Menschenkenntniß ist, und in seiner Anwendung ungeheuren Schaden stiftet, mußte Luther am Ende seiner Laufbahn, aber leider zu spät, selbst erkennen und eingestehen. In der so betittelten Vorrede vor seinen Abschied gestellet, drückt er sich hierüber also aus: „Ich halte, daß ich allein mehr denn zwanzig Sturmwind und Rotten, die der Teufel geblasen hat, erlitten habe. Erstlich hatt ich wider mich das Pabstthum. Ich achte alle Welt soll schier wissen, mit wie viel Sturmwinden, Bullen und Büchern der Teufel durch sie wider mich getobet, wie gar jämmerlich sie mich zerrissen, gefressen und zunichte gemacht haben; — ohn daß ich sie zuweilen auch ein wenig angehaucht; aber damit nichts ausgerichtet, denn daß sie zorniger und toller worden zu wehen und zu sprühen, bis auf diesen Tag ohne Aufhören.“

Wie aber Luther durch sein Anhauchen merken ließ, daß er die Art, wie die Herzen der Menschen zu gewinnen sind, nicht vollkommen kannte, so gab er auch durch seine Handlungen zu verstehen, daß er die Rechte der Menschen nicht in hinlängliche Betrach-

trachtung zog. Jeder Mensch hat das Recht von seinen Mitmenschen zu fordern, daß sie ihn in der vollkommensten Religionsfreyheit ungestört lassen. Luther war also auch verbunden, seine katholische Mitmenschen, die seinem Ruf nicht folgen wolten, ihren Weg, und wäre er immer ein Irrweg, frey dahin wandeln zu lassen. Aber er bemühete sich, ihnen wenigstens Fallen in den Weg zu legen, wo er sie nicht mit den Haaren zu sich heranziehen konnte. Man sah ihn an den Höfen der Fürsten, um diese persönlich gegen den Pabst einzunehmen, und wo er nicht hinkam, dahin schrieb er die nachdrücklichsten Briefe.*) Man hörte ihn zu Schmalkalden 1537. beym Abschied zu den Umstehenden und Theologen sagen: Gott erfülle euch mit Haß des Pabsts und des Teufels. Man vernahm, daß er den Großen der Erde, welche den römischen Aberglauben nicht ausrotten wolten, die Rache Gottes androhete. In seiner Vermahnung an alle treue Christen erlaubte er sich folgende Aeusserungen: „Aber nun lassen sie (die Fürsten) alles gehen, — einer hindert den andern, etliche helfen und rechtfertigen dazu des Endechristus Sache. Gott wird sie aber wohl finden, und ihme geben, nachdem sie ihrer Gewalt und Oberkeit zur Rettung oder Verderben ihrer Unterthanen an Leib, Gut und Seel gebraucht haben. — Die Fürsten solten das ihre thun, und

*) Carpzov. P. III. Isag. p. 906.

und mit dem Schwerd das sie tragen wehren, so viel sie mögten, ob sie Gottes Zorn doch einestheils zuvorkommen und lindern mögten. Gleichwie Moses Exod. 32, dreytausend Mann vom Volk erschlagen ließ, auf daß Gottes Zorn vom Volk gewendet würde, wie denn auch vom Elia die Schrift sagt." — Gut daß er diese Einschränkung hinzufügt: „Nicht daß man jezt die Pfaffen soll tödten, das nun ohne Noth ist; sondern nur mit Worten *) verbieten, und darob mit Gewalt halten, was sie treiben über und wider das Evangelium. Man kann ihnen mit Worten und Befehlen genug thun, das weder Hauens noch Stechens bedarf."

Es ist den Katholiken von jeher von den Protestanten mit gutem Grund zur Last gelegt worden, daß sie an den Orten, wo sie die Oberhand haben, alle Akatholiken zu einen wenigstens äusserlichen Gehorsam gegen ihre Religion zwingen, und daß sie eine Unterwürfigkeit unter ihre kirchlichen Gebräuche, wenn auch der Glaube nicht da ist, fordern. Man submittirt, sagt Bellarmin, ohne Ueberzeugung, ja wider Ueberzeugung. — Wie vertheidigen wir aber Luthern, welcher die nämliche Maxime gegen die Katholiken und noch dazu gegen katholische Lehrer befolgte. In einem

*) Durch Hofdekrete und Kabinetsordren! — werden manche verstehen wollen.

einem Brief von ihm an Joseph Levin Metsch in Mita heißt es: Si potestatem habemus, sub eodem magistratu doctores contrarii non sunt tolerandi, ut maiora mala evitemus. Sic etsi *non credant*, tamen ad decalogum audiendum et ad publicam concionem adigendi sunt, ut *externam saltem* opera *obedientiam* discant. —

Fast noch mehr ist es zu tadeln, daß er auch denen keine Toleranz zugestehen wolte, welche mit ihm fast durchgängig im Glauben einig, und nur in einigen Nebenlehren oder subtilen Bestimmungen verschiedener Meynung waren. Man weis, daß er auch den Zwinglianern, blos weil sie das Wörtlein est anders verstanden als er, keine bleibende Stätte auf deutschem Grund und Boden lassen wolte. Ja wenn es an ihm gelegen wäre, so würden sie nicht einmal wie kürzlich die Deisten und Abrahamiten aus Böhmen, — Gnade funden haben, ihre Harfen an den Weiden bey den Wasserbächen der türkischen Gränze aufzuhängen. Ich berufe mich auf sein Sendschreiben an den Herzog Albrecht von Preußen, worin er diesen Fürsten ermahnte, „die Zwinglianer in seinem Lande schlechterdings nicht zu dulden.“ Ich verweise auf seinen Brief an den Rath zu Augspurg; in welchem er die Prediger, weil sie es theils mit dem Zwingel, theils mit dem Bcuer hielten, ihrer Obrigkeit nicht zum besten empfahl, aber auch wieder eine Antwort bekam,

die

die nicht dazu gemacht war, um sie ans Fenster zu stecken; — und auf sein Warnungsschreiben an die Stadt Frankfurt am Mayn, worin er gegen das zwinglische Gift ein so kräftiges Antidotum gab, und wofür ihm die Eydgenossen eine so harte Pille zuschickten. Stets aber beklage ich es, daß er um einer Grübeley willen eine Trennung in der protestantischen Kirche veranlaßt hat, deren üble Folgen noch jetzo sichtbar sind.*) Beza meynte gar: Wenn die Sünden der Welt diese beyden Leute, nämlich Luthern und Zwingli nicht zertrennt hätten, so solte wohl der römische Antichrist schon längst überm Haufen liegen.**)

Von seiner Intoleranz gegen Karlstadt, gegen die Widertäufer, gegen Schwenkfeld und andere Ketzer will ich nichts sagen. Auch mögte ich es gerne für eine Lüge halten, wenn Raynaud l. XVII. opp. p. 49. schreibt: Vicelius curante Luthero carceri mancipatus est, tamquam maleficus, sed innocentia eius comperta, dimissus est. Allemal aber bestätigt sich's, daß die vermeynte Rechtgläubigkeit die Mutter der Intoleranz und Verfolgungen ist. Luther war der gutherzigste, edeldenkendste, grosmüthigste, toleranteste Mann von der Welt, wenn er nicht an seine Recht-

*) Daß auch die höchstnöthig gewesene Verbindung der Protestanten niemals recht von statten gegangen ist, — das hat man ebenfals Luthern Schuld geben wollen.

**) Beza epist. p. 327.

gläubigkeit gedachte; aber wenn er an sie gedachte, so glaubte er die natürlichen Rechte der Menschen nicht mehr schonen zu dürfen. O die vorgebliche Rechtgläubigkeit! Sie hat dem menschlichen Geschlechte mehr Uebel zugefügt, als der ganze Hauf von Irrthümern!

Wenn übrigens dieser Reformator noch einige andere falsche Schritte gethan hat, so will ich auch diese lieber auf die Rechnung seiner unvollkommenen Menschenkenntniß, als seiner Leidenschaften schreiben. Ich will sagen: Er drückte sich in seinen Predigten und Schriften nicht immer so vorsichtig aus, daß er keine Blöße gab, nicht immer so deutlich und bestimmt aus, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn mißzuverstehen; — und er begieng diesen Fehler nicht deswegen, weil ihn seine Geisteskräfte nicht vermeiden konnten, sondern weil er sich die Geisteskräfte der Menschen besonders des Plebs größer und besser vorstellte, als sie wirklich waren und seyn konnten. Daraus entstanden aber manche üble Folgen. Ich gedenke hier an den unseligen Bauernkrieg, der fast allgemein dem Luther und seinem Evangelio zur Last gelegt wurde. Man beschuldigte ihn, daß er die Bauern wider ihre Obrigkeit aufgehezt habe, — und die Bauern selbst beriefen sich auf seine Lehre, wenn sie zur Verantwortung gezogen wurden. Es war wohl dem Luther nie eingefallen, die Bauern zu lehren, daß

sie

sie sich mit Spießen und Stangen einen Weg zum Evangelium eröfnen müssen. Niemand war im Grunde mehr wider Aufruhr, und mehr für den Frieden, als er. Aber die Bauern meynten es anders. Da er nur gar zu oft die Tyranney der Fürsten gescholten, ihr Regiment für ein Teufelsregiment erklärte, weil sie ihren Unterthanen kein freyes Religionsexercitium gestatten wolten — und noch überdies jeder Obrigkeit, welche nicht eine durchgängige christliche Freyheit erlauben würde, mit ausserordentlichen göttlichen Strafen drohte, so glaubten die bedrückten Leute hier eine Posaune zu hören, welche sie zum Streit erweckte; wenigstens legten sie die Predigt Luthers von der christlichen Freyheit so aus, als ob sie nun berechtigt wären, die Fesseln zu zerbrechen, die ihnen das weltliche Regiment angelegt habe. Das war freylich ein schrecklicher Mißverstand; aber er würde nicht möglich gewesen seyn, wenn Luther stets in solchen Ausdrücken von der Obrigkeit geredet hätte, wie die Apostel.

Es ist wahr, er schrieb in dem Augenblick als er die Bauern gerüstet sah eine herzliche und vortrefliche Warnung an sie; aber er rechnete nicht darauf, daß die Bauern seine Warnung überhören würden, weil er in seiner mitfolgenden Vermahnung an die Fürsten, diese als die einzigen Urheber alles Jammers zur Buße rief. Ich hebe einige Stellen dieser Bußpredigt

aus, damit der Leser selbst seine Glossen machen möge. „Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solches Unraths und Aufruhrs denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und München, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium; — dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet, und schazt, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwerd ist euch auf dem Halse; noch meynet ihr, ihr sitzet so feste im Sattel, man würde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Denn das solt ihr wissen, liebe Herren! Gott schafts also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wüterey die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen. Thut ihrs nicht durch freundliche willige Weise, so müßt ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thuns die Bauern nicht, so müssens andere thun. Und ob ihr sie alle schlüget, so sind sie noch ungeschlagen. Gott wird andere erwecken, denn er will euch schlagen, und wird euch schlagen. Es sind nicht Bauern, liebe Herren, die sich wider euch setzen. Gott ists selber, der setzt sich wider

euch,

euch, heimzusuchen eure Wüterey. — Sie (die Bauern) haben zwölf Artickel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch für Gott und der Welt den Glimpf nehmen. Den ersten Artickel, da sie begehren das Evangelium zu hören, könnt ihr ihnen nicht abschlagen. Dawider kann und soll keine Obrigkeit. Ja Oberkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sey Evangelium oder Lüge.*) Die andern Artickel so leibliche Beschwerung anzeigen, sind ja auch billig und recht. Denn die Obrigkeit nicht darum eingesetzt ist, daß sie ihren Nutzen und Muthwillen an den Unterthanen suche. Nun ists ja die Länge nicht träglich, so zu schatzen und zu schinden ꝛc.

Daß er hernach eben den Fürsten, welche doch den Prozeß vor seinem geistlichen Richterstuhl gänzlich verlohren, eine Ermahnung nach der andern gab, die unschuldigen Bauern, welche Anstalt machten, die Sentenz selbst zu exekutiren, als Aufrührer, Meineidige, Räuber, Diebe, Mörder mit Feuer und Schwerd zu verfolgen — dieses wolten auch die Klügsten auf Seite der Protestanten nicht zusammenreimen können,

*) Und doch lag er allen Obrigkeiten so oft an: Sie solten keine katholische, zwinglische, wiedertäuferische, karlstädtische, schwenkfeldische ꝛc. Lügenprediger dulden! Es ist aber gut, wenn man sich nach den Umständen zu wenden weis! —

und viele sagten: Luthers Prozeß wäre so wenig dem Evangelio angemessen als der Bauern ihrer. Er hätte zwar im Geist angefangen, und etliche Schlachten und Scharmützel mit dem Pabst gewonnen. Nun aber weil er die Aufrührer hätte heißen todtschlagen, sey der Geist von ihm, wie vom Saul gewichen.*)

Meines Bedünkens hätte man ihm nur mehr Behutsamkeit in seinen Ausdrücken, und weniger Einmischung in Welthändel wünschen dürfen.

Vielleicht hätte er auch den Beruf eines Reformators noch glücklicher erfüllt, wenn er keine andere Braut gekannt hätte, als die christliche Kirche.**) Es mußte ihm freylich eben sowohl als andern erlaubt seyn, die Hochzeitfackel anzuzünden; aber wenn man bedenkt, daß noch so viele tausend schwache Christen vorhanden waren, welche die Heirath eines Priesters, und noch dazu mit einer Nonne, als das größte Skandal in der Welt betrachteten, — und so viele tausend boshafte Gegner da standen, welche jede Gelegenheit begierig ergriffen, die Reformation anzuschwärzen, und sie falschen Absichten zuzuschreiben, so kann man sich nicht enthalten zu urtheilen, daß Luther weiter gekommen wäre, wenn er seinen Heirathsꝛ

*) Matthes. Pr. 6, p. 57.

**) Dieser Uebergang wird mir erlaubt seyn — weil man ja auch von dem Trauerspiel zu den Lustspiel geht.

Heirathsappetit, wo nicht ganz unterdrückt, doch viel später befriediget hätte. Die große Menge der Priester, Mönche und Nonnen, welche seinem Beyspiel folgten, und sich in die lutherischen Kirchen begaben, war kein Ersatz für die zehnmal größere Anzahl derer, welche an seinem Beyspiel Anstoß nahmen, und in den katholischen Kirchen sitzen blieben.

Sogar kaltblütige Beobachter verdrehten die Augen, und wurden an der Reformation irre. Viele sagten, wie Erasmus: „Es scheint fast, als wenn die Reformation dahin abzweckte, einigen Mönchen die Kutte abzuziehen, und einige Priester zu verheirathen, und daß diese große Tragödie sich auf eine ganz komische Weise endigen wird, weil sich alles am Ende verheirathet, wie es in den Komödien geschieht.“

Andere machten aus der Verheirathung Luthers die sinnreichsten, aber eben für die Reformation nicht sehr günstige Klosterromanen. Man kann von dem, welchen uns Varillas *) liefert, und welcher für die große Welt geschrieben war, auf die schließen, welche Possenreisser und Casperle für den Plebs fabrizirten. „Es war, berichtet uns Varillas, zwey Meilen von Wittenberg eine kleine Stadt, welche wegen eines grossen, reichen und alten Nonnenklosters sehr berühmt

*) Varillas histoire de revolutions &c. en matiere de Religion Tom. II. p. 6. 7. &c.

war. In diesem Kloster wurde die Ordensdisciplin sehr vernachläßigt, und so — fiel es einigen Lutheranern sehr leicht, in demselben einen Zutritt zu bekommen. — Sie errichteten bald, mit ungefehr neun Ordensschwestern, welche die Neugierde plagte, eine gute Bekanntschaft, und hatten auch leicht das Glück, sie von der Nichtigkeit ihrer Ordensgelübde zu überzeugen, weil sie alle Lust hatten in die Welt zurückzukehren. Es fehlte nur noch, daß sie ihre Einwilligung zur Entführung gaben; — und die Nonnen verweigerten sie nicht. Leonhard Copp, ein Schulinspektor zu Wittenberg, einer der kühnsten und insolentesten Menschen auf der Universität, erbot sich, gewaltsam in das Kloster einzubrechen; und zur Ausführung des Anschlags wurde gerade der Charfreytag (1523) festgesetzt. Warum eben dieser Tag? Vielleicht, weil die Lutheraner ihre Verachtung der katholischen Andacht in der Charwoche recht sichtbar machen wolten, oder weil sonst die Umstände günstig waren. Die neun Nonnen fanden sich zur bestimmten Zeit in dem Garten ein, gaben das Zeichen, und erblickten sogleich den Copp auf der Mauer; — sie halfen ihm herabsteigen, und er half dagegen wider einer nach der andern hinaufsteigen. Auf der andern Seite waren Lutheraner zugegen, um das Herabsteigen zu erleichtern, und zur Eskorte zu dienen. Man setzte sie in zwey Wägen, und führte sie zu Wittenberg

gleich-

gleichsam als im Triumph ein. Alda wurden sie um somehr mit Zeremonie empfangen, weil die wohlgemachteste unter ihnen, Namens Katharina von Bore zur Ehefrau des Luthers bestimmt war. — Das Verbrechen blieb ungestraft, obgleich die ältesten Gesetze Deutschlands die Strafe des Rads darauf gesetzt hatten. — Luther schrieb einen Panegyrikus auf den Copp, in dem er mit zügelloser Unverschämtheit sein Hinabsteigen ins Kloster mit der Höllenfahrt Christi verglich, und behauptete, daß er eben sowohl wie der Erlöser auserwählte Seelen aus dem feurigen Pfuhl errettet habe. Bald hierauf ließ sich Luther die aus der angeblichen Hölle geraubte Jungfrau antrauen — nämlich sobald der Kurfürst Johann zur Regierung kam — und zwar mit einem Pomp, welcher von der Pracht der erlauchtesten Personen des Reichs in nichts unterschieden war. Damit aber die Sachsen an seiner Verehlichung mit einer Nonne keine Aergerniß nehmen mögten, so schrieb er ein Buch vom Heirathen; und in einer Predigt über einen so delikaten Gegenstand ließ er sich die Worte entfahren: Daß die Magd die Stelle der Frau vertreten könnte, wenn diese die Spröde machte. Si nolit uxor, veniat ancilla. "

Ich finde nicht nöthig hierüber Bemerkungen zu machen, obgleich fast jede Zeile dazu auffordert. Meine Leser werden sie selbst machen; aber ich bin überzeugt,

zeugt, daß Luther unbeweibt geblieben wäre, wenn er hätte vorausſehen können (er konnte es, wenn er Menſchenkenner war, werden manche ſagen) daß ſeine Feinde einen ſogar jämmerlichen und noch dazu falſchen Lerm darüber machen, und daß ſo viele tauſende vom hohen und niedrigen Pöbel, bis auf dieſen Tag blos durch ſeine Beweibung ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſeine Lehre bekommen würden.

Aber ich breche hier ab — weil ich weder Zeit noch Luſt habe, mich noch weiter auf die Beantwortung der Frage: Ob Luther mit tiefen philoſophiſchen Einſichten und Menſchenkenntniß reformirt hat? — einzulaſſen. Es wäre auch vielleicht überflüßig. Wer ein gutes Auge hat, dem braucht man kein Perſpektiv zu geben. Und ich hoffe, daß mich auch Niemand, weil ich mit Freymüthigkeit die Blößen Luthers aufgedeckt habe, deswegen für einen Freygeiſt oder Socinianer, oder wohl gar für einen Exjeſuiten halten wird.

Ich bin mir bewußt, daß ich nicht in der Abſicht geſchrieben habe, um Luthern anzuſchwärzen. Honny ſoit qui mal y penſe. Ich ehre Luthern vielleicht mehr als viele ſeiner Lobredner, ich liebe ihn bey allen ſeinen Flecken, (nur ein Narr wird die Sonne nicht lieben, weil ſie Flecken hat) ich erkenne ihn für ein Werkzeug der Vorſehung, zur Aufklärung und

Ver-

Verbesserung des Menschengeschlechts; wäre er auch immer nur ein schwaches Werkzeug gewesen, und ich unterschreibe es auch, wenn man will, mit meinem Blute, daß mir seine Reformation nämlich das quid derselben heilig und theuer bleibt, wenn ich auch den modum qui nicht immer lobpreisen kann.

Man hätte vielleicht mehr Ursache mich zu verläumden, wenn ich wie der große Thomasius *) gesagt hätte: „Alle Reformationes, so die Lehrer angefangen, **) sind der Kirche und dem gemeinen Wesen schädlich gewesen; ja sobald sie sich nur darein gemischt, so haben sie alles bisherige Gute verderbt und ins Stecken gebracht. Augustinus, Hieronymus, Bernhardus waren große Lehrer; ihre Anstalten fanden großen Beyfall; es ward aber nichts weiter daraus als das Mönchswesen, und das dickste und finsterste Pabstthum. So lange Friedrich der Weise und Spalatin Luthers allzuhitzigen Eifer mit Glimpf zurückhielten, und alles fein gelinde gehen ließen, gieng alles wohl von statten; obgleich Luther darob gescholten, seinen Kitzel zu reformiren, für einen starken Glauben;

*) In der Erinnerung wegen seiner Winterlektionen S. 36.

**) Lehrer sollen blos, wie es ihrem Amte gemäß ist — ruhig belehren — und nur Fürsten und Obrigkeiten dürfen und sollen reformiren — ist wohl die Meynung des Thomasius.

ben; des Fürsten Klugheit aber für eine politische Kleingläubigkeit ausgegeben hat. — Sobald Luther aus seinem Gefängniß lief, und sich in das Reformationswerk mischte, die Händel mit Karlstadt und andern anfieng, so ist daraus das Unglück entstanden, das die Protestirenden im römischen Reich, ja in Europa, noch nicht verwinden können."

Vor einem solchen Urtheil, ob es gleich von einer großen Autorität begleitet seyn konnte, habe ich mich sorgfältig gehütet; und ich hätte wohl gar nicht über die Reformation Luthers geschrieben, wenn ich nicht die gute Absicht gehabt hätte, den schädlichen Vorspieglungen mancher unserer Zeitgenossen, welche dadurch, daß sie die Reformation Luthers bis über die Wolken erheben, die Reformation, welche jezt in der katholischen Kirche beginnt, verdächtig, und jede Verbesserung in der protestantischen Kirche verächtlich machen wollen, — zu begegnen.

Dies war mein Zweck, und wer den muthwillig verkennt, — mit dem habe ich nichts weiter zu reden.

Es kann übrigens seyn, daß mir einige unbedachtsame Aeusserungen entgangen sind. Humanum abs me non alienum esse puto. Aber es ist unmög-

möglich, daß mir jemand nur die mindeste Erdichtung der Begebenheiten, oder den Gebrauch verwerflicher Zeugnisse beweisen könne. Es war stets mein Vorsatz, das redlich in Ausübung zu bringen, was Leßing zu sich selbst sagte:

Siehe überall mit eignen Augen; verunstalte nichts: Beschönige nichts: Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen.

IV.

Ausgesuchte Fragmente aus den Briefen des Erasmus, zur nähern Kenntniß seines Kopfes und Herzens, mit Anmerkungen.*)

Der Name Erasmus ist wohl eben so bekannt in der Welt, als die Namen Luther und Melanchthon. Anders verhält es sich mit seinem Geist, der in seinen Schriften lebt. Mit diesem sind nur wenige bekannt. Das sieht man daher, weil so viele von ihm nichts weiter zu sagen wissen, als daß er der Wiederhersteller der schönen Wissenschaften, der Vorläufer der Reformation und der Censor derselben gewesen ist. Das muß man auch daraus schließen, weil seine Schriften in so wenig Händen sind. Seine unvergleichlichen Werke — wo such ich sie? In einigen alten Bibliotheken, wo sich die Mäuse lustig machen? Aber wer findet zu diesen den dunkeln Eingang? — In den öffentlichen Büchersammlungen, wo sie an Ketten liegen? Wie viele mögen und können

*) Man hätte auch den Titel so machen können: Chrestomathie aus des Erasmus Briefen — in usum reformatorum!

können sie da begrüßen. — In den Buchläden? Wo die Meßbücher wie Heringe auf einander geschichtet sind? Auch in diesen sind sie selten. Man darf mir glauben, wenn ich sage, daß ich in dreyßig derselben nach des Erasmus Briefen vergeblich habe fragen lassen; und mein Herr Verleger, der doch wenn es Noth thut, sogar Hollazens Gnadenordnung und Hutteri Concordia concors herbeyzuschaffen vermag, hat mir bis jetzt, ohngeachtet seiner unabläßigen Bemühungen den Erasmus *) nicht in die Hände bringen können. So muß ich denn also auch mit vollkommenen Recht vermuthen, daß sich der Ehre der Bekanntschaft mit ihm nur wenige erfreuen werden.

Aber es ist auch nicht Mode die Gesellschaft der Altväter zu suchen. Sagt uns was neues, gebt uns einen theologischen Roman zu lesen, bringt uns sechs Dutzend Journale und gelehrte Zeitungen — aber keine alten Aktenstücke — so hört man jetzt beynahe überall rufen. Nur einige, denen es gegeben ist, daß sie sich über den gemeinen Ton erheben, und die Persiflage unserer heutigen Welt verachten, suchen die Wahrheit in ihren Quellen auf, und erquicken sich an den geistvollen Produkten der Vorwelt.

Würde

*) Versteht sich, seine Briefe. Andere seiner Schriften, besonders seine Paraphrasen und kleinere Piecen — sind noch eher zu haben.

Würde man die vortreflichen Werke der Alten mehr studiren, so würde man auch finden, daß ein grosser Theil der Weisheit der Neuern zum Theil uralte Weisheit, zum Theil bloßer Flitterstaat ist; man würde sich auch dann weniger kreuzigen, wenn man von mancher sogenannten neuen Heterodoxie und Paradoxie hört.

Um so weniger darf ich denn auch wohl bey meinen Lesern um Vergebung bitten, wenn ich jetzt den Erasmus in ihren Zirkel einführen werde. Und solten Sie sich auch alle schon öfters mit ihm unterhalten haben, so wird doch die neue Art der Bekanntschaft mit ihm, die ich ihnen jetzt verschaffe, unmöglich mißfallen können. Er wird sich ihnen als einen Mann darstellen, der gar nichts anders redet, als was ganz auserlesen, was ganz unsern Zeitumständen angemessen, was ganz unsern Wünschen, seinen Kopf und sein Herz aufs näheste kennen zu lernen, entsprechend ist.

Vielleicht ist ihnen auch sein Begleiter der brave Clerikus nicht unwillkommen. Sie kennen wenigstens diesen Mann aus seiner Bibliotheque universelle & choisie, welche beyde Werke schon im Anfange dieses Jahrhunderts eben das waren, was nun unsere allgemeine deutsche Bibliothek, und unsere allgemeine Litteraturzeitung sind, und in welchen man wie in die-

sen die Freymüthigkeit im Urtheil, die vortrefliche Art Licht zu geben, und den bon ton die Wahrheit zu sagen, stets bewundern muß. Das einzige, was vielleicht einigen nicht anstehen mögte, könnte etwa dieses seyn, daß er eine französische Zunge hat. Aber auch dem läßt sich abhelfen. Denen zu Gefallen, welche eine Vorliebe zu ihrer Mutterspracbe haben, werde ich Dollmetscher seyn; und damit nicht deutsch und lateinisch wie Kraut und Rüben unter einander zu liegen kommen, so werde ich auch die Mühe übernehmen die Worte des Erasmus zu verdeutschen. Nur muß ich bitten, daß Sie diese Verdeutschung nicht strenge kritisiren. Wie solte ich vortreflich übersetzen können, da ich eine abscheuliche Ausgabe seiner Briefe, die von Druckfehlern wimmelt, vor mir habe. Ich mußte mich daher oft an den Franzmann Clerikus *) halten, und kann daher nur dann sagen, daß ich nicht gestrauchelt habe, wenn es dieser nicht gethan hat. Da ich aber eine bessere Ausgabe, und vielleicht die Clerkische selbst zu bekommen Hofnung habe, so wird mich die Fortsetzung wieder mit ihnen aussöhnen.

Endlich hätte ich mich noch zu entschuldigen, daß auch ich mitunter ein Wort darein rede. Aber es ist ja schon so herkömmlich in der Welt, daß ein Dollmetscher auch Anmerkungen machen muß. Sie kön-

*) Bibliotheque choisie Tom. V. VI.

nen sie ja überhören, wenn Sie — gütig seyn wollen!

* * *

MDXVIII. *)

Während daß Erasmus beschäftig war (sagt Clerikus) sein neues Testament zu durchsehen und zu verbessern, hatte Leo der zehnte überall Ablaß predigen lassen — unter dem Vorwande, das Geld zu dem Türkenkrieg zu verwenden. Da die Dominikaner den Auftrag bekamen, und die Augustiner hierüber mißvergnügt waren, so übernahm es Luther die Lehre vom Ablaß zu prüfen,**) und als er sie voll Irrthümer gefunden hatte, so widerlegte er sie am lezten Oktober 1517. öffentlich. Dieses hat man blos anmerken sollen, weil von dieser Zeit an Erasmus hauptsächlich die üble Laune der Theologen zu erfahren hatte, welche glaubten, daß er durch seine freyen und kühnen Zensuren über die Mönche und ihre Andachtsübungen dem Luther den Weg gebahnt habe. Erasmus sagten sie, hat das Ey gelegt, und Luther hat es ausgebrütet.

In

*) Man hat für nöthig gehalten die Jahre zu bemerken, in welchem Erasmus die Briefe schrieb, aus denen die Auszüge genommen sind; und daß man mit dem Jahr 1518 anfieng, hat auch seine guten Ursachen. A. d. U.

**) Daß es ganz andre Ursachen waren, haben wir anderswo schon angemerkt. A. d. U.

In diesem Jahre schrieb der bekannte ingolstädtische Theolog, Johann Eck, der sich in der Folge so sehr wider Luthern auszeichnete, einen Brief an den Erasmus, in dem er ihn darüber tadelt, daß er in seinen Anmerkungen über das 11te Kap. Matthäi gesagt hat: 1.) Daß die Evangelisten etliche Stellen des alten Testaments, nicht aus den Büchern selbst, sondern blos aus dem Gedächtniß angeführt, und da wäre es nicht zu verwundern, wenn sie sich manchmal geirret hätten. 2.) Daß das griechische der Apostel hebräischartig wäre, und daß sie das griechische nicht aus den Reden des Demosthenes, sondern aus dem Umgang mit dem Volk gelernt. 3.) Daß er den Hieronymus dem Augustinus vorgezogen, und es für eine Unverschämtheit gehalten, beyde nur mit einander vergleichen zu wollen. Endlich giebt Eck dem Erasmus zu verstehen: Wie sich selbst seine Schüler, die er Erasmici nennt, darüber beklagten, daß ihr Meister noch nicht einmal den Augustinus gelesen hätte. Erasmus antwortete diesem römischen Hofkanonisten: Er habe, was die Gedächtnißfehler der Apostel betreffe, nur dem Hieronymus nachgesprochen, ohne etwas zu entscheiden, und daß man deswegen noch nicht die Autorität der Schrift verwerfe, wenn man auch aufrichtig gestände, daß sich in derselben Fehler von keiner Erheblichkeit fänden — zumal da es noch gar nicht entschieden sey, wie weit sich die Inspiration er-

strecke.*) — Ferner: Daß es allerdings nicht wahrscheinlich wäre, daß die Apostel die griechische Sprache durch ein Wunder erlernt hätten — und daß es gewis bleibe, daß Augustin, den er übrigens in seiner Achtung ließe, doch nicht mit dem Hieronymus zu vergleichen sey. Er habe den Augustin wohl gelesen, weil er ihn oft genug citirt hätte; aber er fände auf einer Seite des Origenes mehr Theologie als auf zehn Seiten des Augustins. Plus me docet Christianae philosophiae unica Origenis pagina, quam decem Augustini! — Aber Monsieur le Clerk wird nun auch erlauben, daß Erasmus selbst zum Wort komme!

I.

An den Kardinal Wolsey.

— — Luther ist mir völlig unbekannt. Eine oder zwey Seiten — weiter nichts habe ich von ihm gelesen — und zwar nicht deswegen weil ich ihn verachtete, — sondern weil mir meine Studien nicht erlauben, mehr Zeit auf die Lesung seiner Schriften zu ver-

*) Ist auch jetzt noch nicht entschieden — wird es auch nie werden. Aber könnte denn die Autorität der Schrift nicht auch ohne Inspiration bestehn? So lange man wenigstens mit der Inspiration noch nicht aufs reine ist, — giebts keine sichere Theologie — und des gezwungenen Erklärens wird kein Ende!

verwenden. Und doch sagen einige: Ich hätte ihm geholfen! — Hat er gut geschrieben, so gebührt mir darum kein Lob; — hat er schlecht geschrieben, so kann ich deswegen nicht angeschwärzt werden — weil in allen seinen Büchern auch nicht eine Zeile von mir ist. — Das Leben dieses Mannes wird übrigens allgemein gelobt; und es ist gewiß kein ungünstiges Vorurtheil für ihn, daß seine Sitten so unsträflich sind, daß auch seine Feinde an ihnen nichts zu verläumden finden. — Hätte ich aber auch Zeit gehabt seine Bücher zu lesen, so habe ich doch keine so hohe Meynung von mir, daß ich es mir erlauben könnte, über die Schriften eines so großen Mannes zu urtheilen; — wiewohl gegenwärtig auch die Kinder mit vieler Vermessenheit über das, was irrig oder ketzerisch ist, Aussprüche thun. — Ich bin sogar einmal dem Luther zuwider gewesen; — aber es geschah aus Furcht: Er mögte die schönen Wissenschaften, welchen ich nicht noch mehreres mögte aufgebürdet sehen, verhaßt machen; denn ich weis es nur gar zu wohl, wie viel Verdruß es macht, wenn man Dogmen erschüttert, von welchen die Priester und Mönche eine so reiche Ernde haben. — Deutschland hat gegenwärtig einige junge Männer, welche sowohl in Rücksicht auf die Beredsamkeit, als auf die Gelehrsamkeit große Hofnung von sich geben; und wegen welcher es sich einst, wie ich glaube, mit eben dem Recht wird

rühmen können; als es jetzt England thun kann. Ich kenne aber unter denselben von Person nur den Helius Eobanus, den Ulrich Hutten, und den Beatus Rhenanus. Diese Männer streiten wider ihre Gegner mit allen möglichen Künsten. Sowohl die Sprachen als auch die schönen Wissenschaften, welche alle rechtschafne Leute lieben, müssen ihnen dazu zu Gebote stehen. Daß sie sich aber dabey eine unerträgliche Freyheit herausnehmen, würde ich selbst einräumen, wenn ich nicht wüßte, auf welch eine grausame Art sie öffentlich und in Privatgesellschaften aufgereizt werden. Die Mönche erlauben sich in ihren Schulreden und in ihren Predigten vor dem unwissenden Plebs, höchst aufrührisch loszuziehen, und alles zu sagen, was ihnen nur einfällt; wenn aber jemand über ihre Zunft etwas reden will, so halten sie dieses für einen unausstehlichen Eingrif. — Haben doch auch die Bienen einen Stachel, womit sie diejenigen stechen, die ihnen Leids thun, und die Mäuse Zähne, mit denen sie sich vertheidigen. — Wo ist doch diese neue Götterrace (die Mönche) hergekommen? Sie verketzern nach Belieben *) und bewegen Himmel und Erde, wenn man sie, wie sie es verdienen, als Verläumder behandelt. — Sie machen sich nicht das mindeste Bedenken, das zu thun, wessen sich unsinnige schämen

*) Fast scheint es, als wenn es auch unter den Protestanten Mönche gäbe!!

men würden; und dennoch verlangen sie, daß man mit Ehrfurcht von ihnen reden soll; — so groß ist ihr Vertrauen auf die Stupidität des Pöbels, ich will nicht sagen — der Fürsten!

2.

An Martin Dorpius. *)

— — Der Tumult hat mir nie gefallen, und entweder ich verstehe nichts von der Sache, oder man kömmt mit einem gemäßigten Verfahren weiter, als mit einer Heftigkeit, bey der man seiner nicht mächtig ist. Ich glaube: Es sey die Pflicht aller Rechtschaffenen, dem gemeinen Wesen also dienen zu wollen, daß, soviel möglich, nur die allerwenigsten Leute dabey Schaden leiden, — oder noch besser — gar Niemand. **) Die kalte und streitvolle Theologie ist so

*) Eben der Dorpius, welcher wider des Erasmus Lob der Narrheit geschrieben haben soll, mit dem er sich aber bald wieder aussöhnte; — eine seltene Ereigniß unter den Gelehrten, und vornehmlich — unter den Theologen. Clerikus.

**) Diese Winke sind überhaupt gut; aber die scholastischen Theologen der damaligen Zeit, welche der Herrschaft gewohnt waren, wolten weder Duldung nehmen, noch geben. Leute solcher Art wagen lieber alles, ehe sie sich entthront sehen, und ehe sie keine andere Waffen zu ihrer Vertheidigung behalten solten, als — Gründe. Deswegen, weil

nichtswürdig geworden, daß es wohl nöthig war, sie wieder ins Gleiß zu bringen; aber ich hätte doch lieber gesehen, daß man sie ausbesserte, als daß man sie ganz abdankte, oder — daß man sie so lange ertrüge, bis man eine bessere Art derselben in Bereitschaft hätte.*) — Luther hat uns über verschiedene Sachen sehr treffend belehrt, aber wolte Gott! er hätte

weil sie so wenig eine Vorstellung annehmen, als nur die mindeste Nachgiebigkeit beweisen wolten, war denn auch der Tumult an vielen Orten nothwendig. Man würde eben so leicht die Dionysiusse, und die andern Tyrannen des Alterthums durch schöne philosophische Reden, zu Verlassung ihrer Stellen, und zur Vergütung ihres begangenen Uebels, vermogt haben. Clerikus.

*) Daß Luther schon niederriß, ehe er ein neues Gebäude fertig hatte, das ist freylich wahr. Aber Luther ist darum nicht mehr zu tadeln, als unsere jetzigen Reformatoren, welche auch theologische Ruinen lieber haben, als theologische Gebäude. Ein altes Hauß muß auch erst niedergerissen werden, wenn ein neues an dessen Stelle kommen soll; und dieses kann nicht eher da seyn bis das alte weg ist. Uebrigens ist das Niederreißen immer besser als das Ausflicken. Man verschwendet Zeit und Kosten, und ist doch nicht sicher, daß es bey der kleinsten Erschütterung über den Kopf zusammen stürzt. D. Bahrd scheint freylich ein neues Haus zu haben. Aber es hat zu viele Fenster und ist zu luftig. Laßt uns lieber noch eine Zeitlang einreissen und Sand und Schutt wegschaffen, ehe wir an ein neues gedenken. Laßt uns wünschen, daß es zehn Dutzend Döderleine gebe, bis einmal wieder ein Bahrd aufsteht.

A. d. U.

hätte es auf eine höflichere Art gethan.*) Er würde alsdann mehrere Leute, die ihn begünstigen und vertheidigen, auf seiner Seite haben, und er würde auch Christo eine reichere Ernde verschaffen. Demungeachtet würde es eine schwere Sünde seyn, wenn man ihn gänzlich verlassen, und ihn da, wo er recht hat, nicht in Schutz nehmen wolte; denn wo das unterbleibt, so wird es kein Mensch in der Welt mehr wagen, — die Wahrheit zu sagen. Nur steht es einem Mann von meinem Genie und von meinen Umständen nicht an, über seine Lehre zu entscheiden. So viel bleibt inzwischen wahr, daß er bis jetzt der Welt ist nützlich gewesen. —

*) Auf gut deutsch — Luther ist grob gewesen. Man sucht ihn zwar mit den Sitten seines Zeitalters zu entschuldigen, und man ruft uns zu: Bedenket, daß er mit dem Pöbel zu schaffen hatte. Aber brachten denn die Sitten der damaligen Zeit so schlechterdings die Grobheit mit sich? Lebte nicht auch Erasmus zu Luthers Zeiten? Und wenn verletzte dieser je die guten Sitten? Hatte er nicht auch mit den Mönchen und mit dem Pöbel zu schaffen? Luther hätte sicher für die gute Sache mehr gewonnen, wenn er mit Bescheidenheit gestritten hätte. So machte er nur die Verbitterung größer, und die Irrenden hartnäckiger. Das Sprüchwort ist zwar niedrig, aber es ist wahr: Wer Vögel fangen will, wirft nicht mit Prügeln drein.

A. d. Ueb.

3.

An Paul Volscius.

— — Man rüstet sich gegenwärtig zum Türkenkrieg; was man aber anbey für Absichten haben mag, so ist dennoch Gott zu bitten, daß der Ausgang desselben nicht blos für **einige**, sondern für jedermann gut seyn möge. Was meynen wir aber wohl, das geschehen wird, wenn wir ihnen nach ihrer Besiegung, um sie zur Annehmung der christlichen Religion zu bringen, einen Occam, *) einen Durandus, **) einen Skotus, ***) einen Gabriel, einen Alvarus, ****) in ihre

*) Occam war ein heftiger Gegner der Päbste. Er schrieb unter andern de potestate eccles. et secuiari — und dialogum inter magistrum et discipulum contra Iohannem XXII; welchem Pabst er 77 Ketzereyen bewieß. A. d. U.

**) Durandus der Spekulator! A. d. Uebers.

***) Duns Skotus. Er ist der Vater aller Dunse bis auf den heutigen Tag. Dies ist eben der Duns Skotus, welcher durch 200. Argumente die unbefleckte Empfängniß der Maria so demonstrirte, daß man nun anfieng, sie als einen Glaubensartickel zu beschwören, und ein besonderes Fest dafür anzuordnen. A. d. Uebers.

****) Alvarus Pelusius — einer von den scholastischen Stümpern, welche den gelehrten Rath des Kaisers Ludwig, Marsilius, der den defensorem pacis schrieb, und darin die böse Sache des Pabstes und den Unfug der Klerisey mit lebendigen Farben abmahlte, — widerlegen wolten. Alle viere aber aus der mitlern Klasse der Scholastiker, die man Summisten

ihre Hände geben? *) Was werden sie denken (denn sie sind doch auch Menschen) wenn sie von jenen finstern Subtilitäten — von den Instanzen, Formalitäten, Quidditäten und Relationen zu hören bekommen? — wenn sie vornämlich erfahren, daß diese großen Lehrer so wenig miteinander übereinstimmen, daß sie sich streiten bis — zum Erblassen — bis zu Injurien, bis zum Anspeyen, bis zum Handgemenge! **)

— wenn

misten und Quästionisten nannte, d. i. solche Leute, die in einer Stunde mehr Fragen thun, als kluge Leute in Ewigkeit beantworten können. A. d. U.

*) Und was würden die Türken von uns Lutheranern denken, wenn wir ihnen mit unsern gewöhnlichen Dogmatiken aufwarten wolten? z. E. mit einem Hollaz oder mit einem Baier, darin man alle Augenblicke über die Rudera der finstern Scholastik und der albernen Spitzfindigkeit stolpert! Der modus cogitandi et eloquendi! — wie herrlich ist er? Wie die Türken die Augen auswischen werden, wenn sie lesen: In una essentia diu sunt tres personae consubstantiales — Essentia est substantia communicabilis — persona est substantia incommunicabilis — oder wenn sie von aeterna generatione et spiratione, von unitione hypostatica, von impersonabilitate naturae humanae Christi, von corruptione privativa et positiva, von conversione transitiva et intransitiva, und so weiter hören werden! Ich bin eben nicht wider die Kunstsprache in der Theologie — aber ich fordere eine verständliche und keine unsinnige. — Gottlob, daß die Lesse, Semler, Döderleine eine bessere Form zeigen. Aber es wird viel dazu gehören, bis man den alten Leisten überall fahren läßt, und sich nach dem neuen richtet. A. d. U.

**) Tout comme chez nous!!! A. d. U.

— wenn sie sehen, daß die Jakobiner nah und fern ihren Thomas, und die Franziskaner ihren subtilen und seraphischen Lehrer vertheidigen, und daß die einen sprechen als Realisten, und die andern als Nominalisten!

Was werden sie denken, wenn sie wahrnehmen, daß das Gezänke auf eine so schwere, und noch nicht ausgegrübelte Sache hinausläuft, nämlich: **auf welche Art man von Jesu Christo reden müsse?** — Gerade als wenn man mit einem wunderlichen und eigensinnigen Dämon, den man zu seinen eigenen Verderben citirt, wenn man bey der Citation einige vorgeschriebene Worte auslässt, — zu thun hätte; und nicht mit einem überaus gnädigen Heiland, welcher nichts von uns verlangt, als Reinigkeit und Unschuld der Sitten. *) — Wenn sie ferner bey dem mehr als tyrannischen Lerm, unsern Ehrgeiz; bey unsern Plünderungen, unsern Geldgeiz; bey unsern Verführungen der Weiber, unsern Ausschweifungen; und bey den Krän-

*) Fürwahr ein goldner Spruch! Mehr werth als alle Schatzkästlein in der ganzen Christenheit. Die Theologen, welche so gerne nachbeten und vorbeten, wenn sie doch diesen täglich nachbeten und vorbeten wolten! Aber er wird freylich für die, welche mehr ihr Heil darin suchen Jesu Christo zu schmeicheln, als ihm nachzuahmen — ein loser Spruch seyn!

A. d. U.

Kränkungen anderer, unsere Grausamkeit sehen; — mit welcher Stirne dürfen wir uns dann wohl unterstehen, ihnen die Lehre Jesu Christi zur Annahme anzutragen, die so unterschieden von unserer Aufführung ist. Die wirksamste Art die Türken zu gewinnen, mögte wohl diese seyn, daß man ihnen sehen lasse, wie das an uns glänzet, was Jesus Christus gesagt und gethan hat, — wie wir nicht an ihre Länder wolten, nicht nach ihrem Gold dürsten, nicht nach ihren Gütern verlangen, sondern nur allein ihr Heil und die Ehre Jesu Christi suchen. Sehet da die wahre und kräftige Theologie! — welche vormals Jesu Christo, sowohl den Stolz der Philosophen, als auch die Scepter der Könige unterwarf. — Es ist nicht vernünftig, wenn wir unsere Zuneigung zum Christenthum dadurch kund machen, daß wir viele Türken tödten, anstatt viele zu erretten. Wir müssen nicht viele tausend Gottlose der Hölle zum Opfer bringen, sondern wir müssen den größten Theil von ihnen zur Gottseligkeit führen. Wir müssen nicht Flüche gegen sie ausstoßen, sondern wir müssen liebreich Wünsche für ihr Heil und für ihre Bekehrung thun.*)

Wenn

*) Dieses Raisonnement muß diejenigen strengen Theologen in unsern Tagen beschämen, welche noch immer die Türken, Juden und Heiden so gerade zu in die Hölle verdammen. Millionen Menschen nach ihren Tod ewig brennen zu sehen, weil sie das Unglück hatten, von unchristlichen Eltern

ge-

Wenn wir nicht eine solche Gesinnung haben, so wird es bald dahin kommen, daß wir selber ausarten, und vielmehr selbst Türken werden, als daß wir die Türken zu Christen machen.

Wenn uns das Kriegsglück, welches aber doch stets schwankend ist, wohl will, so werden zwar der Pabst und die Kardinäle eine weitläuftigere Monarchie bekommen, aber das Reich Christi wird deswegen keinen grössern Umfang gewinnen; denn dieses ist nur gebohren zu werden, — sogar solche brennen zu sehen, welche blos den Zuschnitt unserer Theologie nicht haben — das ist die größte Narrheit, welche unter dem Monde möglich ist. Der höllische Verdammungsgeist, wenn wird er einmal in den letzten Zügen liegen! Und wenn wird man auch einmal überall aufhören, den Pabst und den Türken auf der Kanzel anzuklagen, und wider sie, aber nicht für sie zu bitten. Der arme Türk! wenn ers hörte, daß er in den frommen Litaneien und an den heiligen Bußtägen, so besonders herumgenommen, Mörder geschimpft, und mit lauten Seufzern niedergedonnert wird! Der arme Türk! der kaum das liebe Leben hat! und froh ist, wenn ihn die Christen verkriechen lassen! Ehe ließ ich mir noch eine kleine Revange an dem Pabst gefallen. — Nur müßte man sie nicht so vervielfältigen, weil er doch auch nur einmal des Jahres uns ehrlichen Protestanten solenniter die Hölle aufschliest. Am besten aber wärs, wir ließen auch den Herrn Pabst zufrieden; und beteten anstatt: Für des Pabstes Mord behüt uns lieber Herre Gott! — Dein Reich komme?

A. d. U.

nur alsdann in seinem Flor, wenn darin Rechtschaffenheit, Liebe, Friede und Keuschheit überhand nehmen. —

4.

An Laurin.

— — Niemand bellt auf eine heftigere und wüthendere Weise — als diejenigen, welche auch nicht einmal den Umschlag des Buches gesehen haben. Mache nur die Probe, und du wirst erfahren, daß ich die Wahrheit sage. Wenn du einen von diesem Gelichter antreffen wirst, — so laß ihn immer wider mein neues Testament schreyen; — wenn er aber bis zum heischer werden wird geschrien haben, so frage ihn, ob er dasselbe gelesen hätte? Sagt er frech ja! — so dringe darauf, daß er eine tadelwürdige Stelle anführe. — Du wirst nicht einen finden; der dieses leisten kann. — Aber ob dies die Handlungsart eines Christen, oder die Erforderniß des Mönchsstandes *) seyn soll, — vor der Welt den guten Ruf eines Menschen zu brandmarken, den sie nicht mehr herstellen können, wenn sie auch wolten? — Es giebt wahrlich keine sceleratere Weise zu verunglimpfen, als diese: jemanden der Ketzerey zu beschuldigen;

*) Man könnte auch dafür: Predigerstandes setzen.

Cler.

gen; und damit sind die Mönche doch gleich fertig, wenn sie jemand nur im mindesten beleidiget. Wie bey den Schweizern, wenn einer aus dem Haufen den Finger in die Höhe hebt, auch alle andere ihn in die Höhe heben, und zur Plünderung herbeyrennen sollen, eben so fangen auch, wenn nur einer von dieser Heerde angefangen hat zu grunzen, auch alle andere an zu grunzen, und schreyen den Pöbel auf, ihre Feinde zu steinigen; gleichsam als ob sie, ganz ihrer Ordensgelübde vergessend, kein anderes Gelübde gethan hätten, als die Namen ehrlicher Leute mit ihren eyterigen Zungen zu beflecken. — Auf diese Art sind eben diejenigen, welche Prediger der christlichen Rechtschaffenheit seyn solten, vorsetzliche Lästerer fremder Rechtschaffenheit. *)

5.

An einen Mönch. **)

— — Als wenn man mehrere Nachsicht gegen sie (die Kirchenväter) haben müßte, weil sie größere Leute als

*) Wolte Gott man hätte seit dem Erasmus auf keine Seele unter den Christen, diese Censur mit Recht mehr anwenden können. Aber man sieht nur allzuoft die nämliche Komödie — durch andre Akteurs gespielt, die nicht billiger sind, als die, über welche sich Erasmus beklagte.

Clerikus.

**) Welcher sich darüber aufhielt, daß Erasmus den Hieronymus

als wir gewesen sind; — gerade umgekehrt; — nur gegen die muß man mehr Nachsicht haben die geringer sind als wir. So wie man einem Kind weit leichter verzeiht als einem erwachsenen Menschen; — eben so muß man nur von den Jugendschriften des Hieronymus und Augustinus gelinder urtheilen — als von ihren andern. Das ist mir eine saubere Beschäftigung der Theologen, wenn sie nur immer, unter allerley Vorwand bemüht sind, alles und jedes zu vertheidigen, was die Alten gesagt haben. — Haben diese recht geredet, warum soll es uns nicht erlaubt seyn eben so zu reden? Warum tadelt man an uns, was man an diesen billigt? — Haben sie unrecht geredet, warum entschuldigt man sie, während daß man uns, die wir mit ihnen einerley Sache behaupten, beschuldigt. — Ueberhaupt: Ist es vernünftig, daß man alles, was die Alten gesagt haben, vertheidigt, oder mit Nachsicht behandelt, und dagegen alles, was die Neuern sagen, böslich verschreyt? —

mus und Augustinus tadelte, und welcher sagte, daß es bestallte Doktoren gegeben hätte — um den Hieronymus und Augustin — aber nicht den Erasmus zu — gloßiren.

Clerikus.

MDXIX.

6.

An Mosellan, Professor zu Leipzig.

— — Gewisse Theologen verdammen sofort das, was ihnen verhaßt ist; — alsdann suchen sie erst das aufzufinden, womit sie ihre Verdammung beschönigen können. Widersetzet man sich nun ihnen und ihren Verläumdungen, so klagen sie über Störung der Ruhe und des Friedens; welches gerade so viel ist, als wenn man einem Menschen, dem man Ohrfeigen gegeben, anriethe, sich doch ruhig zu verhalten, weil er sonst offenbar Lärm machen würde. — Die empfindliche Majestät dieser Leute, die selbst durch ein Wort beleidigt werden kann, sinnt uns gleichwohl eine mehr als sokratische Geduld an; und sie mishandeln die Ehre eines andern eben so sehr, als sie ihre eigne lieben. —

7.

An Longevil.*)

— — Ich bin einmal so geartet, und kann hierin über meine Natur nicht Herr werden. Ich pflege

*) L. hatte unter andern gesagt, daß Erasmus eine Vorliebe zu seinen Fehlern habe, — oder welches eben so viel ist, daß er sie nicht wolte verbessern, — und daß er sich keine Mühe gäbe, Worte und Redensarten aus dem Jahrhundert des Augusts zu wählen. Clerikus.

pflege meine Gedanken mehr herauszustürzen als niederzuschreiben; und ich habe mehr Mühe sie durchzusehen, als sie zu schaffen. Ich mögte zwar nicht jede Auswahl der Worte zu verachten scheinen; aber ich glaube auch eben so wenig, daß es sich für einen Mann, der von wichtigen Sachen überzeugen will, sehr schicken könne, für die Auszierung des Stils mit zu ekler Wahl zu sorgen. *)

*) Die, welche etwas vom Erasmus gelesen haben, werden leicht erkennen, daß dieses sein wahrer Charakter ist. So wie die Ciceronianer mehr um die Worte als um die Sachen verlegen waren, und sich genirten, keine andere Worte, als des Cicero oder gleichzeitiger Schriftsteller zu gebrauchen; so sagten sie auch tausend Dinge von großer Wichtigkeit, entweder gar nicht, oder sie drückten sie falsch aus. Es giebt eine unendliche Menge Sachen in der Theologie, Physik, Moral, Politik, ꝛc. an welche die alten Lateiner auch nicht einmal gedacht haben, und für welche sie also auch keine Worte hatten. Die Ciceronianer faßten sich daher über viele dergleichen Sachen nur kurz, oder ihre Werke drehten sich blos um antike Ideen, die man antik ausdrucken konnte; wofür aber auch ihre Diskurse kalt und ekelhaft wurden. Im Gegentheil sagte Erasmus, welchem es mehr um die Sachen als um die Worte zu thun war, und der Genie hatte, sehr glücklich alles was er wolte; er akkommodirte die Wörter den Sachen und den Zeitumständen, ohne sich viel wegen des Gebrauchs derselben bey den Alten zu bekümmern.

Clerikus.

Die zu große Sorgfalt für die Einkleidung verräth, daß man den Gegenstand für unfähig halte, durch seinen eignen ungе-

8.

An Luther. *)

— — Im Kloster zu Antwerpen wohnt ein Prediger der ein wahrer Christ ist, — für Sie die wärmste Liebe trägt, und wie er sagt, sonst ihr Schüler war. Dieser ist ordentlich der Einzige, der uns Jesum Christum predigt; statt daß alle übrige entweder menschliche Fabeln, oder das was ihrem Eigennutze dient, predigen. — Von Tag zu Tag überschütte Sie Jesus reichlich mit seinem Geiste, zum Besten seines Namens und der Welt. —

geschmückten Werth den Leser einzunehmen. Ein zu geputzter Gedanke, ist ein hirnloser, gut gekleideter Stutzer unter den Gedanken. Ueberhaupt beweiset diese übermässige Einkleidung, daß der Autor mehr sich als den Gedanken zeigen wollen. A. d. U.

*) Eine Antwort auf einen Brief Luthers, der voll Lobsprüche und Höflichkeit, aber im schlechten Latein geschrieben war. Erasmus vergalt seine Lobsprüche mit andern, ermahnte ihn aber auch, sich nicht an den Pabst und die Könige zu reiben, — sondern blos an diejenigen, die sie täuschten und ihre Autorität misbrauchten. Man sieht übrigens aus dieser Antwort, daß Er damals hofte, daß das Aufsehen das Luther machte, fürs Christenthum nützlich werden könnte.

Clerikus.

---

9. An

9.

An den Bischof von Rochester.

— — Ich hatte in meinem methodus veraetheologiae gesagt, daß ein großer Theil der Theologie in der Frömmigkeit, und in einem von dem Evangelium durchdrungenen Geiste bestehe; Latomus bestreitet dieses, und beweiset vielleicht dadurch, daß zwischen einem rechtschaffenen Manne und einem Theologen ein Unterschied ist. Ja, wenn diese Leute so fortfahren — so fürchte ich, daß einige sogar sagen werden — auch zwischen einem vernünftigen Mann und einem Theologen, ist ein Unterschied. —

10.

An Schlechta. *)

— — Eines könnte, meines Bedünkens, mehrere Völker mit der römischen Kirche wieder aussöhnen;

*) Dieser Schlechta war ein Böhme, und schrieb dem Erasmus einen langen Brief, worin er die drey Sekten durchzieht, unter welche Böhmen damals getheilt war. Die eine bestand aus solchen, welche dem Pabst durchaus Gehorsam leisteten, — die andere aus solchen, welche das Abendmahl sub utraque empfiengen, und die Landessprache beym Gottesdienst gebrauchten, ob sie schon sonst den Meynungen und Zeremonien der römischen Kirche getreu blieben, — die dritte — aus den Pyghards, wie er sie nennt, — deren Chef Ziska war, welche die Pfaffen anfeindeten, und viele Dogmen

dies nämlich, wenn man nicht über jede Sache Entscheidungen machte, und sie zum Christenthume rechnete, sondern nur über solche, die von der h. Schrift selbst völlig entschieden worden, oder die zu unserer Seligkeit unentbehrlich sind. Und dazu gehört sehr wenig: Man überzeuget die Menschen von wenigen Dogmen mit geringerer Schwierigkeit, als von sehr vielen.

Allein gegenwärtig zerschneiden wir einen Artikel in hundert andere, von denen einige so beschaffen sind, daß man ohne Nachtheil seiner Frömmigkeit, über sie in Unwissenheit oder in Zweifel seyn kann. Es ist aber die Unart der Menschen, daß sie hartnäckig auf dem bestehen, was sie einmal angenommen haben. — Die christliche Philosophie (oder die Theologie) lässet sich auf wenige Artikel zurückführen: „Nämlich auf diese: Daß wir glauben, daß wir unsere ganze Hofnung auf Gott setzen müssen, der uns alles aus Gnaden durch seinen Sohn Jesum Christum schenkt: — Daß wir durch den Tod dieses Sohnes erlößt

Dogmen der römischen Kirche verwarfen. Schlechta redete viel übels von den letztern, und nahm die Parthey der Zweyten. — Erasmus antwortete ihm: Es wäre zu wünschen, daß diese Dreyeinigkeit zur Einheit zurückgebracht würde, und daß alle dem Pabst gehorchen mögten. Das übrige sieht man aus dem obigen Auszug.

Clerikus.

erlößt worden: — Daß wir mit seiner Gemeinde durch die Taufe vereinigt werden, damit wir den sinnlichen Begierden absterben, und nach der Lehre und dem Beyspiele Christi leben, indem wir Niemand Schaden, und jedem Gutes thun: — Daß wir jedes Leiden in der Hofnung der künftigen Belohnung standhaft ertragen, welche die Ankunft Christi jedem Frommen versichert: — Daß wir sonach auf dem Wege der Tugend immer weiter fortgehen, und alles Gute nicht uns, sondern Gott zuschreiben. Dieses muß man den Menschen so lange einprägen, bis es ihnen zur andern Natur wird.

Wollen aber einige mit den Nachforschungen mehr versteckter Dinge, welche die **göttliche Natur**, oder die **Person Christi**, oder die Sakramente betreffen, sich abgeben, um ihren Geist zu erheben, und von dem irdischen loszureißen; so mögen sie es thun: Nur daß man nicht auch allen das Joch auflege, sich mit dem zu beschäftigen, was diesem oder jenem wahr vorkommt.*) — So wie allzu

*) Wäre Erasmus anstatt Leo des zehnten Pabst gewesen, so würde er die Abtrünnigen vielleicht bekehrt haben, und ihren nachherigen Unordnungen zuvorgekommen seyn; — vorausgesetzt, daß er auf dem heil. Stuhl erhoben, allen seinen gesunden Menschenverstand und seine Tugend erhalten hätte.

wortreiche Dokumente eher als sonst Prozesse verursachen; also entstehen auch nur Streitigkeiten aus einer Menge Bestimmungen. — Man schäme sich doch nicht auf gewisse Fragen die Antwort zu geben: **Gott weis wie dieses zugehet. Für mich ist es genug, wenn ich nur glaube, daß es ist.** — Ich weis, daß der Leib und das Blut Jesu Christi, welche vollkommen reine Dinge sind, von **reinen** und durch reine Menschen sollen empfangen **werden.** Er wolte einmal, daß es ein geheiligtes Zeichen und Pfand, sowohl seiner Liebe für uns als der Eintracht der Christen unter einander seyn solte. Ich will mich also selbst prüfen, ob sich nichts an mir befindet, das mit Christo sich nicht verträgt, und ob ich mit meinem Nächsten nicht in Feindschaft lebe. Aber wissen, wie die zehn Kategorien dabey zu rechte kommen, wie das Brod durch mystische Worte ver-

Rarus enim ferme sensus communis in illa Fortuna.

Es würde aber auch daneben nöthig gewesen seyn, daß ein guter Theil von Kardinälen, Bischöfen und Theologen eben die Denkungsart und genug Herzhaftigkeit und Klugheit das große Werk auszuführen, gehabt hätten; welches, wenn es glückte, so viel würde bewirkt haben, daß in dem ganzen Occident nur die christliche Religion **allein** geblieben wäre, und daß niemand weder von Papisten, noch Protestanten, noch von den Namen ihrer beyderseitigen Auswüchse hätte reden hören.

Clerikus.

verwandelt werde, und wie ein menschlicher Körper sich in einem so kleinen Raume und an verschiedenen Orten sich aufzuhalten vermöge — dieses alles begünstigt den Fortschritt in der Tugend wenig. *)

Ich weis, daß ich auferstehen werde; denn Christus, der zuerst auferstand, versprach es mir; aber zu wissen, was für einen Leib ich erhalten werde, und wie es könne der nämliche seyn, da er so viele Veränderungen erfahren; — dies ist keine Kenntniß die zur wahren Gottesfurcht verhilft; wiewohl ich solche Untersuchungen gar nicht verwerfe, wenn sie mit Maße und zur rechten Zeit vorgenommen werden. — Was können diese und noch tausend ähnliche Spitzfindigkeiten, von denen so mancher seinen Werth entlehnt, anders hervorbringen, als daß sie die Menschen von dem allein wichtigen abziehen?

Endlich mögte es auch wohl viel zur Wiederherstellung der Einigkeit in der Welt dienen, wenn die weltlichen Fürsten, hauptsächlich aber der Pabst sogar den Schein von Tyranney und Geiz vermeiden wolten. Denn die Menschen werden leicht abgeneigt, so bald sie sehen, daß man darauf umgeht sie zu Sklaven zu machen: und daß man sich nicht um ihre Fröm-

*) Man sieht hieraus, daß Erasmus nur noch wenige Schritte bis zum Zwingli hatte.

Frömmigkeit bekümmert, sondern sie nur zu täuschen sucht, um dabey zu gewinnen. Sie vertrauen sich leichter denen, welche sie bereitwillig sehen, anstatt ihnen Uebels, vielmehr Gutes zu thun. *)

11. An

*) Sehr wahr! Aber ich mögte den Erasmus fragen: warum er die Pyghards, welche eben das wünschten, was er wünschte, dennoch strafbar machte? Warum Er sich unterwarf, und warum auch andre sich einer kirchlichen Macht unterwerfen solten, welche eben ganz das Gegentheil that, von dem was er bisher sagte, und alle die als Ketzer verbrannte, welche ihr nur remonstriren wolten. Es ist offenbar besser, daß die Christen in Partheyen, als unter Einer drückenden Tyranney leben. Denn dann wird doch wenigstens in Einem Winkel auf Erden die Wahrheit gelehrt; anstatt daß man im leztern Falle ihre Stimme nirgends hört. Clerikus.

In seiner Zueignungsschrift an den Kardinal Wolsey vor seiner Paraphrase der Episteln Pauli, ermahnte er den Kardinal, wie auch den König von England an dem Frieden in der Christenheit zu arbeiten; und er meynte, dieser Zweck könnte am besten erreicht werden, wenn der Pabst beyden Theilen anbeföhle, ihre Glaubensbekenntnisse zu übergehen, und wo sich eine Hauptverschiedenheit der Meynungen vorfände, geschickte Männer auswählte, welche mit Verleugnung ihres Interesse und ohne unchristlichen Lärm Unterhandlung pflegten; denn es kann seyn, sagt er, **„daß nicht jedermann nach des ersten des besten Fantasie, ein Christ seyn will. —“** Der Rath war gut. Aber Erasmus hätte auch nur angeben sollen, wo man wahrhaftig geschickte, durchaus uneigennützige, einzig der Wahrheit ergebne, und vollkommen gemäßigte Leute hernehmen

11.

An einen Freund.

— — „Ein anderer mag jezt das Schlachtfeld einnehmen; ich habe nun, wie ich glaube, genug mit diesen Ungeheuern (den Mönchen) gekrieget. Es ist zuweilen sogar gut einer unheilbaren Bosheit nachzugeben, sobald man ihr keinen Nutzen mehr schaffen kann, ja sobald die gereizten Bösen nur noch mehr Schaden anrichten.“ —

MDXX.

12.

An Marlianus.

— — Ich wüßte nicht, was man nicht lieber erdulden solte, als den Staat, wo man ist, schlimmen Veränderungen blos zu geben; — ja es ist sogar Pflicht,

nehmen solte. Solche waren weder bey der einen noch bey der andern Parthey. Und wenn man auch einige wenige Leute, wie man sie haben wolte gefunden hätte, würde dann die ganze Christenheit ihre Meynungen so geradezu haben in Compromiß geben, und den Aussprüchen so stillschweigends folgen wollen? Die Inkonvenienzien, welche sich stets bey dergleichen Dingen vorfinden, lassen nie eine Wiedervereinigung ohne ein Wunder vom Himmel geschehen. Kaum kann ich glauben, daß Erasmus mehr Hofnung hiezu haben konnte als wir in unsern Tagen.

Clerikus.

Pflicht, zuweilen die Wahrheit zu verheelen, und sie weder an jedem Orte, noch zu jeder Zeit, noch auf jede Art, noch vor jedem, noch ganz und gar herauszusagen. Die lutherische Tragödie wird jezt mit so vielem Eifer gespielt, daß Reden und Schweigen gleich unsicher ist.

13.

An ebendenselben.

— — Da ein großer Theil von Ketzereyen eben aus den Meynungen der Philosophen entsprungen zu seyn scheint, so muß man sich wundern, daß man jezt über die Ketzer nicht anders als durch den Beystand der aristotelischen Philosophie zu siegen glaubt. Entweder diese Philosophie enthält viel heilige und theologische Wahrheiten, oder die, die von ihr diesen unerwarteten Gebrauch zu machen wissen, sind sehr künstliche Leute. *)

14.

An Noviomagus.

— — Ich fürchte für den unglücklichen Luther; so sehr ist die Verschwörung wider ihn erbost; so sehr reizt

*) Man siehet daraus, daß jener, der sagte: Ohne die Philosophie des Aristoteles würde man wenig Glaubensartickel haben — ziemlich mit Erasmus eins war.

Clerikus.

reizt man gegen ihn die Fürsten und vornehmlich den Pabst auf. Wolte Gott! Er hätte meinem Rath gefolgt, und sich solcher verhaßten und Unruhe erregenden Dinge enthalten. Er würde dann mehr Nutzen geschaft, und sich weniger Feindschaft zugezogen haben. Daran mögte wohl wenig gelegen seyn, wenn ein einziger Mensch (Luther) umkäme; aber wenn ihnen (den Mönchen) dieser Handel gelingt, so wird kein Mensch mehr ihren frechen Uebermuth ertragen können. Sie werden nicht eher ruhen, als bis sie die Sprachen und die gesammten schönen Wissenschaften zu Grunde gerichtet haben. Sie greifen nun aufs neue den Capnio (Reuchlin) an, blos deswegen, weil sie den Luther hassen; welcher wider meinen Rath seinen Namen mit in der Sache gemischt, und ihm dadurch nur Feindschaft zugezogen, sich selbst aber keinen Vortheil erworben hat.*)

Uebri-

*) Dieser große Mann will öfters, daß man die Sache der schönen Wissenschaften, welche die Mönche verunglimpften, von der Sache Luthers, welcher die schönen Wissenschaften nichts angiengen, wohl unterscheiden solle. Aber die Wahrheit zu sagen: Die schönen Wissenschaften sind ein armseliges Studium, wenn sie zu nichts weiter dienen sollen, als nur die Alten zu verstehen, und wenn man von der Aufklärung die sie geben, weder für die Religion noch für andre Wissenschaften, einen Gebrauch machen will. Zu was hilft es, sich den Kopf mit Wörtern, Geschichten und Gewohnheiten anzufüllen, wenn man dadurch nicht vernünftiger, klüger und der Religion ergebner wird?

Man

Uebrigens will ich mich in diese Tragödie nicht einlassen; widrigenfalls, wenn ich nämlich gegen Luthern schreiben wolte, würde wohl ein Bißthum für mich bereit seyn. Es thut mir wehe, daß die evangelische Lehre also unterdrückt wird, und daß man uns nur zwingt, nicht aber belehrt, und höchstens nur so was lehrt, wofür sowohl die Schrift als der gemeine Menschenverstand einen Ekel hat. (Dies schrieb Erasmus im Vertrauen an einen Freund den 9ten September.)

15.

An einen Kartheusermönch.

— — Ich glaube nicht, daß seit Jesu Christo ein Jahrhundert war, in dem es mehr Bosheit gegeben hätte; als dieses ist, in dem ich lebe. Lassen Sie es sich daher nicht reuen, in den Stand getreten

zu

Man kann dieses Studium nur als ein solches ansehen, das zu einer Einleitung und Ausschmückung anderer weit erhabener, wie z. B. der Jurisprudenz, der Staatskunst und der Theologie dient. Diese Wissenschaften Preiß geben wollen, um die schönen Wissenschaften zu erhalten, das hieße — eine Stadt einäschern lassen wollen, um die Thore zu erhalten.

Clerikus.

zu seyn, in dem sie sich jezt befinden *). Mich hat nun einmal mein Schicksal in diese Stürme geworfen.

Es ist mir weder erlaubt zu schweigen noch auch zu reden, nämlich auf eine dem Christenthum gemäße Weise.**) Jesus Christus ruft: Seyd getrost, ich habe die Welt überwunden; aber es scheint, daß

*) Wenn ein Kartheuserkloster Ruhe geben kann, so hat hier Erasmus nicht übel gesprochen. Ich wolte selbst lieber in der Zelle wohnen, als bey zornmüthigen und Himmel und Hölle bewegenden Theologen.

) Sein Gewissen erlaubte ihm nicht, die lautere Wahrheit, die er in seinen Schriften ausgesäet hatte, Preiß zu geben, oder sie zu widerrufen, wie es die Mönche verlangten; und eben diese Mönche wären wieder zu fürchterlich und zu sehr durch die geistlichen Mächte unterstützt, als daß er hätte fortfahren dürfen alles wider sie zu sagen, was recht gewesen wäre. Wie manche aufgeklärte Theologen befinden sich auch in unsern Tagen in einer ähnlichen traurigen Klemme. Aber ob es denen zu vergeben ist, mit der Wahrheit zurückzuhalten, oder sie auf Schrauben zu setzen, welche nichts weiter als ein **ohnmächtiges Ketzergeschrey zu fürchten haben? Viel sind der Männer, die den Mantel nach den Wind drehen, um nur ihr bisgen Ruf vor dem großen Haufen zu erhalten. Auf diese Art scheint es, als wenn von Theologen weiter keine größere Aufklärung zu erwarten wäre! In einem paar Geheimnissen weniger wird doch wohl die Aufklärung nicht bestehen!

daß auch die Welt bald rufen wird: Ich habe Jesum Christum überwunden; so sehr bestätigt es sich, daß man anstatt der evangelischen Gaben und Früchte — überall nur die Ehrsucht, die Wollust, den Geiz, die Frechheit und Eitelkeit, die Unverschämtheit, den Neid und die Falschheit, selbst unter denen, welche ihrem Stand nach das Licht und das Salz der Welt seyn sollen, das ist, unter den Geistlichen, herrschen sieht.

16.

An den Kardinal Campegius.

(Erasmus entschuldigt sich wegen seiner Briefe an den Luther, und an den Erzbischof von Mainz, welche man drucken ließ, und nach Rom schickte, um ihm damit einen bösen Handel zu machen; aber er redet doch dabey von Luthern mit der Billigkeit und Schonung, die einem rechtschaffenen Manne eigen ist, ob es gleich zu Rom — wo man einen Eifer, den nichts als der Tod der Ketzer besänftigen kann, foderte, eben nicht willkommen seyn konnte.)

— — Von allen Büchern Luthers habe ich kaum zwölf Seiten gelesen,*) und diese nur hie und da, aber

*) Es ist nicht wahrscheinlich, daß Erasmus nur 12 Seiten vom Luther gelesen habe; — aber zu einen Kardinal wie Campegius konnte es Erasmus sagen.

aber schon aus diesem wenigen, was ich mehr flüchtig durchgelaufen als eigentlich gelesen habe, hat es mir geschienen, daß ich bey ihm natürliche Gaben, und einen Geist, der ganz zur Schrifterklärung nach alter Art, und zur Wiederanfachung des Funkens der evangelischen Lehre, geschaffen ist, anträfe; — von welcher sich die eingeführten Gebräuche der Weltmenschen, und die an subtilen mehr als an nöthigen Fragen klebenden Schulen, wie es mich dünkt, nur allzusehr entfernt hatten. Ich hörte vortrefliche Männer, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und Gottesfurcht auf gleiche Weise hochgeschätzt werden, einander Glück wünschen, die Bücher desselben in die Hände bekommen zu haben. Ich sah, daß je besser die Sitten mancher Personen waren, und je näher sie der evangelischen Reinigkeit kamen, desto weniger diese gegen ihn aufgebracht waren. Und die Sitten Luthers selbst — wurden auch von denen gelobet, welche seine Lehre nicht ausstehen konten. In Ansehung seiner Gesinnungen die ihn beseelen, und von denen Gott nur allein sicher urtheilen kann, habe ich, wie es billig ist, lieber geneigt seyn wollen, gutes als böses zu denken. Kurz: die Welt, überdrüßig einer solchen Lehrart, die nur armselige Erfindungen und bloße Menschensatzungen treibt, schien von dem reinen lebendigen Wasser, das aus den Quellen der Evangelisten und Apostel geschöpft ist, alterirt zu seyn. Luther kam

mir so vor, als wenn er recht natürlich hiezu tüchtig wäre, und überdies war er auch von Begierde entbrannt, dieses zu bewirken. Auf solche Art habe ich den Luther begünstigt; ich habe nämlich begünstigt, was ich vor Augen sah, oder was ich glaubte, gutes bey ihm zu sehen. — *)

Was das Schreiben an den Erzbischof zu Mainz betrift, so hatte ich damit keine andere Absicht als diesem begreiflich zu machen, daß man Luthern mit Gründen besiegen, nicht aber mit Gewalt zu Boden werfen müsse. **Es kommt den Theologen zu, zu belehren, den Tyrannen aber zu bezwingen.**

Wegen der Bulle Leons urtheilte jedermann, daß sie viel zu strenge wäre, daß sie gar nicht der Sanftmuth des Pabstes entspräche, und daß die, welche den Auftrag hatten sie zu vollziehen, nur ihre Schärfe vermehrten. **)

(End-

*) Man sieht wohl, daß diese Worte für Luthern nicht nachtheilig sind, und daß Erasmus deswegen also sprach, weil er zu erkennen geben wolte, daß man keine so üble Begriffe von ihm zu Rom haben solte, als man wirklich hatte, und daß man wohl thun würde, wenn man ihn wenigstens in einigen Stücken hören wolte. Er sagt hierauf, daß er ihm angerathen habe, mit mehr Schonung und Mäßigung zu Werk zu gehen, aber keinesweges zu widerrufen, wie es die Bulle Leons haben wolte. Clerikus.

**) Er meynte den Aleander, der überall die Bücher Luthers verbrennen ließ, ehe man sie dergestalt widerlegt hatte, daß

man

(Endlich) erklärt er, daß er dem römischen Stuhl wolte ergeben bleiben, in diesen Ausdrücken:) Was für eine Verbindung habe ich mit Luthern, oder was für einen Lohn habe ich von ihm zu hoffen, wenn ich mit ihm die evangelische Lehre bestreite, oder mich der römischen Kirche widersetze, welche ich mit der katholischen für einstimmig halte; — oder dem römischen Pabst widerstrebe, der das Haupt der ganzen Kirche ist; — ich der ich nicht einmal meinem besondern Diöcesan widerstehen mögte. Ich bin weder gottlos genug, um nicht der Meynung der katholischen Kirche zu seyn, noch so undankbar, mich von der Kirche Leons zu trennen, dessen Gewogenheit und Gelindigkeit ich auf eine nicht gemeine Weise erfahren habe.*)

 Wenn

man sie verachten konnte. Erasmus wolte, daß man von der Widerlegung anhübe — und sie hierauf erst verbrennen solte, wenn man es wolte. Von dem Sylvester Prierias, der Luthern widerlegt hatte, sagt er: Daß niemand seine Widerlegung achtete, nicht einmal die größten Feinde Luthers. Ein Minorit Namens P. Augustin hätte noch weniger gefallen. Er nennt auch einen gewissen Thomas Rodaginus, den er nicht gelesen hätte, aber er lobt einen Johann Turenhold, der zu Löwen wider die Meynungen Luthers disputirt habe, ohne ihm selbst Grobheiten zu sagen.

Clerikus.

*) Hierdurch suchte Erasmus den römischen Hof zu besänftigen, und ihn so zu stimmen, daß er die Winke vernehme, die er ihm versteckt in den folgenden Worten giebt.

Clerikus.

Wenn die verdorbenen Sitten des römischen Hofes ein groſses und rasches Heilmittel erfodern, so steht es weder mir noch denen, die meines gleichen sind, zu, uns damit zu befassen. Ich will lieber die gegenwärtige Lage der menschlichen Dinge lassen wie sie ist, als neue Unruhen erregen sehen, welche öfters ganz was anders bewirken, als das man dachte.*)

Ich bin mir nicht bewuſst daſs ich etwas irriges gelehrt hätte, und werde es auch künftig nicht zu Schulden kommen lassen; noch weniger werde ich der Rädelsführer eines Aufruhrs seyn, ja nicht einmal nur Theil werde ich daran nehmen. **Mögen immer andere das Märtyrerthum affektiren; ich für meine Person halte mich einer solchen Ehre für unwürdig.** Ich weis, daſs mich manche hassen, nicht darum, weil ich lutherisch bin, sondern darum, weil ich es nicht bin. Aber das sind Leute, welche

*) Erasmus besorgte, daſs die Reformation, welche Luther versuchte, übel ausschlagen mögte; und deswegen wolte er sich nicht darein mengen; ob er schon nicht verheelte, daſs die Kirche einer Reformation vonnöthen habe; so groſs auch sonst seine Achtung für die römische Parthey war.

Aber wenn er den Ausgang der Dinge in Deutschland, Frankreich, England und in den vereinigten Niederlanden gesehen hätte, so würde er ohne Zweifel eine andere Sprache geführt haben.

Clerikus.

welche keinen Menschen in der Welt als nur den dummen Weibern, den Ignoranten und den Abergläubigen gefallen können. Erasmus kann Niemand mißfallen, als nur denen, welchen die schönen Wissenschaften und die evangelischen Wahrheiten mißfallen, das ist, solchen Leuten, welche von der Dummheit des Pöbels gefüttert und bereichert werden. —

17.

An Morus.*)

— — Ich könnte den Herrn Rektor wegen der ausserordentlichen Injurie, die man mir zufügt, zum Zeugen nehmen; ich könnte mit Injurien repliciren; — der P. Egmond schilt mich einen Betrüger, ich könnte ihn einen Fuchs nennen; er sagt, ich wäre zweyfach, ich dürfte sagen: Er wäre **vierfach**; er giebt vor, daß ich alles, ich weis nicht mit was für Griffen drehe; und ich könnte erwiedern, daß er alles mit seiner Zunge vergifte; aber dergleichen Re-

*) In diesem Brief erzählt Erasmus eine lustige Konferenz, welche er mit dem bekannten Egmond, den Erzfeind Luthers, zu Löwen hatte: Erasmus beklagte sich nämlich bey dem Rektor zu Löwen darüber, daß ihn dieser Mönch in seinen Predigten verläumdet habe; der Mönch behauptete, daß sich Erasmus in seinen Büchern über die Mönche aufgehalten hätte.

Clerikus.

den sind keines Mannes, kaum eines Weibes würdig. Wollen wir miteinander vernünftig reden:

Erasmus. Erdichten Sie — —

Der Mönch. Ich will nichts erdichten; das ist euer Thun: Ihr Poeten, ihr erdichtet und ihr lüget.

Erasmus. Wenn Sie nicht erdichten wollen, — so gestehen Sie mir zu — —

Der Mönch. Ich will nichts zugestehn.

Erasmus. — Nun so setzen Sie voraus; es sey so — —

Der Mönch. — Ich setze nichts voraus.

Erasmus. Nun so nehmen Sie an; es verhalte sich so: — —

Der Mönch. Ich werde nichts annehmen.

Erasmus. Nun: Es sey dann.

Der Mönch. Aber es ist nicht.

Erasmus. Was wollen Sie weiter das ich sagen soll? —

Der Mönch. Sagen Sie: es ist.

(Endlich beklagte sich Erasmus, und der Mönch beklagte sich wieder nach seiner Art, aber es ist besser, man lese diesen burlesken Streit im Original, weil er zu lang ist, ihn ganz hieher zu setzen, und weiter zu nichts nuzt. Der Mönch gieng zulezt in der Ueberzeugung fort, daß das, was Erasmus schöne Wissenschaf-

schaften nannte, garstige Wissenschaften wären, und daß dieser gelehrte Mann den Luther begünstige.)

18.

An meinen unabläßigen Verläumder.*)

— — Ich erkenne weder den einen noch den andern von diesen Titeln (die Mönche glaubten den Erasmus nicht ärger schimpfen zu können, als wenn sie ihn einen Poeten und Redner nannten) für den meinigen; aber die, welche wissen, wie viele heimliche Gelehrsamkeit, und was für große Beredsamkeit bey einen Poeten und Redner da seyn müssen, mögen glauben, daß es Schweine und keine Menschen sind, die also reden. — Verachtet, so sehr ihr wollet die Poeterey, die ihr so wenig verstehet, **) daß ihr nicht einmal ihre Namen recht wisset; ihr werdet vielleichter aus eben demselben Holz, zwey excellente Thomisten, als einen einzigen erträglichen Poeten oder Redner schnitzen können. —

*) Er meynte einen gewissen Dominikaner, Namens Vincent.

**) Erasmus schreibt poëtria, um den Mönchen es nachzumachen, welche poëtria statt poeticę sagten.

MDXXI.

19.

An einen böhmischen Herrn.

(welcher die Parthey Luthers ergriffen hatte, und wie es scheint den Erasmus anreizen wolte, gleiche Parthey zu nehmen.)

— — Ich untersuche jezt nicht, wer ihm (dem Pabst) seine Gewalt gegeben hat; aber so, wie man jedoch unter mehrern gleichen Priestern, um eine Trennung zu verhüten, einen davon zum Bischof setzte; also ist es gegenwärtig nützlich, daß man aus allen Bischöfen, einen zum Pabst erwähle; um nicht nur den Partikularspaltungen vorzubeugen, sondern auch um die Tyranney der andern Bischöfe, und der weltlichen Fürsten gegen die, die ihnen unterworfen sind, zu beschränken. Ich weis die Klagen gar wohl, die man gemeiniglich über den römischen Stuhl führt; aber das heißt einfältig seyn, wenn man sofort den Volkssagen Glauben beymessen will, und es ist ungerecht, wenn man dem Pabst alles was zu Rom geschieht, aufbürdet. Man thut wohl vieles daselbst von dem er nichts weis — denn wie solte ein einzelner Mensch von allem Kenntniß nehmen, — und wohl auch vieles ganz wider seinen Willen, und wider sein Gutbefinden. Ich glaube, daß nach der Lage, in der gegenwärtig die menschlichen Händel sind, der heilige

Petrus selbst, wenn er auf dem römischen Stuhl wäre, gezwungen seyn würde, in gewissen Dingen, welche er gar nicht billigen könnte, dennoch nachzusehen.*)

Ich

*) Voila wie Erasmus dem Pabst aus Politik das Wort spricht Aber nur Schade, daß er eine falsche Voraussetzung machte, und daß sich sein Rath unter der abscheulichsten Tyranney von der Welt — geben läßt. Das nenne ich mir einen unvergleichlichen Vorschlag, wenn jemand sagt: Daß man aus Furcht, es mögte Religionszänckereyen geben, dem Machtspruch eines einzigen sich unterwerfen müsse; der gemeiniglich wenigern Bescheidweis, als eine Menge andrer Leute, — der ein zeitliches und sehr wichtiges Interesse hat zu täuschen, und den man während mehrern Jahrhunderten nichts hat thun sehen, als die Völker verführen, und damit seine fleischliche Herrschaft gründen. Wenn es Zänkereyen um einen zeitlichen Vortheil bedürfe, so könnte man sich endlich noch entschliessen die strittige Sache Preiß zu geben; aber die Freyheit der ganzen Christenheit, und alle Erleuchtung die man haben kann, einem einzigen Menschen, von dem man die Ueberzeugung hat, daß er ganz so ist wie ich ihn beschrieben habe, — aufzuopfern, das ist etwas, das sich wahrlich nicht mit gutem Gewissen thun läßt. Wenn es auch nur eine Ungerechtigkeit gegen eine einzelne Privatperson, oder gegen einige wenige Leute beträfe, so könnte man es dulden; aber es betrift Dogmen, über die der Pabst Aussprüche thut — und die man nicht annehmen kann, wenn man sie für falsch und gefährlich hält. Und Aussprüche lassen sich weder wider Willen noch ohne Vorwissen des Pabstes thun; ja man darf es auch nur den Indianern sagen, daß der Pabst besser gesinnt und aufgeklärter sey, als die

Dok-

Ich würde mich leicht mit Luthern vereinigen, wenn ich ihn nur auf Seiten der katholischen Kirche erblickte. Doch will ich auch nicht damit sagen, als ob er von ihr ferne wäre, denn es steht mir nicht zu jemand zu verdammen. Nur der Herr ists, der binden und loslassen kann. Wenn die Sache endlich zu einen Tumult ausschlägt, und der Kirchenstaat auf beyden Seiten zu wanken beginnt, so werde ich mich so lange an dem festen Felsen (Petra solida) unbeweglich halten, bis daß die Ruhe wieder hergestellt ist, und man weis, wo die Kirche seyn wird; gewis wird aber Erasmus überall seyn, wo der Friede des Evangeliums seyn wird, (d. i. er wartete auf den Ausgang, um sich dann erst zu erklären; und da er nicht glaubte, daß er gut für Luthern seyn könnte; so bewog ihn dieses, den Anhängern des römischen Stuhls zu hoffiren.)

Doktoren und Hofschranzen, welche er zu Rath zieht; aus deren Mitte er selbst herausgenommen und auf den päbstlichen Stuhl gesetzt worden ist, auf dem man wahrhaftig nicht gelehrter wird. Wenn der heilige Peter wieder in die Welt und nach Rom käme, so würde er, so geschwind er nur könnte, wieder daraus wegeilen, wenn es ihm vor Augen läge, daß er nichts darin zu ändern vermögte; oder — er müßte denn aus einem Apostel Jesu Christi ein ganz fleischlich gesinnter Mensch werden. Die Sache war so grob, daß ich nicht begreife, wie Erasmus das Herz haben konnte den lutherischen zu sagen, daß sie sich an allerunterthänigsten Vorstellungen solten genügen lassen.

Clerikus.

20.

An Justus Jonas. *)

— — Sie werden mir sagen, mein lieber Jonas, zu was nutzen diese Klagen, die nun viel zu spät kommen? Zuerst dazu — daß man sehe, wenn die Sache etwa weiter gekommen wäre, als es seyn solte, ob es nicht noch möglich sey, so große Unruhen zu stillen. Wir haben einen Pabst der von Natur sehr gütig ist, und einen gelinden und leicht zu versöhnenden Kaiser. **) Solte sich aber nichts thun lassen, so wolte ich doch nicht, daß Sie sich in diese Händel mischten.

Ich

*) Gegen den er das Schicksal des nach dem Reichstag zu Worms vom Kaiser geächteten und vom Pabst mit dem Bann belegten Luthers samt seinen Anhängern beklagt, und es bedauert, daß sie dadurch, daß sie sich nicht mehr gemäßiget, ihren Prozeß verlohren hätten.

Clerikus.

**) Der gute Erasmus urtheilte falsch von ihnen. Leo war ein eitler und wollüstiger Mann, der sehr wenig Religion und noch weniger Barmherzigkeit gegen die hatte, die sich seinen Entscheidungen nicht unterwarfen; wie es aus der hohen und grausamen Art erhellt, mit der er gegen Luthern verfuhr. Karl war ein ehrgeiziger Fürst, der sich über nichts ein Gewissen machte, wenn er nur seinen Endzweck erreichen konnte; welches besonders die schrecklichen Kriege beweisen, die er unter dem Vorwand der Religion führte. Die Lutheraner wären unsinnig gewesen, wenn sie sich Leuten dieser Art hätten anvertrauen wollen.

Clerikus.

Ich habe stets die herrlichen Gaben, die Christus in Sie gelegt hat, hochgeschätzt, und eben deswegen wünsche ich, daß Sie auf ihre Selbsterhaltung bedacht wären, um zur Förderung des Evangeliums arbeiten zu können.

Je mehr ich den schönen Geist des Huttens geliebt hatte, destomehr verdrießt es mich, ihn durch diese Verwirrungen eingebüßt zu haben. Wer würde nicht eine tiefe Traurigkeit empfinden, wenn auch Philipp Melanchthon, dieser junge Mann mit so herrlichen Talenten, durch dieses Sturmwetter den Wünschen der Gelehrten entrissen würde? — Es können uns diejenigen, welche die menschlichen Dinge regieren, in manchen Stücken anstößig seyn, aber ich halte dafür, man überläßt sie ihrem Herrn. Befehlen sie uns was billiges, so ist es gerecht ihnen zu gehorchen; und legen sie uns was unbilliges auf, so ist es selbst eine heilige That, es zu dulden, um dadurch schlimmern Folgen vorzubeugen. Wenn dieses Jahrhundert nicht fähig ist, das ganze Evangelium Jesu Christi zu ertragen; so ist es doch immer etwas, wenn man es nur predigt so weit man kann. —

Man muß vor allen Dingen eine Trennung vermeiden, welche allen rechtschaffenen Leuten zum Verderben gereicht; und man muß sich mit einer gewissen heiligen Schlauigkeit (sancta quodam vafritie) in die Zeit schicken; jedoch aber so, daß man an dem

Schatz

Schatz der evangelischen Wahrheit nicht zum Verräther werde, weil durch jene allein die verdorbenen Sitten wieder hergestellet werden können. *)

21.

An Warham.

— — Luther hat große Unruhen erregt, und ich sehe ihrer kein Ende, wenn Jesus Christus unsere Unbesonnenheit nicht glücken läßt; wie man von der Minerva sagt, daß sie die schlimmen Anschläge der Athenienser wieder zum Guten wendete. Ich wolte, Luther hätte über gewisse Sachen geschwiegen, oder

— er

*) Das ist das Evangelium, welches Erasmus den Lutheranern predigte — weil er meynte, daß sie würden unterdrückt werden, und daß man hernach noch schlimmer daran seyn würde, als zuvor. Aber wenn sie das gethan hätten was er wünschte, so würde man heutzutage in fast eben der Finsterniß seyn, in welcher man vor der Zeit der Reformation war. Denn anstatt daß die Päbste und die Mönche ihren lieben zeitlichen Nutzen, der einzig auf falsche Meynungen gestützt war, hätte fahren lassen, hätten sie vielmehr überall eine grausame Inquisition wie in Spanien und Italien eingeführt, wodurch sie auf immer alles Licht, das damals zu scheinen anfieng, würden ausgelöscht haben. Das Luthertum, das viel mächtiger wurde, als Erasmus sich vorstellte, verhinderte das in Deutschland — und die Reformation Kalvins erhielt die Freyheit verschiedenen andern Völkern.

Cler.

— er hätte anders darüber geschrieben. Vorjetzt fürchte ich, daß wir nur die Scylla vermieden haben, um in die noch weit verderblichere Charybdis zu fallen. Wenn diese Leute, welche sich für ihren Bauch und ihre Tyranney alles unterstehen, die Oberhand bekommen, so bleibt mir nichts übrig, als daß ich Jesu Christo das Epitaphium mache: **Der nimmermehr auferstehen wird** (ut scribam *Epitaphium Christo nunquam revicturo**). Es ist aus mit dem Funken der evangelischen Liebe, aus mit dem Flämmlein des evangelischen Lichts — aus mit der Ader der himmlischen Lehre; — so abscheulich schmeicheln diese Leute den Fürsten und allen denen, von welchen sie Vortheil zu ziehen hoffen, zum bittersten Schaden der evangelischen Wahrheit. —

*) So gieng es in Spanien, in Italien und überall, wo die Mönche oben schwammen. Clerikus.

Weil heutzutag Joseph II. bey den Mönchen seine Reformation anfängt — so ist zu hoffen, daß sie bald grössere Fortschritte machen wird. Aber es ist auch höchst wahrscheinlich — daß sie bald wieder ins Stecken kommen wird, wenn man die Mönche nur mindert, anstatt daß man das ganze Korps reduziren solte.

A. d. U.

22.

An Richard Pacäus.

— — Ich sehe nun daß die Deutschen darauf umgehen, mich in die Händel Luthers zu ziehen; ich mag wollen oder nicht wollen. Wahrhaftig ein unbedachtsamer Anschlag! Wodurch sie mich vielmehr von ihm abwenden könnten. Was solte es Luthern helfen, wenn ich die Gefahr mit ihm theilte? — Weiter nichts, als daß anstatt eines Menschen, deren zwey umkommen. Mit welchem Geist er geschrieben hat, kann ich nicht genug bewundern; sicher hat er die Liebhaber der schönen Wissenschaften mit ungeheuren Haß beladen. Er hat zwar viele vortrefliche Belehrungen und Erinnerungen gegeben; aber wolte Gott daß er sein Gutes nicht mit unerträglichem Bösen beflecket hätte.*) Solte er aber auch durchgängig auf eine der Gottesfurcht gemäße Weise geschrieben haben, so hatte ich doch nicht den Sinn, für die Wahrheit das Leben hinzuwagen. Nicht jedermann hat zum Märtyrerthum Stärke genug; und ich besorge immer, daß ich, wenn einiger Tumult vorfallen wird, dem Petrus nach-

*) Erasmus meynte vielleicht nur die ungestümme Art mit der er die Wahrheit vorgetragen hat. A. d. Ueb.

nachahmen werde *). Ich folge den Befehlen des Pabstes und des Kaisers wenn sie gut sind; — dieses ist fromm; und ich unterwerfe mich ihnen wenn sie übel sind, — dieses ist sicher. Ich glaube, daß so etwas allen rechtschafnen Männern erlaubt seyn müsse, wenn keine Hofnung da ist, etwas auszurichten.

Ich glaube, Luther hätte seinen Zweck, die Völker zur Reformation zu bringen, auch wider Willen des römischen Hofes erreichen können, ohne daß er auf diesen so losziehen mußte. Ich hasse so sehr alle Zwietracht, daß mir auch die Friedenstörende Wahrheit mißfällt. **)

Ich

*) Nirgends giebt Erasmus so deutlich seine Schwäche zu erkennen als in dieser Stelle. Die Furcht, seine Pension, sein Ansehn bey dem römischen Hof, und wohl endlich gar sein Leben zu verlieren, hinderte ihn, seine Meynung über die damaligen Streitigkeiten gerade herauszusagen; jedoch unterließ er auch nicht, die Wahrheit, wenn gleich ein wenig mehr verdeckt zu unterstützen. Was er immer gegen Luthern sagt, so wünschte er doch, daß dieser den Sieg davon trüge, und daß er der römischen Kirche einige Reformation der Dogmen und der Sitten abzwänge.

Clerikus.

**) Luther der von andern Humeur war, hätte sagen können, daß die Täuschung und die Tyranney ihm so verhaft wären, daß er glaubte, es wäre besser, einmal Unruhen zu erregen, um sich daraus zu befreyen, als unter einem tyrannischen Joch umzukommen, und tausend Lügen unter

dem

Ich bin nicht der Meynung einiger sonst großer Männer, welche sagen, daß die Krankheit zu schwer ist, um sie durch ein gelindes Mittel zu heilen; und daß man den Körper durch ein heftiges erschüttern müsse, damit er hernach wieder gesund werde. Wäre

 es

dem Namen der Lehre Jesu Christi debitiren zu hören. Herzhafte Leute werden diese Maxime loben, — furchtsame werden der des Erasmus folgen. Man muß bey dem allen gestehen, daß Luther mehr von dieser Seite den Aposteln glich als Erasmus. Wären diese wie Erasmus gewesen, so hätten sie sich lieber dem Sanhedrin unterworfen, und unter ihrer Nation in Frieden gelebt, als Unruhen erreget, und sich Haß zugezogen. Cler.

Ich denke Erasmus hat recht, und Clerikus hat auch recht. Erasmus hat darin recht, daß Luther seinen Zweck erreichen konnte, ohne so derb auf den Pabst zu schimpfen, und ohne die Leute aufzuhetzen. Was brauchte er mehr zu thun, als die Wahrheit wie sie ist, vorzutragen, und sie mit Glimpf zu vertheidigen. Darin war Luther den Aposteln ähnlich, daß er sich dem römischen Sanhedrin nicht unterwarf, und das war zu loben; darin aber war er den Aposteln unähnlich, daß er polterte, lermte und verdammte; und das war zu mißbilligen.

Nil agit exemplum, litem quod lite resolvit. Hor.

Clerikus hat aber recht, wenn er meynt, daß man die Wahrheit dem Frieden in wichtigen Fällen nicht aufopfern müsse. Und daß die Wahrheit nicht ohne Unruhen erhalten werden konnte, daran wird niemand zweifeln, der da weis, wie hartnäckig die Feinde der Reformation gewesen sind. Aber die Unruhen mußten Fürsten und Volk erregen, und nicht der Prediger.

A. d. U.

es aber wahr, so will ich lieber, daß es andre thun, als ich. — *)

23. An

*) Sehr gut. Aber so solte man auch die unausgesetzt loben, welche das thun, was ein andrer nicht das Herz hat zu thun, aber im Grunde billigt — anstatt daß man sie verunglimpft. Aus eben diesem Grundsatz lobte Erasmus das Buch Königs Heinrich des achten von England wider Luthern, ohne es noch gesehen zu haben. Er gab auch nun Hofnung, daß er noch dereinst gegen Luthern schreiben würde, welches aber auch die Lutheraner sehr gegen ihn aufbrachte. Erasmus bildete sich auch ein, wie aus einem andern Brief erhellet, daß man mit der Zeit, wenn man die Jugend besser unterrichtete, zu eben dem Ziel kommen könnte, zu welchem jezt die Fürsten, die Prälaten, und die Theologen nicht wolten kommen lassen. Allein diese verhinderten sorgfältig, daß man die Jugend besser zu unterrichten vermogte, und es ist seitdem ein Orden entstanden, der dem guten Andenken des Erasmus höchst feind, sich völlig des Unterrichts bemeistert hat, um alle und jede Tugend auszulöschen, und allenthalben eine Superstition, die ganz zur Vermehrung seines Ansehens und seiner Einkünfte gemacht ist, zu verbreiten. Cler.

Clerikus meynt den Jesuiterorden, und wenn man ein auffallendes Beyspiel zu seiner Behauptung verlangt, so richte man nur seinen Blick auf Bayern — wo doch nur Exjesuiten noch ihr Wesen haben. So wußte man schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, daß Jesuiten eine Pest für die Erziehung sind, und doch will man noch hie und da die Jesuiten loben. O tribus Anticyris!! A. d. U.

Als man dem Erasmus einige Zeit nachher immer mehr anlag, wider Luthern zu schreiben, so bat er bey dem päbstlichen Nunzius Aleander um Erlaubniß, die Schriften dieses

vor-

23.

An Montjoye.

— — Es ist sehr leicht, Luthern einen Dummkopf zu schelten; aber es ist sehr schwer den Glauben (der römischen Kirche) mit tüchtigen Gründen zu vertheidigen. —

MDXXII.

24.

An Carandolet, Bischof von Palermo.*)

— — Wenn man etwas ändern müßte, um einen Schriftsteller aus der Noth zu helfen; so müßte man das vielmehr bey den Büchern der Neuern thun, welche

vorgeblichen Störers der öffentlichen Ruhe, lesen zu dürfen. Aber Aleander — schlug es ihm ab, und gab vor, daß er es nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Pabstes erlauben könne. Man fühlt das Lächerliche — einem Manne, wie Erasmus, so etwas abzuschlagen; und zwar zu einer Zeit, da man ihn veranlassen wolte, wider Luthern zu schreiben. Erasmus bat daher seinen Freund Bombasius, ihm diese Erlaubniß bey dem Pabst auszuwirken — und es ist zu wundern, daß man ihn nicht beym Wort gehalten, und demnach vermüßigte, die Feder zu ergreifen.

Clerikus.

*) Diese Zueignungsschrift, welche vor der Erasmischen Edition des Hilarius steht (und die ich, weil ich sie hier auf meinem Weg finde, mitnehme) wurde von den Benediktinern

che ihr Alter noch nicht über unser Urtheil hinweggesetzt, und der Tod noch nicht dem Neid entrissen hat. Aber anstatt so zu verfahren, haben wir eine fast abergläubige Nachsicht gegen die Alten, und verdrehen dagegen in Schriften unserer Zeit manches, was wirklich darin gut ist, und legen alles schief aus; als wenn dergleichen Ausleger selbst in den Briefen Pauli nicht auch manches antreffen könten, was sich als irrig, als Ketzereyverdächtig, als ärgerlich, als unverschämt verschreyen ließe.

Wenn die Alten wie z. B. Hilarius in seinem Traktat von der Dreyeinigkeit, ihre Leser allemal um Nachsicht bitten, sofern sie unbegreifliche und sehr schwe-

nern zu Paris ohngeachtet ihrer Vortreflichkeit sehr herumgenommen, und zwar um so freudiger, weil sie auch durch die Inquisition und die theologische Fakultät zu Paris verdammt wurde. Kein Wunder! Erasmus zeigte nämlich, das die Mönche, die ehemals den Hilarius abschrieben, manches hinzugesetzt, weggenommen und verändert haben, was ihnen nicht der hergebrachten Glaubenslehre gemäß schien. Es scheinet, Hilarius habe unter andern auch geglaubt, daß der Leib und die Seele Christi nicht gelitten hätten; welches freylich ein beträchtlicher Irrthum ist; aber die Kopisten ließen ihn verschwinden, weil sie die Stellen wo er vorkam, verfälschten. Darüber beklagte sich dieser große Mann mit Recht, und er meynte: Man müsse entweder zugeben, daß Hilarius sich geirret habe, oder man müsse ohne etwas zu ändern, den Worten einen guten Verstand beylegen.

schwere Sachen auszudrücken haben, so ist es Billigkeit sie ihnen zu schenken; — aber was uns betrift: Mit was für einer Stirne dürfen wir Verzeihung begehren — wir, die wir über Wesen, die so weit von unsern abstehen, so eine Menge neugieriger, ich will nicht sagen, gottloser Fragen thun? und die wir über so viele Dinge entscheiden, über welche man unwissend bleiben, oder über welche man seiner Seeligkeit unbeschadet im Zweifel seyn könnte. **Wird man von der Gemeinschaft mit dem Vater, Sohn und heil. Geist ausgeschlossen werden, wenn man nicht philosophisch erklären kann: was den Vater von dem Sohn und den heil. Geist von beyden unterscheidet?** Wenn ich glaube was man mich gelehrt hat, daß es dreye eines Wesens giebt, was braucht es ein mühsames Disputiren? Und glaube ich es nicht, so werde ich schlechterdings nicht durch menschliche Vernunftgründe überzeugt werden. *)

Aber dergleichen gefährliche Neugierde ist uns aus dem Studium der Philosophie erwachsen. **) Ich

*) Gewis ist es, daß das Dogma von der Dreyeinigkeit blos Glauben erfodert. Wenn aber einer diesen nicht hat, so muß man ihn weder verdammen noch bekehren wollen, weil jenes unchristlich, und dieses vergeblich ist.

A. d. Ueb.

**) Erasmus meynt die scholastische Philosophie. Die reine

Phi-

verwerfe aber deswegen das Studium der Philoso-phie, die man in drey Theile getheilt hat, eben so wenig gänzlich, als ich die Untersuchung solcher Sachen tadle, welche überirdisch sind; wenn man nur einen glücklichen Forschungsgeist hat; wenn man nur nicht unbesonnen drauf los entscheidet, und wenn man nur keine Hartnäckigkeit und keine unbiegsame Begierde nach Rechthaberey hat, als welches die Pest der Eintracht ist. Unsere ganze Religion läßt sich auf den Frieden und auf die Einigkeit zurückbringen; und man wird diese nur erhalten können, wenn man sich enthält viele Bestimmungen zu machen, und wenn man über viele Sachen jedermann das Urtheil frey stellt; denn es ist über das allermeiste eine große Dunkelheit ausgebreitet, und die Gemüther der Menschen sind gemeiniglich von dieser Krankheit angesteckt, nicht nachgeben zu wollen, sobald als sie einmal zu disputiren angefangen haben. So wie nur der Streit einmal hitzig geworden ist, so findet jeder das völlig wahr, was er anfänglich ganz unbedachtsam zu vertheidigen unternommen hat. Einige haben hierin so wenig Ziel und Maaß gehalten, daß sie auch noch dazu, nachdem sie schon über die ganze Theologie Entscheidungen gemacht hatten, ich weis nicht, was für

Philosophie ist eine Feindin unfruchtbarer subtiler Fragen, und ohne sie wird eben die Theologie eine Grillenfängerey.

A. d. U.

für eine Gottheit (die Unfehlbarkeit der Kirche) erfanden, mit der sie überdies Leute ausstatten, die doch nur Menschen sind, und welches mehr Disputen und gewaltsame Unruhen in der Welt verursacht hat, als ehedem die Verwegenheit der Arianer.*) Es giebt gewisse Rabbinen, die sich schämen, nicht sogleich auf alles eine Antwort fertig zu haben; dahingegen es der Gelehrsamkeit eines Theologen anständiger ist, nichts zu entscheiden,**) als was in der heiligen Schrift vorliegt, und das mit guten Recht unberührt zu lassen, was nicht darin zu finden ist.

Man hebt gegenwärtig mehrere theologische Probleme auf ein ökumenisches Konzilium auf; — es würde sich aber weit besser schicken, diese Fragen auf jene Zeit aufzuheben, in welcher wir Gott von Angesicht zu Angesicht, ohne dunkles Wort und ohne Spiegel schauen werden. —

Ob er (Hilarius) gleich die Meynungen der Synoden erzählt, so wünscht er doch dabey, daß ihn Niemand in die Gefahr verwickeln möge, sie zu vertheidi-

 gen;

*) Wie wahr ist es doch, daß die menschlichen Entscheidungen, sie mögen geschehen von wem sie wollen, eher zum Krieg als zum Frieden Veranlassung geben. Rousseau sagt: Daß der Takt, je mehr man ihn schlägt, nur desto weniger gehalten wird. A. d. U.

**) Je gelehrter man ist, desto toleranter ist man.

gen; meines Bedünkens wolte er eben damit nicht sagen, daß er in diejenigen, für welche er schrieb, ein Mißtrauen setzte,*) oder daß er gewisse Sachen nicht gänzlich gut heiße; sondern er that diesen Wunsch aus einem gewissen Skrupel allzubejahend zu sprechen, den wir uns zu machen nach und nach so sehr vergessen haben, daß uns über nichts mehr eine Schaam anwandelt. So gehts mit den Menschenwerken: Sie sind klein im Anfange, sie vergrößern sich stufenweise, und endlich werden sie so groß, daß sie höchst tadelwürdig sind.

Hilarius am Ende des 12ten Buches untersteht sich nicht, etwas mehreres von dem **heiligen Geist** zu sagen: als daß er der **Geist Gottes** ist; ja selbst dieses würde er sich nicht unterstehen, wenn er es nicht bey dem Paulus gelesen hätte; und er untersteht sich eben so wenig ihn für eine **Kreatur** zu halten, weil er es nicht in der heiligen Schrift gelesen hatte. Dieses Glaubensbekenntniß würde zwar in unserm Jahrhundert nicht hinlänglich seyn, **) weil die

*) Ob sie nämlich rechtgläubig, oder Synodengläubig wären. Wenn sie es nicht waren, so konnten sie den Hilarius in die Gefahr setzen, die Synoden zu vertheidigen.

A. d. U.

**) Und dieses Glaubensbekänntniß mögte im 18ten Jahrhundert noch unbefriedigender seyn. Aber es könnte und solte hinreichend seyn. Und gut wäre es, wenn das Glaubensbe-

die nöthig gewordne Sorgfalt der Alten uns mehrern Unterricht darüber gegeben hat; aber wir gehen doch auch ohne Noth noch weiter als diese. Sonst bestand der Glaube mehr in den Sitten als in den Artikeln; — hernach hat die Noth gelehrt, Artikel vorzuschreiben, jedoch nur wenige und mit apostolischer Schonung. Hierauf verursachte die Bosheit der Ketzer, *) daß man sich eines viel genauern Bibelstudiums befleißigte; und die Hartnäckigkeit **) derselben gab Anlaß, gewisse Dinge durch die Autorität der Synoden festzusetzen. Endlich begann das Glaubenssymbolum mehr in den Köpfen als in den Gemüthern Platz zu nehmen, und es gab nun fast eben

bekenntniß über jeden Artickel so generell als möglich wäre; — und wenn man die Sache, wie sie deutlich in der Schrift vor Augen liegt, annehmen, den Modum aber ganz und gar unbestimmt lassen wolte. Dann würde man freylich keine Partheyen, aber doch eine einzige Religion haben. A. d. U.

*) Warum Erasmus den Ketzern eben Bosheit beymißt, weis ich nicht. Mit Willen ist gewis niemand ein Ketzer. Wenn aber dieses Wort seinen gewöhnlichen Begrif behalten soll, so hat es gewis nur wenige Ketzer auf Erden gegeben. A. d. U.

**) Auch die Hartnäckigkeit der sogenannten Ketzer ist an sich nicht zu tadeln. Sie handelten nach ihrer Ueberzeugung — und hätten sie der nicht hartnäckig angehangen — so hätten sie eben sowohl gesündigt. A. d. U.

eben so viele Glaubensbekenntnisse als Menschen. Die Artikel vermehrten sich, und die Rechtschaffenheit verminderte sich; die Streitigkeiten wurden hitzig; und die Liebe erkaltete.

Die Lehre Jesu Christi, welche nichts von Wortkriegen wußte, fieng an von der Hülfe der Philosophie abhängig zu werden; und so war der erste Schritt zur Verschlimmerung der Kirche geschehen. Nun kamen die Reichthümer die sie vermehrten, und die Gewalt die man beyfügte; nebst dem Ansehen der Kaiser, welches sich gleichfalls einmischte, ohne eben die Reinigkeit des Glaubens viel zu befördern. Zuletzt da man es bis zu sophistischen Zänkereyen trieb, sind daraus tausende der Artikel hervorgekommen; und von diesen gieng man zur Schreckung und zu Drohungen über. Es ist nicht anders: Ob wir gleich gar kein christliches Leben führen, ob wir gleich den Glauben mehr in dem Mund als in dem Herzen, und gar keine gründliche Bibelkenntniß haben, so zwingen wir demohngeachtet die Menschen durch die Furcht, zu glauben was sie nicht glauben, zu lieben was sie nicht lieben, und zu verstehen was sie nicht verstehen.

Nichts kann aufrichtig seyn was gezwungen ist, und Jesu Christo gefällt nur das, was man freywillig thut. *)

25. An

*) Ich glaube wohl, daß dieses ganze vortrefliche Raisonnement

An Pirkheimer.

— — Aber wir sehen unsere Schwäche, oder vielmehr unser Unglück; — wir sehen ein Jahrhundert voll Zeichen und Wunder; so daß ich nicht weis, welche Parthey ich ergreifen soll; doch hat mein Gewissen noch genug Zuversicht zu Jesu Christo, der mein Richter ist.

Diejenigen, welche, ich weis nicht worin für den Pabst thätig sind, ziehen alle Bande der alten Tyranney so stark zusammen, daß es scheint, sie wollen vielmehr zu ihr noch manches hinzusetzen, als von ihr nur das mindeste abthun. Auf der andern Seite handeln die, welche unter Luthern sich das Ansehn geben, die evangelische Freyheit vertheidigen zu wollen, mit ment den Mönchen seiner Zeit nicht wohlgefallen konnte. Die unter den Lutheranern, welche aufgeklärter und gemäßigter als der große Haufe ihrer Glaubensgenossen waren, konnten ihre Rechnung besser dabey finden. Aber die zornmüthigen und ungestümmen Anhänger Luthers wolten es nicht leiden, daß Erasmus auf so schönem Wege still stand, und droheten von dieser Zeit an wider ihn zu schreiben, wie er das selbst in dem Brief an Pirkheimer, dessen Auszug oben steht, anzeigt, und in dem er die Lage schildert, in der er sich befand. Er widerstrebte nicht über seinen Werken der Gottseligkeit, an denen er arbeitete, zu sterben, wenn er nur Christo einige Frucht schaffen könte.

Clerikus.

mit einem Geist, der mir ganz fremd ist. Wenigstens mengen sich unter sie viele Leute, die ich lieber ausser diesem Gemische sehen mögte, wenn es mich beträfe. Indessen ist die christliche Liebe allenthalben durch die tödlichen Trennungen zerfleischt — indessen schweben die Gewissen der Menschen im Zweifel. Die, welche von Natur zur Ausschweifung geneigt sind, nehmen zu ihr sehr leicht die Gelegenheit aus den lutherischen Büchern — und die, welche sich mehr in Schranken halten, befinden sich zwischen Thür und Angel. Auf der einen Seite sehen sie wahrscheinliche Raisonnements, und das natürliche Gefühl — auf der andern, die Autorität der Fürsten und einen unzählbaren Haufen. Ich weis nicht, wie es noch ablaufen wird; aber ich mache kein großes Wesen aus einem abgezwungenen und ausgepreßten Glauben. Die Autorität der Bullen ist zwar von großen Gewicht, und die Autorität der kaiserlichen Befehle ist noch weit beträchtlicher; allein ich weis nicht, ob dieses alles, das wohl eine Zeitlang die Zungen der Menschen zähmen kann, auch ihre Gemüther wird umschaffen können.

Der eine ist für seinen eigenen Nutzen besorgt, der andere fürchtet das zu verliehren, was er hat, und wieder ein anderer hat Abneigung für den Unruhen, und hält sich stille; aber unterdessen greift ein gefährlicher Brand immer weiter um sich.

Die

Die Bösartigkeit gewisser Leute hat mich mit so vielem Haß beladen, daß ich meine Kräfte, wenn ich auch etwas versuchen wolte, nur vergeblich anwenden würde.

Gewisse Theologen, da sie bemerkten, daß ihr Ansehen in eben dem Maaße abnahm, mit dem durch meine Hülfe die alte Litteratur wieder neu wurde, machinirten schon alles mögliche gegen mich, bevor die Welt auch nur etwas von Luthern reden hörte. Aber nun hat ihnen Luther noch dazu einen Dolch dargereicht, mich niederzustoßen; der ich mich doch allstets von seinen Händeln geäussert habe, und der ich weiter nichts gethan, als daß ich ihn ernstlich ermahnte, auf eine andere Art zu schreiben, wenn er auf seinem Wege weiter kommen wolte.

Hierauf ist Aleander gegen mich aufgetreten, der, ehe er noch etwas von Luthern wußte, so mit mir umgieng, wie der Töpfer mit seinen Handwerksgenossen; der von Natur hochtrabend, stolz, zornrüstig ist, und der sich weder genug bereichern, noch genug rühmen kann. Etliche Personen füllten ihm den Kopf mit Lügen gegen mich an, und reizten ihn so sehr auf, daß er's sich nichts kosten ließ, alles von mir auch bey Leuten vom ersten Range zu sagen, wenn es nur dienen konnte mich zu verderben. Bey dem allen schwur er mir, daß niemand so sehr mein Freund wäre, als

er.

er. Da er aus den Niederlanden abgieng, ließ er zween seiner vortreflich ausgerüsteten Werkzeuge zurück; nämlich zwey löwensche Theologen, — den Caraccioli, Bischof von Lüttich, einen Vielredner, — und ich weis nicht, was für einen Spanier von dem Hofe des Kaisers. Er hat auch zu Rom den Stunika, einen von der ganzen Welt erkannten Narren, und der zur Medisance gebohren zu seyn scheint. Man weis, daß er dem Leo eine Requette übergeben hat, welche 60,000 aus meinen Werken gezogene Ketzereyen enthielte; und ich wäre wirklich in Gefahr gewesen, wenn nicht der Tod den Leo weggenommen hätte, der ausserdem gar kein Feind von mir war.

Die Lutherischen drohen öffentlich gegen mich zu schreiben, und man hat auch fast den Kaiser überredet, daß ich die Quelle der ganzen lutherischen Verwirrung sey. Auf diese Weise bin ich auf zwey Seiten übel daran, ob mir gleich alle Welt Verbindlichkeit schuldig ist. —

26.

An Botsham.

— — Diejenigen, welche sich einbilden, daß sie um somehr Geschick hätten, zum Besten des Evangeliums Jesu Christi zu arbeiten, je mehr sie ein solches zu einer theologischen Ausschweifung, oder zu einem scholastischen

stischen Streit haben, betrügen sich unendlich. Die Wahrheit ist kräftig und unüberwindlich; aber man muß sie mit einer evangelischen Klugheit ausspenden. Ich für meine Person hasse so sehr die Trennung, und liebe so sehr die Einigkeit, daß ich auch, wenn es sich so fügen solte, viel eher einen Theil der Wahrheit fahren lassen, als die Ruhe stören wolte; vorausgesezt, daß ich dieses leztere vermögte.*)

Der

*) Das übelste ist, daß man die Wahrheit nicht fahren lassen kann, ohne zu lügen, und ohne das zu bekräftigen, was man doch nicht glaubt; denn man kann das nicht falsch halten was wahr scheint, weil es andre ungestümer anfechten, als man es vertheidiget; und weil sie die stärkern sind. Wenn überdies die, welche der Wahrheit widerstreben, wissen, daß man nicht den Muth hat sie bis aufs äusserste zu vertheidigen, so ermangeln sie nicht, sie desto heftiger anzugreifen; weil sie meynen, daß es weiter nichts brauche als nur Hartnäckigkeit und Gewaltsamkeit. Auf diese Weise müßte auch die Tyranney ewig dauern, und sich noch dazu ohne Gefahr vermehren. Ferner: so große Güter auch immer die Eintracht und der Friede seyn mögen, so soll man sie doch nicht auf Kosten der Wahrheit und der Freyheit, als welche unendlich kostbarer sind als eine weichliche Ruhe, welcher man genießt, wenn man unter das Joch der Tyranney kriecht, erkaufen. Die christliche Gesellschaft würde dadurch eine Faktion von weichlichen Personen werden, welche nichts als den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks suchen, und die sich um nichts weiter, unter dem Vorwand den Frieden zu erhalten, in Sorgen setzen. Wirklich würde es auch mit dem Christenthum heutzutage dahin gekommen seyn, wenn alle Welt der Mey-

Der Prediger zu Costnitz (ein Prediger der Erasmum wegen der Beförderung des Evangeliums um Rath fragen ließ) der ein rechtschafner Mann ist, wird ohne Zweifel sich mehr um das Evangelium verdient machen, wenn er mit der Klugheit der evangelischen Schlange die Einfalt der Taube verbindet.*) Er versuche es, und verdamme dann meinen Rath, wenn er ihn nicht wahr findet. (Erasmus hatte einige Hof-

nung des Erasmus gewesen wäre. Die Spaltungen haben, ich gestehe es, viel Unheil verursacht; aber sie haben doch auch wenigstens dieses Gute gestiftet, daß die Wahrheit des Evangeliums und die christliche Freyheit, die darin besteht, daß man sich lediglich nur den Aussprüchen Christi unterwirft, nicht ganz und gar in der Welt erloschen sind, wie sie es ausserdem seyn würden. Sie haben auch viel Verdienst um das Andenken des Erasmus, als welches unter allen Christen mittelst der Inquisition, welche das, was das Beste in seinen Werken ist, verstümmeln ließ, verschwunden wäre, wenn es nicht eine Parthey in Europa gegeben hätte, welche ihm verzeihte, was er mangelbares und schwaches an sich haben konnte, und die nicht nur das bewundert, was er gutes und lobenswürdiges an sich hatte, sondern sich auch beeifert, die ganze Christenheit dafür einzunehmen.

Clerikus.

*) Man hat aus der Erfahrung kennen lernen, daß das, was er Klugheit der Schlange nannte, zu nichts weiter diente, als die Lügen und Blendwerke siegen zu lassen. Dieses war sogar leicht vorherzusehen, weil diese Klugheit darin bestand, sich derjenigen Parthey zu unterwerfen, welche die stärkste und hartnäckigste ist.

Hofnung, daß Adrian was Gutes zu Stande bringen würde; und aus dieser Ursache sagte er:) Aber wenn ich mich hierin betrüge, so werde ich doch nicht aufrührisch seyn. Was die lezte Frage betrift: Ob man das Evangelium Preiß geben müsse? so antworte ich: Eben diese geben es Preiß, welche es übel vertheidigen; und zudem, mit welcher Zeit und Weile hat nicht auch Christus sein Evangelium kund gemacht? *)

27.

An Luther.

— Ihr Brief ist sehr spät an mich gelanget, wäre er aber auch aufs früheste angekommen, so hätte er doch keinen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht wie die Kinder, daß ich, wenn man mir so viele und fast tödliche Wunden geschlagen hat, durch eine oder die andere Posse versöhnt, und durch ein Streicheln mit der Hand besänftigt werden könnte. Was Sie für eine Gemüthsart haben — weis schon die ganze Welt; aber Ihre Schreibart! — nun diese haben

*) Diese Bemerkungen sind wahr; aber unser Herr sagte nie etwas wahrheitswidriges, und gab sich endlich dem Tode Preiß, um seine Lehre zu erhalten; welches Erasmus nicht gethan haben würde, wie er selbst an verschiedenen Orten gesteht.

Clerikus.

Sie so geändert, daß sie zeither gegen niemand rasender, ja was noch greulicher ist, boshafter gewesen ist, als gegen mich. Hier nur fällt es Ihnen vielleicht ein, daß Sie ein schwacher und sündiger Mensch sind, da Sie ausserdem nur nicht gar für einen Gott wollen gehalten seyn? Sind Sie, wie Sie schreiben, ein Mensch von einem heftigen Temperament, und finden Sie an einem so sonderbaren Bezeigen ihre Lust, nun so hätten Sie ihre bewundernswürdige Kunst alles zu übertreiben, schon längst gegen den Bischof von Rochester, und gegen den Cochläus, welche Sie mit Namen nennen, und mit Schmähungen anfallen — da ich im Gegentheil höflich in meiner Abhandlung zu Werk gegangen bin, anwenden können. Aber wozu überhaupt so viele skurrilische Lästerungen, so viele verwerfliche Lügen als die unter vielen andern sind: Ich wäre ein Atheist — ein Epikuräer, ein christlicher Skeptiker, ein Gotteslästerer — und wer weis was weiter? *) Ich kann es jedoch desto leichter ertragen, weil mich mein Gewissen von diesem allen frey spricht. Würde ich nicht christlich von Gott und von der Bibel denken, so wolte ich mir auch mein Leben um keinen Tag länger wünschen. Wenn Sie ihre Sache blos mit ihrer gewöhnlichen Hef-

*) Es ist wahr: Luther schüttete immer wie man sagt, das Kind mit dem Bad aus.

A. d. U.

Heftigkeit, ohne wüthige Schmähungen getrieben hätten; so würden Sie wenigere gegen sich aufgebracht haben — Sie bilden sich vielleicht ein, daß Erasmus keine Gönner habe? Ich habe ihrer mehrere, als Sie wähnen. Aber es wäre wohl wenig daran gelegen, was uns allen beyden begegnete — vornämlich mir — der ich bald von hinnen gehen werde; nur dieses quält mich und einen jeden rechtschafnen mit mir, daß Sie mit diesem ihren so stolzen, stürmenden, aufrührerischen Sinn, die ganze Welt durch eine verderbliche Zwietracht erschüttern, die gute und den schönen Wissenschaften ergebne Männer — gewissen rasenden Pharisäern in die Hände liefern, die Gottlosen und Neuerungssüchtigen zum Aufstand bewafnen, und mit einem Wort, also die Sache des Evangeliums betreiben, daß Sie, was geistlich und weltlich ist, alles unter einander mischen; als wenn Sie so mit Fleiß dahin strebten, damit nur nicht dieser Sturm einen erfreulichen Ausgang haben möge, worauf aber ich immer bedacht gewesen bin.

Was Sie mir für Verbindlichkeiten schuldig sind, was Sie mir für einen Lohn gegeben haben, will ich nicht untersuchen. Dieses ist Privatsache; mich ängstet nur das allgemeine Unglück und die unheilbare Verwirrung in allen Dingen, welche wir niemand beymessen müssen, als Ihrer Gemüthsart, die ihrer selbst nicht mächtig ist, die sich von wohlrathenden

Freunden nicht lenken läßt, und von gewissen schlechten Schleichern zu allen möglichen hingedrehet werden kann. Wen Sie von der Macht der Finsterniß erretten werden? weis ich nicht; aber nur gegen diese so Undankbare solten Sie eigentlich mehr ihre spitzige Feder zucken, als gegen eine gemäßigte Disputation. Ich würde Ihnen eine bessere Gemüthsart wünschen, wenn Ihnen die ihrige nicht so gar wohl gefiele. Mir wünschen Sie — was Sie wollen; — nur nicht **ihre Gemüthsart**; es sey denn, daß sie der Herr ändere. Basel, am 11ten April 1526. als an eben dem Tag, an dem ich Ihren Brief erhalten habe.*)

*) Man sieht aus diesem Datum, daß der gute Erasmus in der ersten Hitze geantwortet hat.

A. d. U.

V.

Von der Wiederauflebung der alten Orthodoxie in Oesterreich.

Scio, vos ea, quae ad aedificationem et conservationem fidei conscribuntur, insatiabiliter legere.

Augustinus.

„Herr Doktor Urlsperger sagt:*) Offenbarlich ge„hören gegenwärtige Zeiten in denen wir leben, unter „die merkwürdigsten, die die Welt je gesehen; und „sie werden Jahr vor Jahr in ihrem Wichtigen und „Bedenklichen zunehmen. Schon nur mit einem ver„nünftigen Auge betrachtet kann man finden, daß alles „einem gewissen **Ende** zulaufe. — Erwägen wir unse„re gegenwärtige kirchliche, politische, ökonomische und lit„terarische Lage, so finden wir: Alles beynahe wird **über„reif, schädlich, vollkommen,** und erzeigt sich nicht

*) In der 2ten Beylage zu einigen vielleicht noch nicht genug bekannten Bögen, die 1784 zu Frankfurt im Druck erschienen, unter der Aufschrift: Sammlung einiger Nachrichten in Betref des in den österreichischen Staaten durch göttliche sonderbare Gnade neu aufgehenden Licht des Evangeliums ꝛc.

„sowohl fruchtbar als geil, und ist daher seinem Ende „nahe, um durch **unvermuthete Revolution** in „seinen natürlichen Weg aufs **neue** eingeleitet zu „werden, und vermittelst desselben glücklichen Anfang „**neuer** zwar anfänglich unvollkommener, aber doch „heilsamer und wahrer Vollkommenheit zu erhalten, „fähiger Dinge darzustellen. — Soweit das Auge „des natürlichen Menschen. Viel weiter dringt Chri„sten Auge. Dieser weis aus dem Wort Gottes, „und denen darin enthaltenen deutlichen Zeichen jeder „besonders merkwürdigen Zeit, daß unsere Tage die„jenigen sind, wo alles einem gewissen allermerkwür„digsten Ende, und darauf folgenden Anfange **neuer**, „doch Gottlob guter Dinge und Einrichtung schnell „entgegen eile ꝛc.

Herr Doktor Urlsperger macht hier eine Bemerkung, der wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlt. Er hat in Rücksicht der politischen, ökonomischen und litterarischen Lage der Dinge völlig recht, daß sie zu ihrem Ende eile, weil wirklich hier alles überreif und schädlich vollkommen ist. — Ich mögte ihm auch darin beystimmen können, daß sich eben so die kirchliche Lage der Dinge, nämlich die Orthodoxie ihrem Tode nahe. Allein leider ist es nur gar zu gewiß, daß der Untergang derselben nicht mehr erst zu befürchten, sondern schon gänzlich vorüber ist.

Wo ich auch hinsehen mag, so sehe ich nichts

mehr

mehr von orthodoxer Lehre, und ich wolte was darum geben, wenn mir jemand einen lebendigen Orthodoxen zeigen könnte — das heißt: Einen Mann, der die symbolischen Bücher in Haupt = und Nebenpunkten für infallibel hält, und dabey das ganze uralte kirchliche System vom Anfang bis zum Ende, nicht einmal den Kinderglauben, die Wirkung des Satans, den Exorcismus, die Wunderkraft des Gebets, und andere mit der Vernunft nicht wohl bestehende Sätze, ausgenommen, — für vollkommen richtig und heilig halte, und der anbey, wenn es die christliche Liebe befiehlt, die Gegner der Schultradition zeitlich verfolgt, um sie ewig selig zu machen.

Nur dann und wann finde ich in dem Bildersaal eines alten Dorfpfarrers die Portraite der vormaligen Orthodoxen, und in der bestaubten Bibliothek eines verarmten Antiquarius die vergänglichen Denkmäler ihrer Finger.

Habe ich mich daher wohl oben zu stark ausgedrückt, wenn ich die Klage führte, daß die Orthodoxie völlig aus unsern Köpfen verschwunden? Es fehlt so viel daran, daß schon selbst die Heterodoxie, die sich auf dem Grabe derselben angebauet, etwas altägliches und altes geworden. Sonst hatte sie wenigstens noch die anstößige Gestalt der Neuheit gegen sich; — jetzt kann sie sich schon durch die Miene der

Verjährung empfehlen; und sie kann auf ihren Kopf trotzen, der graue Haare hat. Denn sie hat ihr Alter, wie der Geburtsbrief besagt, den ich aus dem Kirchenbuche der allgemeinen deutschen Bibliothek beybringen kann, wirklich auf zwanzig Jahre etliche Monate und viele Minuten gebracht; welches sich gar nicht begreifen lässet, da sonst Mißgeburten ihr Leben nur selten lange erhalten.

Ich sehe auch nicht ein, warum man der abgelebten, und der Welt nur zur Last fallenden Heterodoxie mit einigen Herzstärkungen zu Hülfe kommen solte. Man kann sie um so lieber in ihren lezten Zügen liegen lassen, weil ihr Verlust schon anfängt reichlich ersezt zu werden, und weil eben zu der Zeit wo sie ihrem Ende zueilet, die alte gesegnete Orthodoxie wieder neues Leben bekommt, und gleichsam wie ein anderer Phönix aus ihrer Asche hervorsteigt. Vielleicht wird sich ein jeder meiner Leser freuen, wenn ich ihm von der Auflebung der uralten Orthodoxie gewisse Nachricht geben werde. Denn wer solte nicht froh seyn, einmal etwas neues zu sehen und zu hören! — Zum Glücke kann ich ihm diese Freude machen.

In Oesterreich stehet die Orthodoxie von den Todten auf, und giebt ihren Anhängern die sich täglich vermehren, den Namen **neuer Christen.** *) Man er-

*) Man findet diesen Namen sehr oft in der oben angeführten Samm-

erstaune nicht über diesen Namen — und lege ihn auch nicht übel aus. Denn er soll nicht Neulinge im Christenthum bezeichnen, das ist solche Leute, welche aus Muhamedanern Christen geworden sind, wie in Spanien — wo die neuern Christen schlechter sind als die alten, oder solche, die vormals Heiden oder Juden waren, welche ebenfalls meistens verachtet werden, weil sie weder in der Glaubenslehre recht fest, noch in der Demuth bewährt sind; sondern solche, welche aus orthodoxen Saamen erzeugt, frisch aufkeimen, und die Hofnung geben, auch ganz neue orthodoxe Früchte zu bringen. Manche haben zwar glauben wollen, daß sie darum den Namen neuer Christen bekommen hätten, weil sie die Lehre der Nikolaiten hassen; denn jenen ist in der Offenbarung Johannis verheissen, daß sie einen neuen Namen bekommen sollen, den Niemand kennt, denn der ihn empfäht; allein es ist noch nicht ausgemacht genug, ob die Lehre der Nikolaiten von ihnen gehasset werden kann, da sie solche gar nicht kennen; daher muß ihr Name blos den Ursprung haben, wie ich ihn angegeben habe.

Doch sey es mit dem Namen wie es wolle. Genug, die uralte Orthodoxie wird, wie ich schon gemeldet, in Oesterreich von neuen geboren; und die Beweise

weise müssen jedem klar vor Augen liegen, der auch nur die unvollständigen Nachrichten lieset, die ich hier mittheile.

So viel ich erfahren habe, so sind fast alle Lehrer der palingenisirten protestantischen Gemeinden in Oesterreich — nicht Söhne der Brandenburger und Sachsen; sondern der Schwaben und Franken; welche vor andern den Ruf der alten, ächten Orthodoxie bis hieher unzweydeutig erhalten haben, und denen es unmöglich zuzutrauen ist, daß sie aus der Art schlagen werden, ob sie gleich auf einen fremden Boden verpflanzt sind. Wie mir meine Nachricht sagt, so sind sie neben dem Freunde des Pietismus, — und wer hat je gehört — daß sich Pietismus mit Heterodoxie paaren. Man kennt die Pietisten: Sie schreiben alles der Gnade zu, halten sich für die größten unter allen Sündern, sprechen nur immer vom Heiland und seinem Kreuz und seinen Wunden, und vergessen doch bey dem allen nicht, ihrem auserwählten Geschlecht und ihrem Lammessinn ein Kompliment nach dem andern zu machen. Da nun die neuen Lehrer in Oesterreich Leute dieser Art sind, so ist das Vermuthung genug, daß sie nicht die Heterodoxie, sondern viel eher die alte Orthodoxie wieder urbar machen werden. Am besten aber entscheidet die geistliche Nahrung die sie ausspenden, und unermüdet mittheilen. Es ist bekannt, daß die Orthodoxie das Wasser des Lebens nicht

blos

blos aus der eigenthümlichen Quelle, sondern auch aus einem von Menschenhänden gegrabenen Brunnen schöpfet. Sie glaubte ohne Zweifel, daß die lebendige Quelle einmal vertrocknen könnte, und da war ihre Vorsichtigkeit zu loben, — hernach mußte sie auch wohl überzeugt seyn, daß das Quellwasser bisweilen trübe und unlauter wäre, und da war ihre Klugheit zu rühmen, daß sie das Quellwasser ableitete und in dem Brunnen filtrirte. Man weis ferner, daß die Orthodoxie ihren Verehrern unter Strafe in der Ewigkeit Durst zu leiden befiehlt, keinen andern als ihren Labetrunk anzunehmen, und daß sie diejenigen zur gerechten Belohnung zu Wächtern des Brunnens macht, die auch kein Tröpflein am Eimer umkommen lassen. Da nun die neuen Lehrer in Oesterreich sich eines solchen Brunnens erfreuen, sich und ihre Lämmer dahin zur Tränke führen, so ist auch ihre Orthodoxie erwiesen. Aber die Auen, auf denen sie zur Weide gehen, können uns noch besser überzeugen. Sie haben sich mit vielen Kosten in der Höhe Wiesen angekauft, wo es an Felsen und Felsengras glüklicher Weise gar nicht fehlet. Dieses magere Futter nähret nicht blos unfigürliche, sondern auch figürliche Schafe sehr gut. Dazu kommt, daß diese Kost, an der sie ihre Seelen zehren lassen, nicht junges Gras (diese kann man den Heterodoxen vorwerfen) ist; sie ist vielmehr Gras das überständig, oder wie sich Herr D. Urlsperger ausdrückt,

drückt, überreif ist. Ich frage daher alle erfahrne Botaniker und Oekonomen, ob nicht die älteste Orthodoxie ihre beste Nahrung findet, in einem Spangenberger, in einem Habermann, in einem Schaitberger, in Arnds Paradiesgärtlein? Nun diese hatte man schon lange, wiewohl nur heimlich in Oesterreich. Jetzo aber, da man öffentlich weiden darf, hat man sich auch der Zufuhr von noch mehrerern andern alten orthodoxen Lebensmitteln zu erfreuen. Nur in Jahr und Tag nämlich vom 25. May 1783 bis 31sten Oktober 1784 sind eingeführt worden: 5000 Exemplare von der **Ordnung des Heils** und der **christlichen Kindermilch.**

Die Ordnung des Heils ist eigentlich, wie meine Nachricht besagt, des in der evangelischen Kirche bestberühmten und noch in Segen blühenden, sel. Herrn D. Rambachs Ordnung des Heils, in 24- und 237 Fragen, durchaus mit beygedruckten Sprüchen heiliger Schrift erläutert und bewährt. Sie enthält ferner ein gedoppelt Spruch-A. B. C.-Buch aus einer andern Kinderschrift, — ein Gesangbüchlein für Kinder, auch von Rambach zuerst gesammlet, und bey dieser Ausgabe aus andern Kinderschriften vermehrt — ein Gebetbüchlein für Kinder, auch von Rambach; nebst einer poetischen Zugabe von Reimgebetlein und Versen über alle evangelische Feste des Jahrs — und endlich einen kurzen Inhalt der augspurgischen Konfeßion — zusammen 7 Bogen.

Die

Die christliche Kindermilch (was es eigentlich für Milch in, Schaaf- oder Ziegenmilch, kann ich nicht sagen, weil meine Nachricht schweigt,) welche einen ehemaligen Frankfurter ebenfalls wohlverdienten Lehrer zum Verfasser hatte, besteht in einem Bogen.

Ferner wurden eingeführt:

Ein Assortiment von 1664 Stück erbaulichen kleinen Schriften, Liedersammlungen und Traktätlein von alten und neuen (sc. neugewesenen) Autoren als: von Tauberer, Luther, Arnd, Spener, Frank, Steinmetz, Richter, Hähn, Woltersdorf, Schubert, Flessa, Burk, Roos ꝛc. (Luthern ausgenommen — fast alle ächt orthodoxe Pietisten).

Eine andere Sammlung von Stücken gleicher Art, von vorigen Autoren, wie auch von Bogazky, Storr, Reichel, Lenz ꝛc.

Zweytausend Exemplare **Hollazens Gnadenordnung**, und hundert Exemplare von Generalsuperintendent Hähns Predigt auf den zweyten Sonntag nach Trinitatis.

Zweyhundert und funfzig Stück meistens gebundene Exemplare von dem evangelischen Jahrgang des sel. Herrn D. Lorenz in Strasburg, nebst funfzig Exemplaren seiner Epistel-Predigten.

Funfzig

Funfzig Stück Festbetrachtungen von Herrn Stäheli aus St. Gallen in der Schweiz; und vieler Exemplare von

Der Sammlung einiger Nachrichten in Betref des in den österreichischen Staaten durch göttliche sonderbare Gnade neu aufgehenden Licht des Evangeliums; nebst einem Ueberzeichnungsplan zur Privatunterstützung dieser neu entstandnen evangelischen Gemeinden zu ihren Kirchen- und Schulenbau, wie auch zur Anschaffung der nöthigen Lehr- und Schulbücher nach dem reinen Sinn göttlichen Worts, und des augspurgischen Glaubensbekenntnisses. Frankfurt 1784 (die Quelle aus der ich schöpfe.)

Dabey ist noch zu bemerken: Daß um die Einfuhr dieser geistlichen Nahrung, die Frankfurter Partikulargesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und Gottseligkeit, das größte Verdienst hat.

Heil und Preiß dieser wohlthätigen Gesellschaft! O daß sie viele Nachfolger finden möge, rufe ich billig mit Herrn O. im deutschen Zuschauer aus; aber ich sage ihm nicht nach: „Ihr unsere Glaubensbrüder: Sendet uns (den Protestanten in Oesterreich) Bücher — die Schriften eines Feddersen, besonders sein treffliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann, — gebt uns Seilers kleines Erbauungsbuch und seinen schätzbaren Bibelauszug zu lesen — verewigt euch in unsern Schulen, mit einem Rochow,

Miller,

Miller, Rosenmüller; — laßt Köppen, Rist, und Felbiger unsere Schulmeister Schule halten, und Zerenner, Jochims und Tobler unsere Pfarrer predigen lehren — und ewigen Seegen Gottes — und unsern innigsten Dank, und dann euren Lohn! —

Einen so verkehrten Sinn kann und soll die deutsche Gesellschaft zu Frankfurt und an andern Orten nicht haben. Die Orthodoxie müßte mit sich selbst uneins seyn, wenn die Bitte des Herrn O. solte erhört werden, und dann könnte sie ja in Oesterreich nicht wieder aufleben. Es ist vielmehr mit großem Bedacht darauf angesehen und angelegt, daß gerade die Antipoden von Predigern, Schulmeistern und Büchern in dem österreichischen Kanaan Platz finden, die Herr O. haben will — und wer es nicht glauben will, der lese diesen kurzen Auszug aus einem den Frankfurter Nachrichten angehängten Brief des Herrn D. Urlspergers, dieses so hohen Beförderers der reinen Lehre in Oesterreich, und er wird überführt werden. „Es ist Zweck der Gesellschaft, sagt Herr U., den gränzenlosen, unordentlichen Ausschweifungen des Denkens sich mit Exempeln und Gründen zu widersetzen. Sie will das Alte im Ganzen so lange beybehalten, bis es erwiesen ist, daß das an seine Statt ans Licht gebrachte Neue wahrhaft besser als das Alte, und wenigern Unvollkommenheiten als solches unterworfen sey. Dies ist auch der Grund, warum die

Gesellschaft, wenn sie Gelegenheit genommen, eine beträchtliche Anzahl unterrichtender und erbauender Bücher den evangelischen Gemeinden Oesterreichs zuzusenden, lieber hiezu Schriften älterer, lange bewährter, als neuer Schriftsteller und Gottesgelehrten, ausersehen hat.

Die Gesellschaft weis zwar wohl, daß eben diese Schriften hie und da, doch nicht in wesentlichen Punkten, oder der Heilsordnung, sondern in Nebenpunkten, Verbesserung zulassen, und daß manche neuere in Vorstellungen und Ausdrücken viel feiner und zärter sind. Aber sie hält jene im Spenerischen (oder pietistischen A. d. H.) ganz biblischen Geschmacke und Ausdrücken verfaste Schriften, für dortige Gemeinden viel kräftiger, rührender, (eigentlich orthodoxer) dem gemeinen Mann brauchbarer. — Und so geht es mit den neuen Liedern just auch; denen wir ihr gutes **wenn** sie gut sind, selbst gewisse Vorzüge nicht absprechen; aber nicht glauben, daß sie unter diesen Leuten den meisten Alten vorzuziehen seyen."

Ich denke, man sieht hieraus deutlich, daß die deutsche Gesellschaft keine andere Absicht hat als die älteste Orthodoxie wieder anzupflanzen; — und daß sie ihren guten Zweck erreicht, beweisen nicht blos die schon oben bemerkten glücklich eingebrachten Bücher, sondern auch die Briefe der protestantischen Geistlichen in Oesterreich, und die Berichte der Gesellschaftsemissarien

sarien. Damit aber meine Leser um so besser in den Stand gesezt werden zu urtheilen, und sich über das neuaufgehende Licht zu freuen, so will ich hier aus ihren Briefen selbst einige Stellen ausklauben und hersetzen, welche den Leser vielleicht mehr als mein bisheriges Lob mit dem wohlthätigen Geiste dieser verklärten Orthodoxie vertrauter zu machen dienen. Wie glücklich wär' ich, wenn ich etwan selbst durch diese Auszüge den neuen Orthodoxen einige Proselyten zuführte.

I.

Bericht an die deutsche Gesellschaft aus Linz unterm 5ten Oktober 1783.

„Die Wahl zum Prediger nach Gosau fiel auf den Candidatum Theologiae, Herrn Julius Theodor Wehrenpfennig, aus Regenspurg gebürtig; als von welchem diejenige, die ihn persönlich wohl zu kennen Gelegenheit hatten, urtheilten, daß sein Bestreben dahin mit Ernst gerichtet seyn würde: durch die **Gnade des Ober- und Erzhirten Jesu Christi***) einen treuen Unterhirten seiner ihm anzuvertrauenden Gemeinde abzugeben. — Er wurde im Schartner Bethaus, von dem Herrn Superintendent Thielisch, mit Beyziehung des Herrn Senior Felbingers, evan-

*) Alle Stellen die hier mit gröberer Schrift gedruckt sind, sind es auch in den Frankfurter Nachrichten.

gelischen Predigers zu Wels, dann Herrn M. Käst-
ners, Predigern zu Goisern, auf eine feyerliche Art
zum Predigtamt eingesetzt. — Nach Absingung ei-
niger Lieder betrat der Herr Superintendent die Kan-
zel, und hielt nach seiner bekannten Beredsamkeit ei-
ne sehr zweckmäßige und rührende Predigt über
1 Korinth. 4, 1. Darauf hielt derselbe auch einen vor-
treflichen Ordinationssermon. — Jetzt nahm der Or-
dinationsaktus seinen Anfang; wo unter andern der
feyerliche Eid sich auszeichnete, den der neuangehen-
de Prediger ablegen mußte. — (Wie glücklich ist
man in Oesterreich, daß da der Prediger solenn auf
die Orthodoxie schwören muß, da man in andern Län-
dern nur mit der Hand oder schriftlich angeloben
läßt.)

2.

Auszug aus der ausführlichen Nachricht des Herrn Pastor Hahns zu Kemmathen, vom Zustande der dasigen Gemeinde.

— Viele dieser Leute (der Protestanten daselbst)
sind ein Same und Nachkömmlinge solcher Voreltern,
welche vor 200 und mehrern Jahren der evangelischen
Religion ebenfalls zugethan waren. Andere sind oh-
ne Zweifel durch das Wort, Unterricht und Beyspiel
jener, vornämlich aber durch die evangelischen Schrif-
ten eben dieser Gesinnung und Ueberzeugung theil-
haftig worden. Auch die Kriegsgefangenschaft preus-
sischer

fischer Truppen, in dem Krieg von 56 bis 63 mag in den neuesten Zeiten zur Erweckung und Aufsteckung **neuen Lichts** in jenen österreichischen Provinzen ein ziemliches beygetragen haben. Indessen waren aus Mangel eigner Lehrer und hinlänglichen Unterrichts, ihre Religionserkenntnisse sehr schwach, unvollständig und mit mancher Unrichtigkeit (Heterodoxie) vermischt. Doch erkannten sie aus dem Worte Gottes und einigen wenigen Schriften, z. E. Spangenbergers, Scheitbergers, Habermanns, rc. gleichwohl so viel: Daß der **evangelische** Glaube der richtige sey, und am meisten mit jenem übereinstimme.

Was die Berufung eines Predigers anlangt, so lenkte sich desfalls der Sinn dieser Leute vorzüglich auf eine dazu tüchtige Person aus dem **Würtembergischen.** Aus was für einer Veranlassung sie mit ihrer Neigung gerade dahin verfielen (doch wohl auf Veranlassung der um die reine Lehre besorgten Emissarien) ist uns zwar nicht bekannt; doch war sie standhaft, maßen sie zu **andern Vorschlägen** von sonst würdigen Gönnern, sich nicht entschließen konnte; vielmehr bey ihrem Vornehmen einen **Candidatum** hiezu aus **Würtenberg** zu suchen, beharrete. Nun wurde ihr von ihrem Schullehrer ein solcher **unter seinen Landsleuten** vorgeschlagen — dieser von ihr — im besten Zutrauen — sofort erwählt — das Berufungsschreiben auf seine Person

ausgefertigt — an ihn abgeschickt — angenommen — aber auch wieder aufgesagt. Nunmehr war es desto dringender, auf bald mögliche anderweite Auskunft zu denken, und Herr Magister Sick, der eben um diese Zeit versprochener Bräutigam mit einem Frauenzimmer aus seinem Vaterland gewesen, und solche abzuhohlen im Begrif stunde, wendete sich mit seinem Zutrauen an S. T. des Herrn Kanzlar und Konsistorialraths le Bret Hochwürden in Stuttgard, um dießfalsigen geneigten Rath und Vorschlag. Wohlgedachten Herrn Kanzlars Gemüthe wurde bey diesem Vorfall und Ansuchen, sobald auf die Person des Eingangs schon ermeldten Herrn M. Christian Tobias **Hahns**, welcher zu der Zeit Vikarius bey seinem Bruder dem Herrn Pfarrer in Echterdingen war, gelenkt; und da er den Ruf angenommen, so traf er in Kemmathen unter der allwaltenden gnädigen Obhut Gottes glücklich an, und wurde von der Gemeinde als ihr nunmehriger geistlicher Hirte mit allen Freuden aufgenommen.

Endlich schließet der Herr Pastor Hahn, da er alle die Umstände in herzliche Erwägung gezogen, unter welchen er durch **göttlichen sonderbaren Beystand** die Gemeinde zu Kemmathen nicht allein zu ihren Bestand gebracht, sondern auch einsweilen in solche Verfassung (d. i. in eine gute) gesetzt hat, mit folgenden Aeusserungen, mit welchen auch wir (die

Frank-

Frankfurter Partikulargesellschaft) hier den Schluß zu machen, für sehr zweckmäßig halten.

„Man erlaube mir, (sagt er) den Gedanken zu äussern, den ich bey dieser Beschreibung habe. — Gott hat sein Reich von jeher durch schwache Werkzeuge fortgeführt: — Durch Hirten, Fischer, Zöllner ꝛc. und er thut es noch, und wirkt nach seinen Wohlgefallen, zum Ruhm seiner herrlichen Gnade. — — Nicht durch Gelehrte und Mächtige, sondern allermeist durch die allerschwächste und unscheinbarste Menschen: — auf daß sich kein Fleisch vor ihm rühme. — Ja ihm dem Seligen und Alleingewaltigen, dem König aller Könige, und Herrn aller Herrn — dem sey Ehre und ewiges Reich, Amen.“ (Man sieht wohl, daß Herr Pastor Hahn nicht unter diejenigen gehört, welche die laute Lob- und Dankpreisung Gottes wegen des Seegens, womit ihre Arbeiten gekrönt werden, als ein Mittel erwählen, unsäglich viel Gutes von sich bekannt zu machen, und dadurch alle Kluge zu den Argwohn veranlassen, daß sie eigentlich nicht dem lieben Gott eine Verbeugung, sondern nur sich ein Kompliment machen. Er gehört zur Klasse der fromm orthodoxen Frankfurter Partikulargesellschaft.)

Auszug Schreibens unsers reisenden Freundes an die deutsche Gesellschaft z. B. r. L. u. w. G. d. d. Linz, den 24. Augusti 1783.

Die verschiedenen Bücher, die unschätzbare Predigt von Vergebung der Sünden, — die von Wernigerode, — habe ich bestens auszustreuen gesucht, auch von lezterer ein Kistgen einer **begnadigten Baurenfrau** gegeben, die solche wiederum nach und nach unter **erweckte** Seelen austheilen wird. — Diese Frau ist durch die Schriften eines seligen Bogazky u. a. m. zu einer solchen brennenden Liebe **zum Herrn Jesu** gekommen, daß es Freunde und Feinde öffentlich bekennen: Sie sey eine **wahre** (i. e. neue) Christin.

Ein unschätzbarer Herr Doktor **Lorenz** wird mit denen für hiesige Landen bestimmten Predigtbüchern auch viel herrlichen Seegen stiften. — Biblen, Gebethbücher, nebst allerley geistreichen, grössern und kleinern Schriften **bewährter Art**, und in reicher Anzahl, würden dermalen ein eben so **nöthiges** als **gesegnetes** Mittel seyn, um die noch schwache und **unerfahrne Säuglinge** im Christenthum, **vor dem traurigen neuen Modeschwindelgeist** — der das alte, wenns auch das **gegründetste** und **köstlichste** wäre, zu **verdrängen** sucht, und in **manchen Gegenden** bereits **eingeschlichen** und um sich zu greifen angefangen — zu bewahren. Bethen Sie

also desto eifriger für die neuen von dieser Seite bedrängten Gemeinden, und auch für die neuen Lehrer — die doppelten Muth, Weisheit und selbst eigene Herzenserfahrungen so nöthig haben — und auch für mich, als Ihren allerschwächsten Mitpilgrim nach dem freyen Jerusalem dort Oben 2c.

Auszug aus dem Bericht unseres reisenden Freundes von seiner Sommerreise des 1783sten Jahres an die gesammte deutsche Gesellschaft d. d. 5. Oktober.

Weilen ich zum Herrn Pastor Kästner in Goisern, an den salzburgischen Gränzen nicht kommen konnte, so schrieb er an mich unterm 15ten Augusti folgendes:

„Ich habe endlich die Reizischen Kommunionbüch-
„lein, nebst den anderen vielen erbaulichen Trak-
„tätlein aus der Zensur des Welser Kreißamtes
„(vermuthlich ist auch die Zensur durch sie bekehrt
„worden) erhalten. — Ich wünschte, daß Sie die
„Freude der Empfänger mögten mit angesehen, und
„ihren Dank und Händedrücken Selbst empfangen
„und gefühlet haben. — Die Kommunionbüch-
„lein theilte ich unter die dürftigsten Katechume-
„nen aus; und jene Erneuerung des Taufbundes
„lernten sie, und sangen sie dann vor und nach der

„Konfirmation — ganz allein und sehr rührend.
„Dann folgte das heilige Abendmahl. — Das
„Hören im Bethhause, und das Lesen und Forschen zu
„Hause geht noch immer gleich stark fort. Das Wort
„Gottes (der Herr Pastor versteht ohne Zweifel die
„erbaulichen Traktätlein darunter) wohnet nun schon
„reichlich unter uns. —

Auszug Schreibens Herrn Pastor Tritschlers in Pilling an S. H. Herrn D. Urlsperger in Augspurg, d. d. 24. Nov. 1783.

Vor die von Ew. — an mich übersandte gedruckte Nachrichten unterschiedliche österreichische Gemeinden betreffend, danke gehorsamst. — Wenn übrigens **mein und meiner lieben Frauen** darinnen mit vieler freundschaftlicher Gewogenheit **gedacht wird**; so soll uns dieses weit entfernt von eitler Einbildung darauf, vielmehr zu beständiger Ermunterung dienen, durch Gottes Gnade dem guten uns ertheilten Zeugnisse täglich würdiger zu werden. — Durch Herrn Pastor Eisenbach in Efferdingen erhielte ich mehrere Exemplare der **schönen Storrischen Predigten über die Rechtfertigung**, wovon ich vor mich selbst (der Herr Pastor mag vermuthlich noch nicht recht fest seyn in diesem Punkt) und vor meine ganze Gemeinde, den besten Nutzen hoffe, und sie zum Lesen unter die lehrbegierigsten Glieder nach und nach ge-

langen lassen will. — Den daraus entspringenden Seegen schreibe Gott demjenigen hohen Gönner (Herrn D. Urlsperger der ein so gesegnetes Werkzeug des alten Kirchenglaubens ist) hinwiederum zum Seegen an, der damit unter uns gesegnete Aussaat zu machen verlanget. —

Auszug Schreibens T. Herrn Superintendent Thielisch in Scharten an einen unserer Freunde in *** d. d. 21. Januar 1784.

Endlich gewinne ich so viel Zeit, Ihnen auf ihre mir so angenehmen Briefe nicht nur zu antworten — sondern auch für das Geschenke der Neuen Testamente, und der vielen **übrigen kleinen Büchlein** — den größten Dank abzustattten im Namen der ganzen Gemeinde. — Schicken Sie nunmehro die übrigen **Frankfurter Büchlein.** Ich werde nicht ermangeln den **Plan der Gesellschaft** (welch ein Glück, daß selbst ein Herr Superintendent ein treu ergebner Diener der deutschen Congregatio pro propaganda fide orthodoxa ist!) für die Mooser und Pillinger Gemeinde so viel möglich zu unterstützen, und solche durch ein Circulare denen sämtlichen Herren Predigern zu empfehlen ꝛc. —

Auszug

Auszug Berichts an die Gesellschaft ꝛc. von unserem reisenden Freund in *** d.d. 20. May 1784.

Die von der werthen Frankfurter Partikulargesellschaft für die österreichische evangelische Gemeinden bestimmte, in etliche tausend Stücken bestehende Büchlein — **Ordnung des Heils** und **christliche Kindermilch** betitelt, sind nicht nur **glücklich** (ach welch ein Schade, wenn sie unterwegs ertrunken oder verlohren gegangen wären!) in die Hände des Herrn Superintendent Thielisch gekommen, sondern auch vielfältig in allen Gemeinden ausgetheilt, und **manche** zum Beßten der Pillinger Gemeinde verkauft worden; wiewohl es in Ansehung dieses letzten Punkts ziemlich schwach hergegangen, da die Leute eben größtentheils unter großer Armuth und Lasten liegen, indem sie zum Bauwesen, zu Unterhaltung ihrer Kirchen- und Schullehrer, ja selbst an die katholische Geistlichkeit, so viele Gebühren zu entrichten haben, daß denen **Aermern wenigstens** solches alles **schon unerschwinglich** fallen will. (Die armen Leute solten doch immer gerne am Leibe darben, da ihre Seelen so theuer ernährt werden.)

— „O könnte ich Ihnen doch nur alles ganz genau erzählen, mit allen den Empfindungen meines Herzens erzählen, die mir oft hiebey (bey der glücklichen Widerauflebung der uralten pietistischen Orthodoxie) aus Gnaden gegönnt werden. — Ich erstaune,

ne, und weis nicht, warum gerade ich; aus unbegreiflicher Erbarmung meines hochgelobten Heylandes, die Wunder unter seinem erlößten Volke sehen, und über ihr Glück mit frölich seyn darf. Ja! für bloße freye Erbarmung muß ich es ansehen."

Von den ersten Apostel- und Christenzeiten findet man in diesem Lande einen kleinen Abdruck; theils in Absicht der unter ihren Feinden aufblühenden Gemeinden; — theils in Absicht der Zerstreuung einzelner Familien und Personen, die ihren Glauben öffentlich bekennen; theils in Absicht der Kraft des Wortes Gottes, die sich mächtig regt und bewegt; zum Beweis, daß der alte und erste Gottesgeist noch wirksam ist. —

Auszug Schreibens eben desselben d.d. 12. Jun. 1784.

O! mein geliebtester Bruder! Ich beuge mich billig in tiefsten Staub, über die Gnade, die mir der Herr auf meiner letzten Reise erwiesen. — Ach könnte ich nur seine Wunder alle erzählen, und von einem Tag zum andern verkündigen — was großes er an seinen Kindern in den neuen Gemeinden thut! Doch hiezu bin ich viel zu schwach und unvermögend. — Gönnt mir mein Erbarmer in der Zukunft noch mehrere Erfahrungen, so will ich sie gerne mittheilen. Er mache nur das Wörtgen wahr, was einer seiner bekannten treuen Knechte auf der Reise sang:

sang: „Und was wir gebethet, gelehret, erbaut; das werde dereinsten **vor deinem Throne laut.**“ (O welch ein mustermäßiger, demüthiger Schäfleinssinn!!) Erbitten Sie mir **auch** über alles nur **Barmherzigkeit** vor dem Herrn; so **genüget mir** (einstweilen auf Erden).

Durch unsern Freund *** habe auch noch allerley Bücher die Sie ihm übergeben, erhalten, die ich bestens verschenken will. — Leben Sie wohl — Jesus Christus **unser Herr**, stärke und erfreue Sie! — Das ist doch **das Leben** unseres Geistes, bis wir **ihm** vor Seinen, am **Kreuz** für uns durchbohrten Füßen, ewig Dank bringen dürfen ꝛc.

Auszug eines Schreibens etlicher Schüler zu Neufahrn an den reisenden Freund ***.

Wir Schüler zu Neufahrn nehmen uns die Freyheit, etliche Zeilen an Dieselben zu schreiben, um vor die schönen Bücher, die uns von Denenselben und einer **vornehmen Gesellschaft in Christo** (in Christo ist wohl weder Knecht noch Freyer, sondern allzumal einer; aber einem guten orthodoxen Schulmeister ist es erlaubt, seinen Schülern christliche Komplimente zu diktiren) sind geschenkt worden, unsere nochmalige gehorsamste Danksagung zu bezeugen. — Wir wollen uns immer besser suchen zu bestreben, durch Gottes Beystand nicht nur in der **buchstäblichen**,

sondern

sondern auch vorzüglich in der lebendigen, geistlichen Erkenntniß zu wachsen, damit wir **wirkliche** Schafe des Herrn Jesu werden, und als solche zu seiner Heerde gezählte, unter seinem Hirtenstab auf einer grünen Aue geweidet und getränket werden mit lebendigem Wasser. — O! gros ist seine Gnade, der uns hat angesehen und aufgehen lassen ein Licht, welches uns zeiget den Weg der zur ewigen Seligkeit führet. Er hat auf uns arme Kinder die in der Irre giengen geblicket, und hat uns einen **Ort** gezeigt und angewiesen, wo der Grund der **wahren Lehre Jesu** geleget wird ꝛc. —

Hiezu machen die Verfasser der Nachrichten die Anmerkung: Wiewohlen aus dem bisherigen Abschnitt dieses Schreibens unschwer abzunehmen, daß es nicht ein Aufsatz der unterschriebnen Kinder sey, sondern solcher von einem ihrer Lehrer herrühren müsse; so erhellet doch zugleich daraus so viel: **„Nach was für Grundsätzen jene von diesen** unterrichtet, und **worauf sie vornehmlich gewiesen** werden.“ — Um deswillen wir auch dieses Schreiben nicht hinweglassen wollen. (O Dank den Herren Frankfurtern, daß sie uns darüber Nachricht geben, daß auch die zarten Lämmer auf die Orthodoxie gewiesen werden!!)

Bericht Herrn G. F. Kuhns, Schullehrers zu Edt, vom 30. Junius 1784.

Nachdem ich durch göttlich allweise Vorsehung, und auf Empfehlung von Gönnern, von den hiesigen Gemeindsvorstehern zu ihren Schullehrer angenommen war, so kam ich auf Michaelis 1782 hier an. — **So ungebahnt und finster** es noch aussahe, so machte ich doch Gelegenheit, eine Werkstatt des Herrn zu Stande zu bringen. — Wie viel saure Mühe, Angst und Sorgen bey dieser neu einzurichtenden Schularbeit sich ereignet hat; will einem jeden christlichgesinnten zur Ueberlegung anheimstellen. — Mich wolte oft selbst dünken — **wenn ich an den Anfang gedenke**, daß es **fast unmöglich** solte gewesen seyn, in so **kurzer Zeit** das zu Stand zu bringen wie es wirklich ist. Ich mußte offenbar erfahren und sehen, daß die Hand des Herrn mitwirkte; so daß es nun soweit gekommen, daß, — **ohne Beylegung eigenen Ruhms**, — man von meiner Schule fordern darf und kann, was von einer deutschen evangelischen Landschule zu verlangen **üblich ist.**

Die Anzahl meiner wirklichen, schulfähigen Kinder ist 208; worunter 50 Arme befindlich sind, welche aus Mangel der Lebensmittel die Schule nicht besuchen können; wiewohlen noch von 15 dergleichen kein Schulgeld verlange, sondern sie umsonst unterrichte.

Wiewohlen ansonsten meine einzige Absicht ist, keine zeitliche Schätze noch gute Tage in hiesigen Landen zu suchen, sondern meine ganze Gesinnung und Thun vielmehr dahin zielet: Der Jugend nach äussersten Kräften den rechten Grund der evangelischen Lehre beyzubringen, so kann doch gar nicht verhalten, daß mir das gleichwohl auch wehe thue, daß dem ungeachtet so wenig Achtung und Erkenntlichkeit für meine getreue und viele Mühe genieße; so daß wenn mich **nicht einer größern Belohnung dermaleins getröstete**, meine Geduld und Standhaftigkeit gar wohl Schaden hierunter leiden könnten. —

Bey der Einführung meiner Schüler in die neuerbaute Schule — stellte ich ihnen vor: Wie viel größere und überschwengliche Freude es für mich und sie seyn würde, wenn sie auf der bisher bezeichneten Bahn dahin gelangten, daß wir miteinander dereinst **einen eben so gemeinschaftlichen Einzug in den Himmel** hielten. — Da dann in Ansehung ihrer hinwiederum der Zuruf erschallen würde: Thut die **Thore** auf, daß hereingehe das **gerechte Volk**, das **den Glauben bewahret.** — In Ansehung seiner aber würde es heißen: Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenig getreu gewesen, ich will **dich über viel setzen**, (zum Professor Primarius machen). Gehe ein zu deines Herrn Freude!

* Dabey machen die Herren Frankfurter wieder diese Anmerkung: Daß wir diese, und andere ähnliche Stücke, nicht etwan als Muster der Wohlredenheit, oder zu einem andern **blos** scheinbaren **Zweck** in diesen Sammlungen einführen — werden unsere Leser von selbsten zu ermessen belieben. Hingegen die **meisten** derselben wohl auch diesem unserm Wunsch beystimmen: Daß Gott **diesen** und alle **andere gleichgesinnte Schullehrer** in denen dortigen **neuen** evangelischen Gemeinden, in allem, aus der Gnade des **reinen** Evangelii fließenden Guten immer mehr stärken — anbey verhüten wolle, daß nur **keine weniger tüchtigere**, noch weniger **treu** und **redlich meynende** (heterodoxe) Männer, unter die daselbstige Schulheerden versetzt werden mögen. —

Auszugschreibens von Herrn Magister Sick, Schullehrer in Kemmathen, an unsern reisenden Freund in *** d. d. 23. Nov. 1784.

— Noch mehr halte ich es für Pflicht, Ihnen zu melden, wie ich bey meiner kleinen Schuljugend, die **Bücher** indessen benutze, welche wir durch Dero gütigste Vorsorge erhielten.

Die Gesänge, welche in der **Ordnung des Heils** vorkommen, werden in der **Schule** täglich sowohl Morgens

gens als Abends gesungen. — Ich gebrauche die Lieder auch zu denen Leseübungen. — Die Ordnung des Heyls selbst aber lasse ich auswendig lernen. —

Fast habe ich mehr ausgeklaubt, als ich im Anfang Willens war. Aber da des Guten nie zu viel geschehen kann, so werden meine Leser nicht mit mir zürnen. Sie sind nun einigermaßen in den Stand gesetzt, es jedem der da zweifeln wolte, ob denn das Gerede von der Wiederauflebung der uralten Orthodoxie in Oesterreich wahr wäre, aus Urkunden zu beweisen; — aber was solte sie auch hindern, sich mit mir darüber zu freuen, daß die reine Lehre durch den mächtigen Vorschub und die werkthätigsten Bemühungen der deutschen Gesellschaft in katholischen Ländern, in denen es noch so viele Jesuiten giebt, wieder Wurzel schlägt, da sie in protestantischen beynahe ganz ausgestorben ist. Es scheint mir, daß man auf diese wichtige Katastrophe nicht Aufmerksamkeit genug haben könne, und daß man nichts mehr wünschen müsse als daß das neue Licht, welches gegenwärtig in der Finsterniß aufgeht, bald seine Strahlen auch zu uns, die wir in der Abenddämmerung umhertappen, schicken möge.

VI.

Ueber die Religionen in der Welt. —

Von einem Latitudinarier. *)

„Gott hätte bey allem seine Hand im Spiele: Nur bey unsern Irrthümern nicht?“

Leßing.

Die Vervollkommnung unserer Kräfte ist der Zweck unsers Daseyns, und Religion und Tugend sind nichts als bloße Mittel dazu. Die Verschiedenheit der Religionen ist nur Verschiedenheit der Mittel zu verschiednen Graden und Arten der menschlichen Vollkommenheiten. Wenn aber die höchste Vollkommenheit des Ganzen verschiedne Grade der Vollkommenheit der einzelnen Theile nöthig macht: Warum sollen nicht **alle** Irrthümer eben so nothwendig und nützlich in der geistigen Welt seyn, als Schmerzen in der physischen — und wenn jedes **Uebel** im Grunde nicht

*) Dieser Aufsatz enthält nichts wenigers als das Glaubensbekänntniß des Verfassers der Raffinerien; — er soll blos manche Leser mit den Meynungen der neuern Latitudinarier bekannt machen.

nicht ein Uebel, sondern nur ein kleineres Gut, jedes Laster im Grunde nicht ein Laster, sondern nur eine geringere Tugend ist: Warum wollen wir eine Religion falsch und verdammlich nennen, deren Anzahl wahrer Lehrsätze im Grunde nur **minder** gros, deren Wirkungen nur **minder** heilsam sind. — Wenn sich der Grönländer anstatt des Glanzes der Sonne nur mit dem Lichte der Nordscheine begnügen muß: so sind wir weise genug, Gottes Weisheit in dieser Einrichtung zu bemerken; wenn er aber anstatt der Erleuchtung der Wahrheit nur den falschen Schimmer eines angenehmen Irrthums kennt: Warum wollen wir nicht noch weiser seyn, um Gottes Weisheit in dieser Einrichtung nicht zu verkennen? — Man hat zur Rechtfertigung der Vorsehung so oft den Nutzen der physischen Uebel gezeigt; ich wolte lieber, man hätte den Nutzen der moralischen besser gezeigt, und das Laster und den Irrthum mehr mit einem philosophischen als andächtigen Auge betrachtet. —

Ich will einiges vom Nutzen der vielen Religionen sagen. — Betrachtet einen Wilden, der keine, nicht die schlechteste Religion kennt: Was thut er? Er fischt, er jagt, er nährt sich, er kriegt und befriedigt einige thierische Begierden und den Hang nach Thorheiten. Er ist so wenig Mensch, daß er sich kaum vom Thier unterscheidet. Er ist unbesorgt we-

gen der Zukunft, und vergißt sie im Genuße des Gegenwärtigen. Seine Begierden haben nichts als die schlechtesten Lüste zum Endzweck, und das Gefühl eines gegenwärtigen Bedürfnisses ist kaum stark genug, ihn zur Abhelfung desselben thätig zu machen. Aber wir wollen ihn einen Gott in der Sonne sehen, und einen Himmel hinter den Wolken erwarten lassen. Nun hat er sich sichtbar verbessert — er betet an. Er will sich die Liebe seines Gottes erwerben; er schreibt sich gewisse Pflichten vor; er legt in seine Handlungen mehr Endzweck: er giebt seinen Begierden mehr Ausdehnung, und richtet seine Wirksamkeit stärker auf die Zukunft. Das Gefühl der Abhängigkeit macht ihn behutsamer und ehrerbietiger; bevorstehende Gefahren erwecken in ihm Bewegungen der Furcht vor seinem Gott, und überwundne entzücken ihn zu Ausbrüchen des Danks gegen denselben; die Hofnung eines andern Lebens stärkt seinen Muth im Streite, und seine Standhaftigkeit unter den Grausamkeiten seiner Besieger. Die Menschen, welche vorher nur Gegenstände seiner Geschlechtslust, seiner Furcht u. s. w. waren, theilen nun mit ihm die Anbetung desselben Gottes, die Annehmung derselben Irrthümer, die Hofnung desselben Himmels. — Seine Meynungen können falsch, lächerlich und abgeschmackt seyn: Was thut's? Wird nicht eben dadurch die Ideensphäre seines Geistes mehr erweitert,

und

und die Bilder seiner Phantasie mehr vervielfältigt? Er kann nun tugendhaft seyn; er kann wenigstens lasterhaft seyn: Vorher konnt' er keines von beyden seyn. Es ist vielleicht besser, Gesetze übertreten als keine haben, irre und rückgehen als stillesitzen, und lasterhaft als gar nichts seyn. Da das Laster nichts als die Wirkung der unverhältnismäßigen Ausbildung der Seelenkräfte ist: so ist der unfehlbar der Vollkommenheit näher, welcher eine Seelenkraft mehr als die andre ausbildet, als derjenige, der keine ausbildet, und es gehört mehr Kultur des Geistes dazu, sich das Verbot einer Sache vorzustellen, die Wichtigkeit desselben durch Scheingründe zu entkräften, die That zu wählen und auszuführen, als alles dieses nicht zu thun, und sich ohne eigne Anstrengung blos den Wirkungen zu überlassen, welche jeder Gegenstand der niedrigern Begierde in dem begehrenden Wesen erregt. Vielleicht ist die Moral der nicht christlichen Religionen ein Gewebe von unnützen Forderungen; aber sieht man denn nicht, daß eben dadurch ihre Verehrer in einer nützlichen Folgsamkeit geübt werden, daß weniger das Aeusserliche der befohlnen Handlung, als das Innerliche ihres Urhebers zu dem Nutzen geschlagen werden müsse, den jede Religion bey ihrem Verehrer bewirkt, und daß der, welcher die Tugend in ihrer falschen Gestalt anbetet, auch fähig sey, sie in ihrer wahren anzubeten? — „Aber die

Vorschriften der meisten nichtchristlichen Religionen sind nicht blos unnützlich; sie sind auch schädlich; sie gebieten nicht blos das Ungereimte, sondern auch das Laster. Wenn der Nichtchrist z. B. sein Kind seinem Gott zu einem Opfer verbrennt — befördert dann seine Religion, die diese Unmenschlichkeit verlangt, seine Tugend?“ Man kann hierauf antworten, wenn man frey antworten darf: Vergleicht einmal jene bekannte Handlung des Abrahams mit der verabscheuten Handlung des Nichtchristen — jene soll dadurch nichts von ihrer Güte, aber wol diese etwas von ihrer Abscheulichkeit verliehren. Warum wird der Abraham, welcher seinen Sohn als ein Brandopfer nach dem Befehle Gottes schlachten will, so sehr erhoben? Darum: Er wählt unter kollidirenden Pflichten diejenige, welche die wichtigste und also allein Pflicht ist; er opfert der Liebe seines Schöfers die Liebe seines Sohnes auf, und ist taub gegen die Stimme der väterlichen Empfindung, um der Stimme des gebietenden Schöpfers zu gehorchen; ja er ist bereit einen Sohn zu tödten, der nicht blos sein Sohn, sondern die Stütze seines Alters, der Zeuge seiner Tugend, der Lohn seiner Rechtschaffenheit, und der Erfüller seiner Hofnungen ist. Betrachtet den Heiden, der sein Kind opfert; er thut beynahe dasselbe. Sein Priester befiehlt ihm sein Kind in den Armen des Götzenbilds zu verbrennen, in welchem er die sichtbare Gestalt

sei-

seines Gottes anbetet. Er unterdrückt nun die väterlichen Empfindungen durch die Stärke der religiösen; und ziehet in dem scheinbaren Widerspruche seiner Pflichten diejenige vor, die ihm die wichtigste scheint und die die schwerste ist. — Kurz er beweiset gegen seinen Gott eifrige Liebe. Aber warum tadelt man ihn doch? Deswegen, weil er diese Liebe gegen einen Gott äussert, der nicht der wahre ist, d. h. der mit keinem jüdischen oder christlichen Namen benennt, und von seinen Verehrern nicht unter einem körperlichen Phantasienbild, sondern unter einer wirklichen, sinnlichen Figur gedacht und angebetet wird? *) Jener Heide ist tugendhaft, aber er irrt; er verschwendet die Beweise seiner Liebe und Aufopferungen nur dem Wesen, das er kennt. Aber sollen die Verirrungen seines Verstandes die Tugenden seines Herzens strafbar machen? Soll ihn Gott für lasterhaft erklären, blos weil er gegen einen falschen tugendhaft gehandelt hat? — Ich weis nichts davon — ich weis, daß jene Handlung beym Abraham eine Tugend ist; aber daß dieselbe Handlung bey einem Abgötter ein schwarzes Verbrechen ist, das glaub' ich nicht. — Eben dasselbe läßt sich in Rücksicht der übrigen Laster sagen, die die nichtchristlichen Religio-

*) Bey dem erstern steht die sinnliche Abbildung des Gottes blos im Kopf, bey dem andern steht sie auser demselben auf einem Postament von Stein.

nen zu gebieten scheinen. „Aber so lassen sich alle Verbrechen rechtfertigen. Ihr Urheber braucht nur gute Absichten zu haben, um ungestraft bös handeln zu können.“ Allein setzt das Gegentheil, und die Verwirrung wird noch größer! Wenn zur Güte meiner Handlungen noch etwas anders als meine Absichten erfodert wird, wenn das Aeussere der That meine Moralität bestimmt: So ist meine Tugend ein Raub der äussern Umstände; so bin ich niemals gewis, ob ich eine gute Handlung verrichte, denn ich weis ja nicht, ob sie der Zufall gut läßt; so hängt meine Zufriedenheit von dem ungewissen Erfolge meiner Tugenden, und mein moralischer Wachsthum von dem öftern Daseyn eines glücklichen Zufalls ab. Wenn die Moralität meiner Handlungen nicht in meinen Absichten gegründet ist, so weis ich niemals, ob mein Herz gut ist, denn mein Verstand kann irren, kann meinen redlichen Eifer durch die unwahre Darstellung des begehrten Gegenstandes bis zur Umarmung des Lasters täuschen. Wir zweifeln oft mit Recht, ob wir weise sind; macht uns doch nicht eben so zweifelhaft, ob wir gut sind — und laßt uns nicht durch unsre Irrthümer unsre Tugenden anklagen, sondern durch diese jene entschuldigen. — Doch ich komme zu weit ab.

In den meisten Religionen findet man diese Hauptsätze: es ist ein Gott und ein Leben nach dem Tode;

Tode; in jeder findet man sie anders ausgedrückt, in andre Bilder verkleidet, mit andern Begriffen vermischt; allein in allen findet man ihren heilsamen Einfluß auf die Tugend. — Jeder leiht seinem Gott die Eigenschaften, die er an sich am meisten schätzt; eben so jedes Volk. Jedes legt aber den Vollkommenheiten den meisten Werth bey, die es am nöthigsten braucht, die es am längsten gekannt hat. Dasjenige Volk, dem durch immerwährende Kriege die kriegerischen Tugenden sind nöthig und schätzbar gemacht worden, wird der Leibesstärke überall den Vorrang lassen; es wird also aus seinem Gott einen Herkules machen, es wird aus demselben das Ideal der größten Tapferkeit machen, um ihn mehr anbeten, um mehr von ihm hoffen zu können. Je weniger nun eine Nazion aufgeklärt ist; je weniger sie sich aus dem Stande der Wildheit und Barbarey herausgearbeitet hat; je weniger ihr Klima und ihre Verbindungen mit andern erlauben, die Sorgen für die Bedürfnisse des Körpers mit den Sorgen für die Bedürfnisse des Geistes zu vertauschen, und den Werth der geistigern Vollkommenheiten durch die Bearbeitung derselben kennen zu lernen: desto geringere Eigenschaften wird das Ideal bekommen, das sie sich von Gott bildet; desto leichter wird sie ihm Fehler beylegen, die sie an sich schätzt; destomehr werden ihre Begriffe vom göttlichen Wesen widerspre-

chend

chend werden; und desto häufiger wird sie sein Bild in der Schöpfung vervielfältigt, und sogar in geringern Dingen abgedruckt glauben. — Wird aber dadurch der Verehrung des Schöpfers etwas entzogen? — Liebt der Indianer Gott, den er in der Sonne anbetet, nicht eben so sehr nach seinen Kräften, fühlt er die Größe des Größten nicht eben so sehr nach seinen Kräften als der Philosoph, welcher sich Gott nach reinen Vernunftbegriffen, als den Inbegrif alles Vollkommnen, als die Quelle aller Wesen denkt? Oder soll jener weniger tugendhaft seyn, weil er Gott die Vollkommenheiten nicht giebt, die er nicht kennt, und von ihm nicht größer denkt, als er kann? Oder deswegen, weil er anstatt eines dunkeln Bildes in der Phantasie, das entweder ein körperliches oder gar keines ist, das glänzende Bild, die Sonne wählt, und nicht Kraft genug hat, sich den Schöpfer noch vortreflicher als sein vortreflichstes Werk vorzustellen? —

Der Satz von einem Leben nach dem Tode ist bey aller seiner Verunstaltung eben so nützlich wie der vom Daseyn Gottes. Jedes Volk bildet sich seinen Himmel nach dem Theil der Erde, den es bewohnt; es erwartet da die Freuden, die es durch sein Klima u. s. w. zwar kennen lernte, aber nicht oft, nicht reichlich genoß. Jedes muß also im Himmel eine andre Glückseligkeit suchen, weil jedes eine andre auf der

Erde

Erde kennt; und dasjenige, welches nur mit den Reizen der sinnlichen Wollüste bekannt ist, wird im Himmel den Genuß reiner und geistiger Vergnügungen weder erwarten noch begehren. Der alte Deutsche schränkte seine Wünsche blos auf einen Himmel ein, der seinen Durst mit vortreflichem Biere stillte, das er aus den Händen schöner Mädchen bekam, und aus den Hirnschädeln seiner Feinde trank. Allein alle diese Vorstellungen von der Glückseligkeit eines andern Lebens sind nicht unwirksam, sondern Beweggründe zu gewissen Handlungen bey denen, deren kleine Sele nur kleine Wünsche erzeugt, und durch nichts als die Hofnung, sie zu erreichen, in Bewegung gesetzt wird. Wenn ein Sokrates für einen Himmel stirbt, wo er Tugend und Weisheit erwartet; so stirbt ein Muhammedaner für das Paradies, das ihm die größten Wollüste der Sinne verspricht, und der Negersklave für das Land, das ihm seine Bekannten und seine alten Freuden wieder giebt. — Das übrige läßt sich hinzusetzen, was ich sagen will.

Die Religionen ändern sich mit den Völkern; beyde steigen mit einander. Selbst das Judenthum stieg von einer Stufe der Geistigkeit zur andern; und die christliche Religion sogar blieb nicht immer dieselbe. Diese glänzte anfangs nur schwach aus den Ruinen des Judenthums hervor, und vermehrte ihr Licht mit ihren Anhängern. Sie klimmt, nach der

Much-

Muthmaßung eines großen Mannes, noch jetzt zu der Reinheit der natürlichen Religion hinauf; und es ist wahrscheinlich, daß wir im Himmel einmal zuviel seyn werden, um noch Christen zu seyn. — Warum sollen wir aber einen gleichen stufenweisen Fortgang des Lichts bey andern Religionen nicht annehmen? Können nicht manche nichtchristliche Religionen in dem Verhältniß zur natürlichen stehen, in welchem die jüdische zur christlichen stand? Bahnte nur das Judenthum dem Christenthum den Weg? Kann die Vorsehung auf keine andern als jüdischen Irrthümer Christuswahrheiten bauen? Gewis, mit einem schärfern Auge würde man bemerken, daß das Verhältniß aufeinanderfolgender, nichtchristlicher Religionen zu einander eben so merkwürdig ist, als das der jüdischen und christlichen. — Allein das Wenige was wir wissen, hindert uns überall und also auch hier, das Uebrige zu wissen.

VII. Ver-

VII.

Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism.

Beyde erzeugen gleich schädliche Wirkungen, und sind nur in ihrem Ursprunge verschieden. Der Atheist irrt, weil er selbst denkt, der Fanatiker, weil er blos mit dem andern denkt. Jener gelangt mit Mühe auf einen Irrweg, welcher einen Mann fodert, der auch die steilsten Höhen der Wahrheit erklimmt; dieser hat seinen Irrthum einer Schwäche zu danken, die halb die Wirkung seines Kopfs, und halb die Wirkung seines Herzens ist. Neben dem Wege zur Wahrheit liegt auf der einen Seite die abschüßige Bahn zum Fanatism, und auf der andern die steile Höhe zum Atheism; in jene darf man so zu sagen nur fallen, auf diese muß man steigen; allein man kann auch leichter von dieser zurückkehren, als von jener. Ein Atheist muß ein Philosoph, ein Fanatiker ein schlechter Theolog seyn. Die Vervollkommung der Philosophie macht daher den Atheism, die Vervollkommung der Theologie den Fanatism unmöglich — Beyde Ungeheuer hat die Nacht gebohren; beyde

sind

sind Feinde des Tages. Der Aberglaube hat nie einen großen Mann zum Anhänger gehabt, ausser in dem Zeitpunkt, wo der große anfängt, klein zu werden. — Der Atheism hat einen Spinosa gehabt. Man kann den Gotteslängner durch Gründe widerlegen; der Abergläubige nimmt keine an. So wie man leichter ein falschsehendes Auge verbessern, als ein blindes heilen kann; eben so ist's leichter, einen vernünftig machen, der seine Vernunft übel anwendet, als einen, der keine hat. Der Atheist verehrt einen Gott nicht, den er nicht glaubt; der Fanatiker verehrt einen falsch, den er nicht kennt; auf der einen Seite scheint's besser zu seyn, sich keine als sich entehrende Begriffe vom höchsten Wesen machen; auf der andern ist's nützlicher, einen Irrthum hegen, der unsre anderweitigen Beweggründe zur Tugend verstärkt, als einen, der die Ausübung jeder guten That von dem Ausspruche unsers Eigennutzes abhängig macht. Der Gotteslängner begeht nie das Laster darum, weil er's mit der Tugend verwechselt, sondern weil er's zur Erreichung seiner Absichten tauglich findet — er verehrt blos die Tugenden, zu welchen ihn die Gesellschaft zwingt, welche sein Eigennutz anräth, und die Güte seines Temperaments hervorbringt. Der Fanatiker wird viele Laster begehen, weil er sie für Tugenden hält; er wird aus Pflicht böse seyn, und sich nicht selten aus Liebe zum Himmel der Hölle würdig machen —

chen — allein er wird nicht das Böse thun, weil es die Larve der Nützlichkeit trägt, noch das Gute unterlassen, weil es seinen Neigungen widerstreitet. Der Atheist ist ein besserer Bürger als der Fanatiker, weil er toleranter ist. Ich weis nicht, ob ein Staat von Atheisten möglich ist; aber ich weis, daß ein Staat von Fanatikern schon wirklich war — in jenem mögt' ich nicht Freund, aber in diesem noch weniger Feind seyn. Der Abergläubige hat Autodafe's errichtet; man hat von ihm genug Böses gesagt, wenn man nur dies gesagt hat. Der Atheist hat es nie gekonnt; allein es scheint auch nicht, daß er's je würde gewolt haben; er ist ein Philosoph; er verbrennt daher, wenn er intolerant ist, lieber die Bücher als die Körper seiner Gegner, und findet am andern mehr seine Dummheit als seine Ketzerey. Der Fanatiker glaubt den Andersdenkenden hassen zu dürfen, weil er ihn der Hölle würdig hält; der Atheist äussert mitleidigen Stolz gegen den, dessen Meynungen er für Beweise seiner Dummheit ansieht. Der Atheist sucht Proselyten zu machen, weil er jeden Proselyten für einen Sklaven an dem Triumphwagen seines Systems hält; der Fanatiker bekehrt aus Pflicht und heiligem Eifer; dieser klagt über das böse Herz des andern, und glaubt an ihm den Dienst des Teufels schon auf der Erde verrichten zu dürfen; jener klagt über den schwachen Verstand des andern, und bestraft

ihn durch Spott und Verachtung. Der Fanatiker ist allzeit zu warm, der Atheist immer zu kalt — dieser hat weder große Laster noch große Tugenden, jener zeichnet sich oft durch beyde zugleich aus. Die Menschenliebe des Fanatikers ist eingeschränkt, aber oft feurig; die des Atheisten hat ihre Ausdehnung ihrer Kälte zu danken. Man kann eher den schädlichen Wirkungen eines Atheisten, als eines Fanatikers Einhalt thun. Denn jener handelt aus einem Eigennutz, welcher zeitliche Vortheile zum Endzweck hat; er fürchtet den Tod als das größte Uebel; er vermeidet ihn durch die Aufopferung seiner schätzbarsten Vergnügungen, durch die Uebernehmung der größten Leiden; es giebt also eine Strafe für ihn, die ihm fürchterlicher als die Ertragung jedes Uebels, als die Beraubung jedes Vergnügens seyn muß. Allein wer will denjenigen vom Laster abhalten, der sich durch einen Befehl Gottes zur Ausübung desselben berechtigt glaubt; wo ist eine Strafe für das Verbrechen, das mit dem Himmel belohnt wird, und wo sind die Schranken für den, der seinen Muth durch heitere Aussichten bis zur Kühnheit erhebt, seine Standhaftigkeit durch die Hofnung übernatürlicher Einflüsse bis zur Unempfindlichkeit stählt, und in seinem Plan den Tod selbst zum sichersten Mittel zur Erreichung seines Endzwecks macht? — — Die Menschheit hat die Schläge des Fanatism tief genug

gefühlt,

gefühlt, der im Gewande der Religion Verbrechen auf Verbrechen häufte, der aus Begierde nach dem künftigen Himmel die gegenwärtige Welt in eine Hölle verwandelte, der seine Gestalt in die Jahrbücher der Welt mit blutigen Zügen gezeichnet hat. Welches ist nun das größte Uebel, Atheism oder Fanatism? Voltaire antwortet wahr und schön: L'Atheisme & le Fanatisme sont les deux poles d'un Univers de Confusion & d'horreur. La petite Zone de la vertu est entre ces deux poles; marchez d'un pas ferme dans ce sentier, croyez un dieu bon, & soyez bon. —

VIII.

Ueber die Kollision der symbolischen Bücher und der Kompendien.

Einem gewissen Theologen, der ein recht guter Mann seyn würde, wenn er das System nicht als Brille gebrauchte, will es beynahe etwas undenkliches seyn, daß ein Pfarrer die symbolischen Schriften nicht gelesen habe. Was sich der brave Mann für eine Vorstellung von den Pfarrern macht, — das ist mir beynahe auch etwas undenkliches. Wer kann dann mit Recht von einem Pfarrer fodern, daß er sich die undankbare Mühe gebe, Bücher zu lesen, die keine Postillen und Konkordanzen sind! Was gewinnt sein Kopf hiebey? Was gewinnt sein Bauch? Was — die christliche Kirche und die Kompendien? Man wende mir nicht ein, daß eine solche undenkliche Ignoranz den Ketzereyen Thür und Thor öfnen, und den Schwur auf die symbolischen Bücher überflüßig machen würde. Was das letzte betrift, so — sagt mir eben dieser berühmte Gelehrte, „daß man auf sie schwören könne, wenn man sie auch nicht gelesen hat.“

hat.“ *) Und so ist ja das Lesen nur ein Ueberfluß —, aber nicht der Schwur. Was aber die Ketzereyen anbelangt, so hilft ihnen das Lesen auch nicht ab. Denn wenn alle die, welche auf die symbolischen Bücher die Finger gelegt haben, auch ihre Vernunft nothwendig unter sie gefangen nehmen müßten, so würde man ja gar keinen Ketzerkatalogus aufweisen können. Eben das Lesen derselben ist im Gegentheil die Quelle aller Unruhen in der christlichen Kirche, und aller der abscheulichen Heterodoxien und Paradoxien, welche den eifrigen Wächtern Zions so viele schreckhafte Träume verursachen. Wenn man sie nicht liest, so weis man nicht, daß es Partheyen unter den Christen giebt, so wird man nicht verleitet Parthey zu nehmen, so stumpft man nicht seine Augen für die Bibel ab, so glaubt man einfältiglich wie's der Geist eingiebt, und verbindet sich mit allen Menschen durch die Liebe.

Ueberdem hat der ehrliche Lutherus gar nicht gemeynt, daß man sie bey Verlust seiner Rechtgläubigkeit lesen müße, weil er sie nämlich nicht als Norm unseres Glaubens, sondern blos als ein historisches Denkmal seines und seiner Zeitgenossen Glaubens angesehen wissen will. Dies sind seine eignen Worte:

*) Tellers Anekdoten für Prediger und Priester 3ter Band S. 190.

„Wiewohl wir solches (nämlich die Bekenntnißschriften zur Richtschnur anzunehmen) nicht als strenges Gebot können lassen ausgehen, auf daß wir nicht NB. neue päbstliche Decretales aufwerfen, sondern als eine Historie oder Geschichte; dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unseres Glaubens. Tom. IV. Altenb. p. 390.

Wären sie aber auch ein Strick um unsern Hals, wozu sie freylich in der Folge gemacht wurden, so weis ich doch noch eine Entschuldigung für die Pfarrer, welche sie nicht lesen. Man wird mir doch zugestehen, daß ein jeder Pfarrer über ein Compendium Theologiae orthodoxum auf der Universität ein Kollegium gehört habe — und man wird auch von jedem, solte er auch schon 50 Jahre im Amte seyn, vermuthen dürfen, daß er bey jedem Zweifel der in seinem Herzen, wenn auch nicht in seinem Kopfe aufsteigt, im orthodoxen Kompendium nachschlagen, und dann sicher wieder zur Haltung des Takts werde gebracht werden. Wenn aber dieses ist, wozu ist das Lesen der symbolischen Bücher nöthig? Man findet ja im Kompendium eben das, was man in jenen findet? Soll man einerley Sache zweymal ins Gedächtniß fassen? Wenn man dem Kompendium glaubt, so glaubt man auch den symbolischen Büchern. Wenn man lehrt was Hollatz, Calov und Baier vorgeschrieben haben, so braucht man nicht nachzusehen, was Luther

ther und Melanchthon in der augspurgischen Konfession und deren Apologie, und was D. Andreä und Konsorten in der Formula Concordiae angegeben haben. Jene Männer stehen für diese, und ihre Kompendien sind die ersten und also vollkommensten Abdrücke der symbolischen Schriften.

Glücklicher Weise sind auch einige unserer Pfarrer schon so weit gekommen, daß sie gar nichts mehr nach den symbolischen Büchern fragen, sondern sich einzig an ihre Kompendien halten, und was beynahe noch undenklicher aber auch um so lobenswürdiger ist, so glühen manche sogar vom Eifer, einen jeden, welcher den symbolischen Büchern mehr ergeben ist als den Kompendien, zu verketzern. Man weis, daß die symbolischen Bücher, wenn sie gleich in der Hauptsache mit den Kompendien völlig eins sind, dennoch in einigen Nebenpunkten mit ihnen uneins sind; und eben da zeigt es sich nun, daß manche eher den Kompendien als den symbolischen Büchern beytreten, und die Anhänger der letztern in effigie brandmarken. Ich weis ein sehr auffallendes Beyspiel. — Einer meiner Freunde, ein ehrlicher Landpfarrer aus der alten Welt, — einer von den Wenigen die die symbolischen Bücher gelesen haben, und der unter ihnen der augspurgischen Konfeßion, nicht aber der Formula Concordiae, einen entschiednen Vorzug vor allen Kompendien einräumt — predigte, ich weis nicht mehr

wenn, in einer gewißen Stadt in Kurland über den vorgeschriebenen Text, Röm. 4. V. 11. 12. mit gleichfalls anbefohlner Rücksicht auf den dreyzehnten Artikel der augspurgischen Konfeßion. Kaum wird noch ein Text aus der Bibel zu einem Artikel der Konfeßion schicklicher ausgewählt worden seyn, als es dieser war. Beyde waren, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Herz und ein Sinn; aber es ist am besten, ich seße beyde da sie nicht lang sind, hieher. Der Text hieß: „Das **Zeichen** der Beschneidung aber empfieng er (Abraham) zum **Siegel** der **Gerechtigkeit** des **Glaubens**, welchen er **noch in der Vorhaut hatte**, auf daß er würde ein Vater aller, die da gläuben in der Vorhaut, daß denselben solches auch gerechnet werde zur Gerechtigkeit; ꝛc. " Und der Artikel hieß: Vom Gebrauch der Sakramente wird gelehrt, daß die Sakramente eingeseßt sind, nicht allein darum, daß sie **Zeichen** seyn, dabey man äusserlich die Christen kennen möge, sondern daß es **Zeichen** und **Zeugnisse** sind göttlichen Willens gegen uns, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken, derhalben sie auch Glauben fördern und dann recht gebraucht werden, so mans im Glauben empfähet, und den Glauben dadurch stärket."

Solche deutliche Bestimmungen des Artikels, die noch überdieses durch den Text den höchsten Punkt der Klarheit bekamen, konnten meinen Freund so leicht

nicht

nicht irre gehen lassen. Schon sein Exordium bewies es, daß eine richtige symbolische Predigt zu erwarten wäre. Er legte darinn die Worte Christi zum Grund: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr **Liebe** untereinander habt, und nachdem er gezeigt hatte, daß blos die christliche Liebe ein **sichres** und **unfehlbares** Kennzeichen eines wahren Christen sey, so warf er die Fragen auf: Wenn die Liebe allein ein solches sicheres Zeichen ist, zu was dienen denn jene heilige Religionsgebräuche, wie die Taufe und das Abendmahl, die wir Sakramente nennen? Er antwortete: Sie sollen nur Zeichen seyn, dabey man äusserlich den Christen erkennen möge; das innere und wahre Christenthum aber könnten sie für andere nicht ausser Zweifel setzen. Und dazu wären sie ja auch nicht verordnet, sondern vielmehr dazu um unser inneres Christenthum zu befördern. Sie solten in dieser Hinsicht nicht sowohl Zeichen für andere, als vielmehr Zeichen für uns selbst seyn, das heißt dazu dienen, um uns die gnädigen Verheissungen Gottes im Evangelium zu bestätigen, und dadurch unsern Glauben an dieselben zu erwecken und zu stärken; wie er denn dieses gleich näher beweisen wolle.

Solte man glauben, daß diese streng symbolische Vorerinnerung schon soviel Kraft hatte, einige Zuhörer in schwarzen Röcken mit dem Kompendium im Gedächtniß — in Allarm zu bringen? Mein Freund

der die Bewegung merken mußte, der sich vielleicht in dem Augenblick auch daran erinnerte, daß er das Kopfhängen und Seufzen von den Kennzeichen eines wahren Christen ausschloß — wäre beynahe für Schrecken aus seinem Concept gekommen, und hätte fast in der Bestürzung die Bibel aus den Händen auf die Köpfe seiner unruhigen Zuhörer fallen lassen. Zum Glück gab ihm der Gedanke: — Artikel und nebendrein der Text, — der ihm durch die Seele blikte, wieder neuen Muth. Er stellte sich vor, daß seine übelaufgeräumte Zuhörer alsobald einschlafen würden, wenn er nur den Text herlesen würde. Und er konnte mit dem Vaterunser nicht genug eilen, um diese wünschenswerthe Revolution zu bewirken. Allein er irrte sich. Der Text wurde nicht gehört, weil das Kompendium lauter sprach als er. Was war bey diesen Aspekten zu thun? Es war einmal angespannt, — es mußte daher fortgefahren werden, wenn auch das Kompendium hätte noch zehnmal über den Haufen müssen gefahren werden. Mein Freund bewies also in dem ersten Theil seinen Satz: Daß die Sakramente Zeugnisse und Siegel der gnädigen Verheissungen Gottes im Evangelio seyn solten, aus dem Artikel und aus dem Text auf das strikteste, und er konnte ihnen auch keine andere Nebenbestimmung geben, weil Artikel und Text von jeder andern schwiegen, — wie das jeder Leser selbst erkennen wird. Im

zweyten Theil zog er aus seinem Satz einige wichtige Folgen, von denen ich die, welche die vorzüglichsten Erschütterungen hervorbrachten, so weit sie mir noch erinnerlich sind, anführen will. Der Prediger sagte nämlich, wenn die Sakramente Zeugnisse und Siegel ꝛc. sind, so folgt, daß wir sie in keiner andern Absicht gebrauchen müssen als in der, unsern Glauben zu stärken. Viele gebrauchten die Sakramente ohne **alle Absicht**, weil sie blos der Mode oder der Gewohnheit folgten. Andere gebrauchten sie in einer **falschen** Absicht: wie z. B. diejenigen thun, welche durch den Genuß des Abendmahls nicht ihren Glauben sondern ihren Leib stärken, und sich ihres zeitlichen Glücks versichern wollen; — es als Arzney zur Wiederherstellung ihrer verlohrnen Gesundheit, und als ein Zaubermittel zur Beförderung irrdischer Anschläge ansehen. Und endlich wäre auch dieses ein Mißbrauch — wenn man die Sakramente wie wieder z. B. das Abendmahl in **der Absicht** genießen wolte, um dadurch **mit Gott versöhnt** zu werden, und die **Vergebung der Sünden** zu erlangen. Hiebey gerieth der Prediger in Affekt. Er sagte mit sichtbarem Eifer: Das Sakrament soll ja kein neues Versöhnungsmittel mit Gott, sondern nur ein Stärkungsmittel unseres Glaubens seyn. Steht denn im ganzen neuen Testamente oder in den symbolischen Büchern nur ein Wort davon, daß der bloße Gebrauch

brauch Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit mittheilen könne. Wenn es sich so verhielte, so würde der Himmel leicht zu ersteigen seyn. Wenn blos ein wenig Wasser alle Sünden abwaschen, ein Bissen gesegnetes Brod die Gunst des Allerhöchsten verschaffen könnte; so wäre die Ermahnung des Apostels: Reichet dar in euren Glauben Tugend, völlig überflüßig. Man darf sich nur taufen lassen, man darf nur kommuniciren — und man ist schon hier gerecht, und einst dort ewig selig. *) Aber das Sakrament kann

und

*) Einige die dem Sakrament mehr Kraft zuschreiben als es wirklich hat, berufen sich hiebey auf eine Stelle aus dem kleinen Katechismus des sel. **Luthers.** Allein, wenn er daselbst zur Beantwortung der Frage: „Was denn das Essen und Trinken im heiligen Abendmahl nütze" davon redet „daß im Sakrament **Vergebung der Sünden, Leben und** Seligkeit, wie er sich ausdrückt, gegeben werde;" so giebt er solches nicht, wie man es wohl ausdeutet, als eine wundervolle, übernatürliche Wirkung des Essens und Trinkens im Nachtmahl an, sondern als eine Wirkung oder Folge des Glaubens an das Wort des Erlösers: Mein Leib ist für euch gegeben, mein Blut ist für euch vergossen zur Vergebung der Sünden. Nicht ein jeder der vom Sakrament isset oder trinket, nicht wer sich leiblich dazu bereitet, welches er nur für eine äusserliche Zucht erklärt, sondern wer diesen Worten glaubet, schreibt er, der ist würdig und wohlgeschickt zur gesegneten nutzbaren Haltung des heiligen Abendmahls. Unter dem Glauben versteht aber Lutherus das Vertrauen wahrhaftig bußfertiger Kommunikanten zu der von Jesu gegebenen Versiche-

und soll keine solche Wirkung haben; weil es in der Schrift heißt: Daß wir allein durch den Glauben gerecht, und nicht durch des Gesetzes Werk, blos aus Gnaden selig werden. Diesen unsern Glauben kann

sicherung, daß sein Tod auch ihnen zu gut erfolgt sey. Man würde also den großen Verbesserer, der durch das Pabstthum verderbt gewordenen christlichen Lehre sehr unrecht verstehen, und ihm eine ganz falsche nie gehegte Meynung andichten, wenn man ihn beschuldigen wolte, daß er den Irrthum derjenigen begünstige, die ohne Beziehung auf ihren moralischen Zustand blos von dem leiblichen Genuß des heiligen Abendmahls übernatürliche Wirkungen zu ihrer Seligkeit erwarten. Die keine Reue über ihre vormaligen Vergehungen empfinden, keinen Glauben an Jesu Wort und Verheißung haben, und nicht mit aufrichtigen Herzen zu Gott kehren wollen, die schließt ja Lutherus von der Zahl würdiger Kommunikanten schlechterdings aus, denen spricht er allen Nutzen, so sie vom Sakrament haben könnten völlig ab. Hingegen von den wahrhaftig gläubigen und busfertigen Christen behauptet er, daß durch den rechten Gebrauch des heiligen Abendmahls die trostvolle Empfindung der göttlichen Gnade, und die freudige Hofnung des ewigen Lebens in ihren Seelen gestärkt, vermehrt, befestiget werde. Und damit hat Lutherus wohl nichts unrechtes und ungeschicktes gelehrt; vielmehr hat er damit nur bekräftigt, was in der augsp. Konfeßion von den Sakramenten steht: Daß sie nämlich Zeichen und Zeugnisse göttlichen Willens gegen uns sind, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken, und auch Glauben fördern so mans im Glauben empfäht, und den Glauben dadurch stärkt. Siehe weiter Lüdke vom Mißbrauch des h. Abendmahls S. 64. ꝛc.

kann es aber erwecken und stärken; also sollen wir es auch nur hiezu gebrauchen. Endlich machte er ungefähr diesen Schluß: Wohl uns allen, wenn wir nach dieser Regel einhergehen! Wohl uns! wenn wir bey den ersten und wichtigsten Religionsgebräuchen keine andere als eine vernünftige und schriftmässige Vorstellung, und keine andere als das Wachsthum unseres Christenthums befördernde Absicht haben. Dann werden diese heilige Religionsgebräuche, nie, wie sie es leider für so viele andere sind, leere, unfruchtbare, ja durch den Mißbrauch schädliche Gebräuche, sondern wahre Gnadenmittel für uns seyn; das heißt, gesegnete Mittel unsern Glauben zu stärken, unsere Tugend zu erhöhen, und dadurch unsere Beruhigung zu vermehren ꝛc.

Nichts war mehr zu bewundern, als daß während dieser ganzen Predigt bey allen gar nicht zweydeutigen Bewegungen der Kompendienliebhaber, dennoch alle übrige Zuhörer in der größten Aufmerksamkeit und feurigsten Andacht verharreten. Nur erst da, als einer von den Diakonen zum Seegensprechen ans Pult trat, und ein Gebet, das gerade das Gegentheil von der Predigt war, absang, entstand auch unter einigen Layen ein Gemurmel, das wohl ich, aber nicht mein Freund, weil er indessen in der Sakristey war, zu hören bekam, und welches so viel zu erkennen gab, daß blos eine Kollekte den Seegen einer auf den besten

Grün-

Gründen beruhenden Predigt verschlingen könne. Vielleicht hätte mein Freund wenigstens von diesem Finale gar nichts erfahren, wenn ihm nicht einer seiner Bekannten, der Sinn für Wahrheit hat, und der ausser seinen schwarzen Rock auch einen hellen Kopf und ein gutes Herz hat, beym Austritt aus der Kirche, seine Kondolenz über die Aufnahme der Predigt bey den geistlichen Herren und über die üble Wirkung der Intonation abgestattet hätte. Aber eben diese Kondolenz bahnte ihm wieder den Weg zur Gratulation. Er gieng in dem Augenblick zu seinen Herrn Superintendenten, zeigte ihm das Koncept seiner Predigt — und der Herr Superintendent — anstatt eine Ketzerey darin zu finden, fand nichts — nichts weiter als eine Feindschaft gegen die Kompendien, und lobte den Prediger, daß er den symbolischen Büchern getreu geblieben wäre. Dieser Beyfall seines Herrn Ephorus, eines Mannes von vieler Gelehrsamkeit und dem besten Karakter, verursachte auch, daß mein Freund wieder ganz ruhig nach seiner friedfertigen und einsamen Landpfarrey rückkehrte, ohne sich mit seinen antisymbolischen Feinden zu brouilliren, oder sie wegen ihres auf alle Fälle in der Kirche nicht allzuerbaulichen Betragens, bey seinem Konsistorium zu verklagen. Er war überzeugt, daß der Lerm zu nichts nutzen, dagegen aber viele Menschen irre machen und ärgern würde, und da noch dazu keine Hauptwahrheit

kom-

kompromittirt war, so hielt er es um so vielmehr der Klugheit gemäß, zu schweigen. Ich habe ihn oft darüber gelobt meinen alten rechtschaffenen Freund, daß er dem Frieden nachjagte — und herzlich gewünscht, daß alle seine Amtsbrüder, die an ähnliche Klippen stoßen, auf ähnliche Art dem Schifbruch entgehen mögten. Es giebt kein besseres System als das des Abts St. Pierre. Und sein System war Frieden.

Da ich indessen oft genug gesagt habe, daß die Gegner meines Freundes aus Vorliebe zu den Kompendium den Tumult erregten, so wird man nun auch verlangen daß ich den Beweis führe. Soviel ist vollkommen richtig, daß die Kompendien in dem Punkt, den mein Freund in seiner Predigt berührte, mit der augspurgischen Konfeßion in Kollision sind; und ich brauche weiter nichts zu thun, als daß ich nur die benöthigten Stellen aus den Kompendien, nämlich aus den alten (und nach diesen richten sich ja die meisten Prediger noch allenthalben) hieherseße. In dem Hollaz, der die Stelle aller andern hier vertreten soll: heißt es auf die Frage: Quis est finis primarius sacramentorum? R. Finis primarius sacramentorum est oblatio *collatio &c* gratiae evangelicae. Obs. I. Per gratiam evangelicam intelligitur gratia Spiritus S. applicatrix, merito Christi parta, et in Evangelio promissa, nempe gratia vocans, illuminans,

re-

regenerans, *justificans*, inhabitans, renovans, *glorificans*. *Datur* etiam per sacramenta *res coelestis*, re terrena visibili, tamquam medio divinitus ordinato exhibita, a qua fructus sacramenti principaliter dependet Not. 3. effectus sacramentorum (regeneratio, justificatio, glorificatio) non potest provenire a sola materia terrestri, neque citra speciem idololatriae ei tribui. Prodit igitur effectus sacramentorum principaliter *a re coelesti*, cum qua *sacramentaliter unita* est *materia terrestris*, ceu vehiculum et medium exhibitivum rei coelestis. — Dagegen sagt die augspurgische Konfeßion weiter nichts als die Sakramente sind eingesetzt, daß es **Zeichen** und **Zeugnisse** sind göttlichen Willens gegen uns, unsern Glauben zu stärken. Die Kollision ist zu auffallend, als daß ich sie erst noch weiter auseinander setzen solte.

Und daß die oftbelobten geistlichen Herren bey dieser Kollision eher aus Vorliebe zu den Kompendien als aus einer fleischlichen Absicht der ganz symbolischen Predigt einen kleinen Tort angethan haben, läßt mich die christliche Liebe hoffen. Inzwischen habe ich meinem Freund gerathen, daß er sich auch in Zukunft einzig an die Kompendien halten, und die symbolischen Bücher, die so viel Unheil anstiften, verachten solte. —

IX.

De pace Ecclesiae restituenda, Consilium. *)

Nihil optatius, nihil Ecclesiae salutarius, pace et concordia ecclesiastica; in cuius rei studium omnes bonos ac intelligentes viros, et potissimum quidem *ad clavum sedentes* et *principatum tenentes* par est incumbere.

Ego, si quid intelligere mihi diuinitus contigit, unicam ad Ecclesiae concordiam pie sanciendam, semperque conservandam, viam; *absque omnibus Syno-*

*) Dieses Consilium ist von einem deutschen Theologen gestellt, der schon zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte. Man wird zwar nichts neues aus demselben lernen, aber es sagt doch in einer gedrängten Kürze fast alles, was sich über die Erhaltung des lieben Kirchenfriedens und über symbolische Bücher sagen läßt; und es ist ein merkwürdiges Aktenstück, aus welchem erhellet, daß man nicht erst zu unsern Zeiten, sondern schon von Alters her mit der Sklaverei nicht zufrieden war. Ich hätte gerne den Namen des Verfassers genannt, wenn ich ihn nur gewußt hätte. Vielleicht wird er von der gelehrten Frankfurter Zeitung, welche die Jesuiten zu ihren Spionen hat, ausgegrübelt — und darauf wollen wir denn auch warten — —

Synodorum, Colloquiorum, Disputationum et *Velitationum* amfractibus; aptissimam ac certissimam, et qua posita, nihil amplius desiderari queat, esse puto, ut solummodo Libri *Symbolici*, siue *Normales* et *Confessionales*, quibus invicem distinguimur. — Hi enim libri origo et fomentum adhuc fuerunt tot litium, altercationum, rixarum, insectationum, contentionum, simultatum, acerbitatum, conviciorum, condemnationum et nefandarum distractionum; quibus nunquam carebit Ecclesia, dum illorum librorum et Scriptorum auctoritas stabit.

Posset utique et deberet nobis sufficere Verbum Dei, sacris litteris contentum. Hoc unum idoneum est obligandis hominum conscientiis. In huius aut illius hominis verba jurare minime decet eos, quos Christus Servator, pretio tam caro redemtos, ne sint servi hominum, ore Apostoli sui admonuit.

Sed nolumus videlicet, libertate gaudere, in quam sumus adserti. Vinculis et compedibus adsueti mancipia esse volumus alienae sententiae; et haec nostra hodie est, si Deo placet, *insignis Orthodoxia, non consistere intra Scripturae terminos, eumque ea solum loqui; sed cum Synodo hac aut illa, cum Luthero cum Calvino loquendum* fas sibi ducere. Interim Scripturae Sacrae perspicuitatem atque plenitudinem, ieu perfectionem contra Pontificios, eorumque Tra-

 ditio-

ditiones, pleno ore crepamus; ipſimet nullo uspiam Scripto, minus quam Scriptura ſacra, contenti. Quodſi enim hac contenti eſſemus, eamque perſpicue et plene credenda omnia continere, ſine fuco crederemus, quid opus eſſet adfuere ei tot ſubinde Confeſſiones et novas phraſes, humani cerebri commenta?

Ne, ſcilicet, inquies, ſub vocibus Scripturae virus ſuum occultent Haeretici. Heus vero! quid hoc ſibi vult aliud, quam Deum nobiscum, per Scripturas, non ſatis diſerte loquutum eſſe? Sic itaque Scripturam aperte obſcuritatis et inſufficientiae incuſas, et Haereticus tibi eſt, qui loquitur vocibus Scripturae, ſpretis peregrinis phraſibus, extra Scripturam Θεόπνευστον excogitatis. Debebat loqui cum Irenaeo, Athanaſio, Cyrillo, Hieronymo, Auguſtino, Lombardo, Thoma, Bernardo, Luthero, Brentio, Hunnio, Mentzero, Gerardo, Beza, Zanchio, Molinaeo, Riveto et horum ſimilibus. Sic effugere, apud te, ἑτεροδοξίας notam ei daretur.

Mihi vero *ſatis eſt Scriptura et recta ratio.* Auctoritatem humanam, quae non niſi argumentum ἄτεχνον praebet, ſeu recens ſit, ſeu antiqua, nihili duco, Ratione et Scriptura non probe munitam. Sentiendi libertatem ſalvam mihi eſſe volo, diſſentienti infenſus minime futurus. Abundet ſuo quis-

que ſenſu et unius Verbi diuini, ab interpretibus eius bona fide ac ſincera conſcientia, pro gratiae, quam cuique Deus partitus eſt, menſura, intellecti atque expoſiti valeat auctoritas; eorundemque interpretum diſcrepantia, nemo ſeſe turbari patiatur; ſed ad unum omnes, utut diuerſa ſentientes, pro viris bonis atque integris habeantur; qui ſane, cum *homines ſint, falli queant, et ſaepenumero fallantur, ſtudio autem fallere velle nullo modo exiſtimentur;* partium quippe ſtudio, una cum abrogatis libris Symbolicis ſublato, nemini homini, ſed uni Deo, conſcientiaeque ſuae mancipati.

Quomodo autem hoc et quando futurum tandem ſit; ille novit, qui omnia.

Sepoſita librorum Symbolicorum auctoritate, uti *liberius*, ſic et *ſincerius* multo judicaretur de controverſis dogmatibus et de Scripturae ſacrae genuino ſenſu. Certum habeo, absque his libris eſſet, fore ut brevi tempore Reformatae Eccleſiae Doctores omnes miſſum faciant decretum Praedeſtinationis abſolutum, ab Arminianis pridem expugnatum; *et a Parte Euangelicorum Auguſtanam Confeſſionem profitentium doctrina de Sacramentis* a quamplurimis inolitis opinionibus pariter repurgetur, et ad Eccleſias Reformatas conformetur. Glaucomate enim illo ab oculis remoto, nuda ac pura Veritas ſeſe illuſtrius

patefaceret, utrorumque mentibus; et ſicut in doctrina; ſic etiam, in ritibus et caeremoniis, facile conſentiremus. Quorum neutrum, quoad res ſe nunc habent, ſperare licet. Habemus namque linguas et mentes ligatas, loquendum nobis ex praeſcripto, laboratur utrimque variis praejudiciis. Salvam eſſe volumus noſtrorum Praeceptorum, et in qua quisque natus eſt, Eccleſiae auctoritatem. Oportet quemlibet, nolentem, volentem, eſſe addictum ſuae Sectae aut ejici Synagoga, excidere Orthodoxiae fama, ludibrio publico exponi, et inter *rejectamenta mundi* haberi. Sic quaelibet partes ſibimet ipſae indulgent, et unice placent. Doctorum nulli integrum eſt ſuarum partium homines monere, de erroribus a ſe deprehenſis; et cum Chriſtus ſibi ipſe neutiquam placuerit, ac *boni Doctoris* nomine a quodam compellatus, modeſtiſſime reſponderit: Cur me dicis bonum? Nullus eſt bonus, niſi unus, nempe Deus; nos φίλαυτοι contra ex aſſe boni volumus haberi dogmatiſtae. Exeat noſtra Eccleſia, qui ſiniſtrum quid, aut quod bonum non ſit, nos fovere et docere putat. Gentilium Sapientum effatum, ἁμαρταίνει δὲ καὶ σοφῷ σοφώτερος parum in Scholis Theologicis valet. Ἀναμάρτητοι ſunt qui Symbolicis ſuis libris mordicus adhaerent.

Tunc vero, inquiet forte quispiam, *liberum vis relinqui unicuique ſentire, quod viſum ipſi fuerit?*

Quae

Quae haec confusio? Quae ἀταξία? Quae religionum mistio? Quae facies Ecclesiae futura? Hoc enim pacto omnes errores invehuntur in Ecclesiam, nec quidquam erit tam absurdum, quod non inveniat patronos, qui id defensum eant. Haec objicienti respondeo, non maiorem tum futuram, vel confusionem, vel ἀταξίαν vel Religionum misturam; quam quae est hac praesenti rerum facie, ubi Ecclesia in tot partes diversas scissa est, et quaelibet secta sibi videtur esse omnium optima. Immo minor tum futura est confusio, quia maius exorietur Veritatis studium, majus contentionum odium. Errores in Ecclesiam hactenus invecti, liberiore veritatis indagatione ejicientur. Qui volet esse absurdus, publice ridebitur, et absurdus proclamabitur. Nisi firmis argumentis quis adstruxerit sententiam suam, haud facile adsecias inveniet. Hodie vero nihil tam absurdum est, tam absonum, tam ab omni ratione remotum, quod non habeat plurimos patronos; si modo ea absurditas sit sententia publice recepta, in hac, aut in illa Ecclesia. Nam praejudicium integrae alicuius Ecclesiae, et potissimum eius, in qua quis natus et educatus est, tollit omne iudicium sincerum; ut vel evidentissima absurditas non videatur id esse, quod est, sed pietas, sed Religio, sed fides Christiana esse censeatur. Quid absurdius Ubiquitate, aut Sacramenti circumgestatione et adoratione; aut imaginum

et reliquiarum cultu; aut potiſſimae hominum partis ad aeternum interitum praedeſtinatione, aeterno Dei decreto, facta; aut fide infantium actuali? Quid obſecro, vel abſurdius hisce, vel inconvenientius? Attamen haec talia ac tanta abſurda partium ſtudio ſtrenue defenduntur, a viris alias doctiſſimis et ſagaciſſimis; quae in aeternum defenſum non iri dejurare auſim, ſi quando ſapientibus viris ſua ſcribendi ac loquendi libertas conſtiterit. Nemo quippe, ſui juris factus, gratis et ſponte ſua ſtultus eſſe et haberi cupiet; nemo ſe ultro fatigabit in torquendis Sacrae Scripturae locis, et defendendis opinionibus tot contradictionum, abſurdidatum, difficultatum, et inanium diſtinctiuncularum nexu implicitis et involutis. Planior, facilior, expeditior, ſimplicior ſententia ac Sacrae Scripturae expoſitio ex aequo omnibus arridebit. Qui ei contraiverit, is communi conſenſu explodetur.

Initium huius rei, bono cum Deo, fieri poſſet, ſolvendo Theologos jure jurando religioſo, quo tenentur adſtricti, ad adſerenda et propaganda dogmata ſibi praeſcripta omnia atque ſingula libris Symbolicis comprehenſa. Quibus, ſeu libris, ſeu dogmatibus, conjunctim ſumtis, vix ulli mortalium certo conſtare poteſt per omnia accurate cum Verbo divino convenire, ita ut ne vel minimum quidem errorem complectantur.

Nec ſatis eſt hunc et illum, aut alios plures Theologos, viros ſerio pios ac ſolide doctos, de dogmatum illorum omnium veritate minime apud animum ſuum dubitare. Sint illi certe ſibi ipſi perſuaſi, ſed norint ſibi propterea non eſſe jus in quorumcumque aliorum conſcientiam; imperándi, videlicet, omnibus ſuis auditoribus, aut collegis, aut ſucceſſoribus, aut ad Sacrum Miniſterium ordinandis, Doctoribusque promouendis; vel alias in numerum atque ordinem docentium cooptandis, ut ſimplicem atque ineluctabilem adſenſum praebeant ejusmodi ſcriptis humanis; dum in ſuae Eccleſiae gremio foveri et Orthodoxorum nomine ac titulo gaudere cupient.

Eſt haec profecto ſervitus iniquiſſima, periculisque et incommodis pleniſſima. Pontifici Romano, Curiaeque Romanae dicam ſcribimus, quod eo modo imperitent conſcientiis. Improbamus Papales Bullas, Edicta, Synodos, Canones, et Anathemata; vim fieri conſcientiis, et laqueum mentibus injici magna voce clamamus. Ad hypocriſin adigi in Papatu Euangelicos homines querimur; quibus, nempe, vel emigrare et alio ſe conferre, vel ex conſcientia ſua ibi vivere, ſentire et agere, coenaque uti Dominica integrum non eſt. Sed id ipſum, quod carpimus in Pontificiis, ipſimet, diſcrimine parvo, deſignamus.

Lutherum meliora edoctum, jurejurando quo in Papales articulos adactus fuerat, solutum coram Deo fuisse pronunciamus; cum jusjurandum vinculum iniquitatis esse non debeat. Interim, sub jurisjurandi fide, S. Ministerii, apud nos, Candidatis, iisque qui Doctorum titulos ambiunt, Confessiones nostras, vincula iniquitatis non minus futuras, obtrudimus; si forte Veritatem clarius perspicere, altiusque rimari iis contigerit. Carcer, remotio, expulsio violenta ac ignominiosa praesto sunt, aperte dissentientibus parata. Stigmaticorum instar habentur, et omnia non dicam honorum consequendorum, aut retinendorum (quorum jacturam philalethae tanti non aestimant) jura amittunt, sed necessariis etiam ad vitam sustentandam emolumentis spoliantur.

Ad partes transire alias, salva conscientia non licet; cum et ibi secundum vulgare dictum, sint *bona mista malis*. Nam quaelibet secta habet bona quaedam, itemque sequiora dogmata; quorum posterioribus viro sapienti ac pio per conscientiam subscribere non licet. Nisi autem plane et plene omnibus promiscue subscripsero, non habebor illarum partium consors. Quonam igitur tandem me conferam? Quaenam mihi sedes, in quam recipiar, supereſt?

Una et sola prophetandi libertas hinc inde a Potestatibus supereminentibus solatio esse poterit adflictis

flictis. Hac indulta (ſpondere hoc auſim) multi Academici Doctores, multi Eccleſiaſtae, multi Theologiae ſtudioſi; quid multos dico? immo vero plurimi et innumeri poſthac liberius philoſophati oculos aperient adhuc clauſos, et ea videbunt, quae ſe nunquam viſuros antea credidiſſent; perque eos veritas in apricum producta, libero pede incedet; quae tot vinculis adhuc detenta et conſtricta ſeſe, ut par erat, exſerere neutiquam potuit. Audiemus tum demum, hic et illic, inaudita, agnoſcemus, defecata ſcoria, veriorem doctrinam juſtae puritati reſtitutam; Scripturaeque et recta ratio de obſoletis erroribus triumphabunt. *Ita faxit Omnipotens!*

X.

Von der Eintheilung der Religionsmeynungen in drey Klassen.

Man wird die Streitigkeiten unter verschiedenen christlichen Partheyen besser beurtheilen, wenn man die Meynungen derselben in drey Klassen unterscheidet. In die **erste** kommen die **Meynungen über die Religion**, die man in der Gesellschaft zur Seligkeit schlechterdings für unentbehrlich hält. In die **andere** kommen diejenigen über gewisse strittige Dogmen, die von der Gesellschaft zwar festgesetzt sind, die man aber verwerfen kann, ohne daß man dadurch der Seligkeit für verlustig erklärt wird. In die **dritte** kommen bloße **theologische** oder **philosophische** Meynungen, die nur von den Gelehrten verstanden, von dem Volk aber gar nicht gefasset werden können, und die überhaupt gar keinen Einfluß auf unser künftiges Wohl oder Weh haben. Es giebt keine christliche Gesellschaft, in der man nicht diese dreyerley Arten von Meynungen anträfe; um aber die Sache verständlicher zu machen, wollen wir an den **Socinianern** ein Beyspiel geben.

I. Die Socinianer haben als Hauptlehren ihrer Religion festgesetzt: Daß ein ewiges vollkommen weises, gütiges und mächtiges Wesen vorhanden sey, welches Himmel und Erde nebst allem was darinnen ist, und insonderheit die Menschen in der Absicht geschaffen, um ihnen wohlzuthun: welches von allen Menschen, einen einzigen ausgenommen, so wie sie zu einen verständigen Alter gekommen sind, dadurch, daß sie nicht nach der ihnen verliehenen Erkenntniß gehandelt, wäre beleidigt worden, weswegen sie von ihm die Vergebung ihrer Sünden bedurften: Daß dieser Gott seinen Willen vormals mittelst der Propheten, deren Schriften im alten Testament enthalten sind, geoffenbaret hätte: — Daß er ihn aber in der Folge mittelst Jesu Christi, der zwar von einer Jungfrau sey gebohren worden, aber, die Sünde ausgenommen, ganz ein Mensch wie wir, jedoch durch einen ausserordentlichen Beystand des göttlichen Geistes unterstützt gewesen wäre, — auf eine viel vollkommnere Weise kund gemacht habe: — Daß Jesus Christus die nämlichen Wahrheiten die er gelehrt, durch seine Apostel, denen er den heiligen Geist gab, und die er zu predigen aussendete, hätte verkündigen lassen; — daß diese Offenbarung zu finden wäre in den Büchern des neuen Testaments, welche alles enthielten, was man von Gott und Jesu Christo zu glauben, alles was man im Gehorsam gegen sie zu thun, und

alles

alles was man von ihnen zu hoffen habe: — Daß dieser Jesus, nachdem er eine unzählbare Menge von Wundern gethan, zugelassen habe, daß ihn die Juden an ein Kreuz schlugen — an welchem er gestorben ist, um seine Lehre zu bestätigen, um uns ein Beyspiel zu geben, und um sein Blut zur Versöhnung unserer Sünden, Gott im Himmel darzubringen: — Daß er begraben, — auferstanden — gen Himmel gefahren, allwo er durch die Macht die ihm Gott sein Vater gegeben, über die ganze Natur herrsche; und daß er wiederkommen werde zu richten die Lebendigen und die Todten, und die Seelen derer die dem Evangelio gehorcht haben, nach vorhergegangener Auferweckung ihrer Leiber, dergestalt zu belohnen, daß sie sich mit ihm einer glücklichen Unsterblichkeit erfreuen; und die andern, nach ebenfalls geschehener Auferweckung, mit Uebeln die ihren Sünden angemessen sind, und mit der göttlichen Gerechtigkeit übereinstimmen, zu bestrafen; — daß man an Jesu Christo die königliche Autorität, die er von seinem Vater erhalten habe, anerkennen, ihm gehorchen, ihn um seinen Beystand anrufen, und ihn als den einzigen Stellvertreter Gottes nach den ausdrücklichen Befehl seines Vaters anbeten müsse. —

Hierin besteht eigentlich die Religion der Socinianer — denn nur mittelst des Glaubens an diese Hauptartikel, und eines damit übereinstimmenden Lebens

hoffen

hoffen sie selig zu werden; wie sie denn überhaupt die wahre christliche Religion in die Ausübung setzen, ohne die ihrer Ueberzeugung nach keine Seligkeit erlangt werden könne.

Sie rühmen sich auch damit, daß diese Hauptsätze so deutlich in der Schrift enthalten wären, daß alle Christen zu allen Zeiten sie geglaubt hätten, und noch glaubten; und daß sie einzig den Inhalt der alten Symbolen, besonders aber des weit simplern apostolischen Symbolums ausgemacht hätten. — Um daher die Socinianer in Betref dessen, was man **ihre Religion** heißt, entweder zu verdammen oder loszusprechen; muß man zuerst ausmachen, ob das, worein sie ihre Religion setzen, hinlänglich oder nicht hinlänglich ist zu ihrer Begnadigung. Man müßte entscheiden: Ob ein Mensch, der mit aller Aufrichtigkeit die Schrift forschte, und nichts **weiteres** als **dieses** darin fände, aber dieses was er fände von ganzem Herzen glaubte und mit allen Kräften beobachtete, und überdies bereit wäre, wo er etwas mehreres auffinden würde, auch dieses gerne zu glauben und zu üben; — man müßte sage ich entscheiden, ob ein Mensch mit diesem Glauben und von solcher Beschaffenheit der göttlichen Barmherzigkeit unwürdig wäre.

II. Haben sie Meynungen die dem Streit unterliegen — und die z. B. darin bestehen, daß sie

das verwerfen, was unter andern Christen gelehrt wird in Betref — der Dreyeinigkeit der Personen, von denen die zweyte durch die erste gezeugt ist, und die dritte von den beyden andern ausgeht — in Betref der hypostatischen Vereinigung der 2ten dieser Personen mit der Menschheit Jesu Christi, welche dergestalt erfolgt ist, daß sie nur eine Person mit dieser Menschheit bildet, ohne daß eben die andern göttlichen Personen mit eingefleischt wären; — in Betref der Genugthuung Jesu Christi, welcher nach der Meynung der meisten andern Christen durch sein Leiden und Sterben stellvertretende Strafen der Sünden des ganzen Menschengeschlechts dergestalt übernommen hätte, daß nun die göttliche Gerechtigkeit, welcher aufs strengste genuggethan wäre, nichts weiter von den Menschen fodere, als daß sie diese Genugthuung, die Jesus Christus für sie geleistet habe, im Glauben sich zueigneten.

Die Unitarier verwerfen diese Dogmen, weil sie glauben, daß sie nicht in der Schrift geoffenbaret wären, und daß sie auch darin nicht gefunden werden könnten, wenn man nicht den Schriftworten etwas zuschieben, und verschiedene scholastische Ideen mit schriftmäßigen vermengen wolte. Sie bemühen sich so gut als ihnen möglich auf alle Stellen die man gegen sie anführt zu antworten, und ihre Meynungen durch andere entgegengesetzte Stellen, wie man das

in

in ihrem Katechismus sieht, zu beweisen. Sie glauben auch, daß diese Dogmen der rechten Vernunft, welche von der Offenbarung vorausgesetzt, und von dieser nicht umgestoßen werden kann, zuwider wären. Wenn sie sich bey manchen Stellen die man gegen sie anführt, nur mit Mühe herausziehen, und einige andere, wie man ihnen Schuld giebt, verdrehen, so muß man auch daran gedenken, daß es schwere Dinge und Geheimnisse betrift, die über die menschliche Vernunft sind.

Soviel ist gewis, daß dieses Streitigkeiten sind, die selbst, wie die Erfahrung gelehrt hat, Leute vom großen Verstand in Verwirrung bringen können; wie denn auch wirklich die Christen stets darüber uneins gewesen sind. Doch dem sey wie ihm wolle! Die Socinianer lassen nun einmal **ihre Religion nicht darin bestehen,** das zu verwerfen, was andere Christen in Ansehung dieser Dogmen glauben; sie meynen nicht, daß man es bey Verlust seiner Seligkeit verwerfen **müsse.** Man kann nach ihnen alle diese Disputen ignoriren, ohne deswegen Gott weniger angenehm zu seyn.

Man müßte demnach auch hier untersuchen, ob das, worin wir von ihnen unterschieden sind, von eben so großer Wichtigkeit ist, als das, worin wir mit ihnen übereinstimmen; und ob es billig ist, Leute, wel-

che sich mit uns in den Religionspunkten von denen oben geredet worden ist, vereinigen, lediglich wegen ihrer strittigen Meynungen über schwere und dunkle Materien zu verdammen.

III. Sie haben auch theologische und philosophische Meynungen: Sie glauben z. B. daß die Höllenstrafen nicht ewig sind — daß es widersprechend sey, daß Gott zufällige Dinge vorhersehe — daß man die Existenz Gottes nicht aus der Betrachtung der Natur beweisen könne, und was dergleichen mehr ist. Aber sie verpflichten keinen Theologen, noch weniger aber das Volk, über diese Punkte eine gewisse Parthey zu nehmen. Sie sehen dergleichen Dinge als schwere Sätze an, über die eine verschiedene Meynung frey bleiben könne. Wenn man aber auch alles, was sie hierüber sagen, widerlegen würde; so meynen sie, daß doch dabey ihre Religion nichts verlöhre.

Um also wie schon gesagt, über ihre Dogmen gründlich zu urtheilen, muß man diejenigen, welche ich Religionssätze genannt habe, untersuchen; und wenn man glaubt, daß sie hinreichend sind, ihnen bey einem christlichen Leben Gottes Barmherzigkeit zu gewähren; so kann man diese Leute in der Erwartung, daß sie Gott mehr erleuchten werde, dulden.

Eben so solte man alle Streitpunkte die unter den Christen statt haben, untersuchen, und wenn man

findet,

findet, daß jede Sekte das Wesentliche beybehält, so solte man ihr alle ihre Disputen und ihre theologische Spekulationen verzeihen, vorausgesetzt, daß sie auch von ihrer Seite jeder andern Nachsicht beweisen wolte; denn um Frieden zu haben, muß man ihn nicht blos von einer, sondern von beyden Seiten haben wollen.

Zu diesen Vorschlag des le Clerk, *) der manchen nicht übel scheinen wird, hat indessen ein Neuerer eine ungedruckte Anmerkung gemacht, die es vielleicht auch nicht unwerth ist, daß ich sie hieher setze. „Die Unterscheidung in drey Klassen bringt die Religionsstreitigkeiten nicht im geringsten einem friedlichen Vergleich näher. Denn darüber ist eben der ganze Streit, welche Wahrheiten in die erste, zweyte oder dritte Klasse gehören; — ist einmal dieses zugestanden, so hat der Gegner nichts mehr zuzugestehen, sondern er hat das Feld geräumet. Dazu ist die Eintheilung in Wahrheiten die zur Seligkeit gehören, und in andere die nicht dazu gehören, meines Bedünkens gar nicht richtig. Entweder alle, oder keine ist zu ihr unentbehrlich.

Was heißt das erstlich: Eine Wahrheit ist zur Seligkeit vonnöthen? Nur das kann es heißen:

*) Bibliotheque choisie Tom. V. p. 412.

Gott hat die Annahme derselben zur Bedingung der Seligkeit gemacht; — was heißt das anders wieder: Als, Gott hat gerade die moralische gute Beschaffenheit durch welche jene Annahme mitgewirkt wird, das heißt, das Bestreben und die Willigkeit für die Wahrheit, zur Bedingung der Seligkeit erhoben. An und für sich kann es kein Verdienst seyn, das Belohnung verdiente, eine Wahrheit zu glauben; denn dieses ist ganz ein Werk des Verstandes, und es ist kein Verdienst von mir, daß ich sehe, daß 2 mal 2 = 4 ist; höchstens ists ein Verdienst des Schöpfers meines Verstandes. — Alles Verdienst meines Herzens dabey also, das auf die Seligkeit einen Einfluß hat, läuft auf das Bestreben und die Liebe für die noch zu suchende Wahrheit hinaus. Es kann einer also Wahrheiten glauben, und doch dafür Strafe verdienen, d. h. er kann die Wahrheit nicht mit genugsamer Lauterkeit seines Herzens und Liebe für sie aufgesucht und gefunden haben; so kann umgekehrt der Verstand einem guten Herzen einen Irrthum für eine Wahrheit verkaufen, das selbst durch den Eifer, womit es den verlarvten Irrthum anbetet, sich ein Verdienst erwerben kann.

Jetzt kommt es nun darauf an, ob unter den Wahrheiten selbst ein Unterschied seyn kann, der der Maasstab des Verdienstes des Herzens dabey ist. Der Inhalt derselben soll diesen Unterschied nun machen?

chen? Ich läugne ihn aber gewissermaßen; nämlich so: Diejenige Wichtigkeit die irgend ein Satz hat, diese kommt dem entgegengesetzten auch zu. Z. B. der Satz, es ist kein Gott, ist völlig eben so wichtig wie der, es ist einer. — Berechnet man nun das Verdienst des Herzens bey der Annahme eines Satzes nach der Wichtigkeit desselben; so kann der Atheist eben so viel Verdienst bey seiner Behauptung sich erwerben, als der Theist: Denn nur von subjektiver Wahrheit kann unter den Menschen die Rede seyn, und der Atheist würde sündigen, wenn er über seine subjektive Wahrheit: Es ist kein Gott, nicht mit eben so vielem Eifer hielte, als ich über die entgegengesetzte: Es ist einer. Man schläget also den Gegner nicht, wenn man ihm darum eine Behauptung aufdringen will, weil sie sehr wichtig ist; „sondern man giebt ihm Waffen; denn eben darum kann er sagen, nehmet meine eben so wichtige Leugnung dieser Behauptung an, und es hat wahrlich großen Einfluß auf alle Handlungen, wenn man glaubet, daß kein Gott ist.“ — Alle diese Gedanken sind nur Bauriß und Abbreviatur; vielleicht aber gewinnen sie mehr Werth durch eine weitere Auseinandersetzung, an der ich in meinem nächsten Buche schon arbeite. — Und die werden auch mit mir meine Leser wünschen.

XI.

Ueber die an manchen Orten gewöhnliche Feyer der Buß- und Bettage.

Ich gehöre nicht unter die Zahl derer, welche sich wundern, daß man neben so vielen Feyertagen auch noch Buß- und Bettage in der lutherischen Kirche angeordnet hat, und welche meynen, daß diese Bußtage blos Kopie von dem jüdischen Versöhnungstag wären, von dem auch unter dem Evangelio nicht einmal ein Schatten mehr übrig seyn solte. Ich glaube wohl, daß mit dem Versöhnungstag der Juden unsere Bußtage einige Aehnlichkeit haben; ich bin überzeugt, daß uns in dem neuen Testamente nirgends eine Anweisung gegeben ist, an gewissen bestimmten Tagen das Vaterherz Gottes mit ausserordentlichen Bußübungen und mit gemeinschaftlichen ängstlichen Seufzern zu erweichen; und ich gebe es gerne zu, daß wir den Juden nicht gleichen solten, die sich Gott allzumenschlich gedachten, die durch ihre Opfer, durch ihre äusserliche Trauergestalt, durch ihr Fasten und Weinen die Versöhnung mit Gott zu erkaufen meynten, und die ihren jährlichen Buß- und

Bettag für ein Heilmittel aller ihrer Sünden, und für den Erndetag alles zeitlichen Glücks und Segens hielten. Es scheint mir endlich ebenfalls unschicklich, wenn man an solchen Tagen die Christen zum Beten, zum Fasten, zu Bußwerken, durch obrigkeitliche Befehle und angedrohte bürgerliche Strafen zwingen will; denn unsere Gottesverehrung und Buße muß ein ganz freyes Werk unseres Willens seyn, und nicht jeder Mensch befindet sich eben, in Rücksicht auf Körper und Geist stets in einer solchen Verfassung, daß er gerade an einem gewissen festgesetzten Tag zu den vorgeschriebenen Andachts- und Bußübungen aufgelegt ist. Aber ich denke auch: Man schaffe nur die Mißbräuche ab, und richte die Feyer der Buß- und Bettage evangelischer ein; alsdann werden sie, wenn gleich nur eine menschliche, dennoch immer sehr nützliche und heilsame Anordnung bleiben können.

Allein ihre Feyer! — Nun diese ist freylich nicht überall die beste; ja sie ist an manchen Orten so unevangelisch, werkheilig und abentheuerlich, daß man darüber erstaunen muß. Es wird, um dieses zu beweisen, nichts weiter nöthig seyn, als daß ich von dem, was ich in diesem Betref auf meiner Reise in ein gewisses Land gesehen und gehört habe, eine kurze Erzählung mache.

Es war gerade ein Sonnabend, an dem ich zu *** einer kleinen Stadt in Schwaben ankam, und bey

bey dem dasigen Herrn Superintendenten ** meinem alten Bekannten, eine freundschaftliche Aufnahme erhielte. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen bat er um Vergebung, wenn er sich eine kurze Zeit von mir entferne, weil er mit seiner morgen zu haltenden Bußpredigt, welche vor jeder andern dreyfache Bearbeitung erfodere, noch nicht ganz fertig geworden wäre. Ich bat ihn dagegen, um meinetwillen an dem Heil der Seelen ja nichts zu verabsäumen, wünschte ihm evangelische Salbung von oben herab, und freute mich einer Bußtagsfeyer, die vielleicht vor mancher in meinem Vaterlande einen Vorzug haben könnte, beyzuwohnen.

Nach Verlauf etlicher Stunden war mein lieber Herr Superintendent wieder bey mir, und versicherte mich, daß ihm seine Bußmedidationen vortreflich geflossen wären, und daß er hoffe, morgen auch das verstockteste Herz des Sünders höllisch zu erschröcken, und seine Augen zu Thränenbächen zu machen. Ich fühlte in diesem Augenblick schon selbst eine kleine Erschütterung, und ahndete ziemlich, daß sich meine vorgefaßte Freude wohl auch mit in Traurigkeit auflösen mögte. Kaum war die Sonne aufgegangen, als ich meinen Bußprediger auf seiner Studierstube sein Koncept mit einem bald winselnden, bald lärmenden Tone, memoriren hörte; nur Schade, daß eben wegen dieser Dissonanz nichts deutliches zu vernehmen

war.

war. Der arme Mann hatte sich damit so abgearbeitet, daß er endlich ganz ermattet, und im Schweiß seines Angesichtes zum Vorschein kam, und nur mit schwacher Stimme zu mir sagen konnte: Nun hab ich überwunden! „Aber der Sieg hat Sie viel gekostet; Sie haben sich zu einen noch viel wichtigern auf der Kanzel die Kräfte genommen? — Nein, antwortete er: Ich muß mich zuvor in Feuer setzen, wenn ich meine Zuhörer in Feuer bringen will, und die Gnade wird mich schon wieder stärken. Unterdessen daß ich ihm dieses Glück wünschte, brachte man Koffe und Gebackenes, und der Bußprediger stärkte sich zusehends. Nur war es ihm leid, daß diesmal das sonst gewöhnliche in einem kalten Braten bestehende Frühstück wegbleiben müßte, weil nämlich Buß- Bet- und **Fasttag** wäre. Nun gieng ich mit ihm zur Kirche, und traf in der Sakristey zwey Diakonen an, von denen der eine gar nicht bußtagsmäßig, sondern fröhlich und freundlich aussah, vermuthlich weil er die Worte Christi: „Wenn ihr fastet, so solt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler“ in Erfüllung bringen wolte. Inzwischen sagte mir der Herr Superintendent leise ins Ohr: Dieser Mann ist ein Weltkind, und versteht gar nicht das Gesetz zu predigen, das werden Sie heute Nachmittag hören; und hierauf zog er sein Koncept aus der Tasche, und memorirte nochmals mit vielem Eifer seine Predigt, bis zu

den Augenblick, wo er auf die Kanzel treten solte. Ich will ihn aber jetzt ein wenig vergessen, um mich zu andern Gegenständen wenden zu können.

Das was mir am ersten auffiel, war, daß ich die ganze Gemeinde in schwarzen Kleidern erblickte. Lieber Himmel! dachte ich bey mir; warum denn alles schwarz? Soll denn die Buße noch immer schwarz vorgestellet werden, nur damit jedermann vor der Buße zurückbebe? Sollen denn die mönchischen Grillen von Abtödtung und tiefer Trauer noch immer auf evangelische Christen ihren Einfluß behaupten? Solte denn Gott auf den Rock sehen, und die schwarze Farbe von der Reinigkeit der Gesinnungen ein Abdruck seyn? Wenn man's so treibt, so wird wohl heute der Rock blos Buße thun!

Ich konnte kaum von diesen traurigen Gedanken wieder zurückkommen, — als ich schon wieder in andere nicht fröhlichere verfiel. Ich nahm nämlich wahr, daß der Gesang den man amstimmte, nicht von der Orgel begleitet wurde. Dieses herrliche Instrument, das unsere Kirchengesänge so sehr erhebt, stand einsam und stille, und schien auch mit fasten zu müssen. Unbegreiflich! — Wenn das Orgelspielen an den übrigen Sonn- und Feyertägen keine Sünde ist, wenn es nach eines jeden Empfindung Schwung in unsere Andacht bringen kann; wie mag es denn an Buß-

tägen

tägen verwerflich befunden werden? Aber es ist alles darauf angelegt, daß die Leute den Kopf hängen sollen!

Und es wäre wohl um so nöthiger gewesen, die Orgelstimme zu Hülfe zu rufen, weil das Bußlied das man sang eben nicht das Ausgewählteste war — oder deutsch zu sagen — fieberhaft war. Daß in demselben Hitze und Kälte miteinander abwechselten kann ich beweisen, wenn ich nur zwey Verse daraus anführe. Zuerst die Hitze: „Straf mich nicht in deinem Zorn! Großer Gott verschone: Hat die Sünd, dich entzünd; lösch ab in dem Lamme, deines Eifers Flamme.“ — Und die Kälte: „Ach sieh die Gebeine an; wie sie fast erstarren. Ich verschmacht, Tag und Nacht fließen meine Thränen!“ Ach ein solches Lied! — aus einem evangelischen Gesangbuche — von einer zahlreichen Gemeinde, — an einem so feyerlichen Tag als ein Bußtag ist, gesungen — oder vielmehr hergelogen! — Ist es denn wahr, daß der liebreiche Vater im Himmel wie ein zorniger, rachsüchtiger Mensch seines Eifers Flamme in Blut auslöschen müsse? Konnte es denn wahr seyn, daß alle busfertige Sänger an den Gebeinen fast erstarrt waren, verschmachten wolten, und Tag und Nacht ihre Thränen fließen ließen? Wenn wird doch endlich hie und da der Gottesdienst vernünftiger und evangelischer werden?

Aber

Aber ich bekam bald ein noch erbaulicheres Lied zu hören; — nämlich die Litaney. Indem das 2te Verlesen auf der Kanzel zu Ende gieng, sah ich etliche Knaben in schwarzen Mänteln vor dem Altar niederknieen, und hörte sie hierauf das Kyrie Eleison, ein griechisches Exordium in einem deutschen Kirchengesang! — anstimmen, oder vielmehr herheulen. Wenn mir das mißtönende Geheul der Knaben, die oft bis ins viergestrichene F. hinaufwirbelten, und da alle Augenblicke zu ersticken schienen, durch Mark und Bein gieng, so ekelte mich die beynahe 50mal in unisono wiederhohlte Antiphonie der Gemeinde. Indessen gab es doch auch mitten in der allerandächtigsten Litaney eine kleine Gelegenheit zur Aufheiterung. Man hatte sie dem langen Vers: Alle wahre Bischöfe, Pfarrherrn und Kirchendiener im heilsamen Wort und heiligen Leben erhalten" dann „des Türken und Pabstes Tyranney und Blutvergießen wehren" — zu danken. Es war nicht möglich, bey dem eintönigen Gesang dieser langen Verse, in denen noch dazu kein Takt gehalten wurde, in den Schranken der Ernsthaftigkeit zu bleiben. Gewis wer das Absingen der Litaneyen eingeführt hat, der hat sich um die Bußtagsfeyer sehr verdient gemacht. Er hat gemacht, daß die vernünftigen Leute die Ohren zuhalten und sich ärgern, daß die Weltkinder ihrem lustigen Herzen Luft machen, und daß die Sünder sich so abschreyen, daß

sie

sie die folgende Gesetz- und Strafpredigt nicht mehr hören, und höchstens nur im Traume erschrecken können. — An manchen Orten wird zwar die Litaney von dem Prediger auf der Kanzel abgelesen, und dadurch die Bußtagsfeyer abgekürzt und manche Inkonvenienz vermieden; aber es wäre zu wünschen, daß die Formulare passender wären; und daß die alten den neuen Platz machten. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Nachdem die Litaney überstanden war, so wurde nun der Glaube gesungen, ohne daß sich die Ursache absehen konnte, und der Herr Bußprediger kam hierauf mit feyerlichen Schritten, jedoch mit niedergeschlagnen Augen bey der Kanzeltreppe an. Sehr lange dauerte seine Selbstandacht, und man hörte ihn ziemlich laut beten, „daß Gott zu dem Donner seines Worts Kraft geben wolte.“ Es donnerte auch wirklich schon tüchtig, als er nur noch in dem Eingang seiner Predigt begriffen war. Aber die Predigt selbst war ganz Donner und Bliz. Sein Text stand im fünften Psalm, im 11ten Vers: „Stoße sie aus um ihrer großen Uebertretung willen; denn sie sind dir widerspenstig.“ Daraus stellte er vor: Die Amtsseufzer eines christlichen Bußpredigers. Im ersten Theil gab er die Seufzer selbst an; und sie zielten dahin ab, daß die Uebertreter aus dem Reich der Natur, aus dem Reich der Gnaden, und aus dem Reich

der

der Herrlichkeit ausgestoßen werden mögten. Im zweyten Theil zeigte er die Ursachen an, die ihn zu solchen Seufzern veranlaßten; nämlich die große Uebertretung und die Widerspenstigkeit des Volks.

Da striegelte er nun alle Stände von dem ersten bis zum letzten nach der Art, vergaß auch nicht einmal der Uebertretung der Obrigkeit und der Widerspenstigkeit seiner Kollegen, besonders deckte er den Greuel der Hurerey so umständlich auf, daß alle ehrbare Jungfrauen die Köpfe in die Müffe steckten, und alle keusche Junggesellen die Hüte vor's Gesicht hielten. Beym Schluß sagte er: Ich habe zwar heute geseufzt, daß euch Gott, ihr Sünder! um eurer Uebertretung und Widerspenstigkeit willen ausstoßen wolte; aber wenn ihr über eure Sünden Ach und Weh schreyen werdet, so will ich bitten, daß Gott meine Amtsseufzer nicht erhören, sondern euch aus dem Reich der Natur in das Reich der Gnaden, und aus dem Reich der Gnaden in das Reich der Herrlichkeit bringen wolte. Ja fliehet in die Wunden Jesu, — so werdet ihr vor dem Zorn Gottes verschonet bleiben, Amen.

Dies war der ganze Schluß und zugleich der ganze Trost, und die ganze Anweisung zur Besserung.

Ob die Zuhörer mehr betroffen oder mehr betäubt waren? das kann ich schwerlich entscheiden.

Aber

Aber ängstlich war mir es, daß ich nach einer so alt-
israelitischen Predigt die zwey volle Stunden dauer-
te, nun auch noch ein langes Bußgebet verlesen hö-
ren müßte, welches, da es nur auf grobe Sünder
paßte, kein Gerechter mitbeten konnte, und das man
vielleicht mit so vielen identischen Worten ohne Saft
und Kraft zusammensetzte, weil man glauben mogte,
daß Gott durch ein langes Geplerr und hundertmal
wiederhohlte Bitten zur Vergebung der Sünden und
Abwendung aller Landplagen, um so eher sich bewegen
ließe. Es wurde auch Kommunion gehalten, und
da sah ich alle Kommunikanten während der Absin-
gung der Einsetzungsworte, vor dem Altar auf den
Knieen liegen. Ich mußte auch nicht wenig über die-
sen katholischen Gebrauch, der sich auf die Brodver-
wandlung gründet, erstaunen; aber beynahe lachen
mußte ich, als ich den Gesang des Diakonus hörte.
Wenn man ja das Absingen der Einsetzungsworte und
des Vaterunsers, und überhaupt der Kollekten nicht
will abbringen lassen, so solte man doch, meines Er-
achtens, für alle junge Geistliche eine Singschule er-
richten, und jedem Kandidaten in dem Examen auch
eine Probe von seiner Stimme abfodern; und den,
der keine reine Kehle hat, eben sowohl abweisen, als
den der keinen gelehrten Kopf hat. Dadurch würden
die christlichen Gemeinden vor vielem Aergerniß, und
die Pfarrer vor mancher Spötterey bewahrt bleiben.

Um aber wieder zu meiner Geschichte zu kommen; so muß ich sagen, daß ich nach geendigtem vormittägigen Gottesdienst den Weg wieder in die Superintendur fand, und schon bey meinem Eintritt von meinem gütigen Hauswirth gefragt wurde: Wie mir seine Bußpredigt gefallen habe. Ich antwortete ihm kurz: Daß ich in meinem Leben noch nie eine solche Bußpredigt gehöret, und noch nie eine solche Bußfeyer gesehen hätte, und daß nichts weiter zu wünschen gewesen wäre, als daß auch der Schulmeister in den bösen Feind verkleidet, zu welcher List ein gewisser Geistlicher im vorigen Jahr, wenn anders die Zeitungen keine Lügen sagen, mit sehr gutem Erfolg seine Zuflucht genommen haben soll, zur äussersten Vermehrung des durch die Bannpredigt eingejagten Schreckens plötzlich unter das Volk hervorgesprungen wäre.

Mein Herr S.. wolte mir zwar durch einen tiefen Bückling und solenne Verbittung des seine Demuth beschämenden Lobspruches meinen Mund noch weiter zu seinem Lobe öfne; allein da ich ihm erklärte, daß sich jetzt die Verdauungszeit zu seiner Predigt bey mir einstellte, und daß mir ohne Zweifel die anzuhörende Nachmittagspredigt des Diakonus noch mehr Stof geben würde seine Vorzüge zu bemerken; so gefiel es ihm, mich für jetzt in Ruhe zu lassen. Nun glaubte ich auch von der häuslichen

Buß=

Bußtagsfeyer etwas zu erfahren; allein ich erfuhr nichts weiter, als daß sich die Familie nochmals wie am Morgen an Kaffee und weißem Brod labte, und sich dadurch Kräfte verschafte, bis auf den Abend fasten zu können. Auch hörte ich nun keinen andern Bußseufzer, als daß die Weltkinder die ordentlich Mittagsmahl hielten, von ihrer Freßbegierde Bauchgrimmen davon tragen mögten. Leider würde ich nun auch unter diese Weltkinder gehört haben, wenn ich in dem Gasthofe gewesen wäre; aber ich zweifle, ob das Bauchgrimmen mir dann zu Theil geworden wäre, das mich eben jetzt, weil ich fasten mußte, marterte.

Eben meinem hungrigen Magen hatte ich es auch Schuld zu geben, daß ich in der Nachmittagspredigt, die mir bey vollem Magen gewis nicht zu lang geworden wäre, zuweilen nach dem Amen seufzte. Diese Predigt war nun freylich von ganz anderer Art, als die Vormittägige. Der Herr Diakonus predigte über den herrlichen evangelischen Text: „Kommet her zu mir alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.“ Die Zuhörer hatten auch wirklich diese freundliche Einladung nöthig, weil sie in der Amtspredigt alle ausgestoßen waren, und ich sah es ihnen deutlich an, daß ihre Seelen wieder Erquickung fanden. Und wie hätte es anders seyn können. Der Prediger behandelte seinen evangelischen Text

ganz evangelisch, er führte seine Ermahnung zur Buße auf die Dankbarkeit gegen Gott und Jesum Christum, die so große Anstalten zu unserm Heil getroffen hätten, und auf das eigne Seelenwohl des Sünders zurück, und versicherte, daß jeder, der nur ernstlich gesinnt sey, sein Leben bessern zu wollen, sich seiner Begnadigung erfreuen dürfte. Er hatte bey dieser seiner Traktation nicht nöthig, am Schluß ein Register aller Sünden und der darauf gesetzten Strafen anzuhängen, und es hernach plötzlich mit einem Strich zu durchstreichen. Auch brauchte er keine überlange Applikation zu machen, weil fast die ganze Predigt diesen Namen verdiente, und weil die Zuhörer durchgängig Erweckung genug zu der Entschließung bekamen, dem zu leben, der zu ihren Besten gestorben und auferstanden ist. Wenn ich anbey sage, daß der Prediger in seinem äusserlichen Anstand, in seinen Geberden, in seiner Stimme, in seiner ganzen Aktion etwas ungemein sanftes, rührendes, an sich ziehendes hatte, so wird man um so leichter glauben, daß er nicht vergeblich predigte. Wenigstens gieng ich aufgeheiterter, fürs trostvolle, gotteskräftige Evangelium erwärmter, und zu jeden guten Werk gestärkter aus der Kirche — und dankte Gott, daß ich, da ich Vormittags unter dem Gesetze seyn mußte, Nachmittags unter dem Evangelio zu seyn das Glück hatte.

Aber

Aber nunmehr solte ich auch leiblicher Weise erquickt werden, und ich muß es meinem gütigen Hauswirthe nachrühmen, daß die Köstlichkeit des Soupé die Einbuße des Diné aus der Maßen ersetzte. Er sagte mir, daß es an den Bußtägen in allen Häusern gewöhnlich wäre, sich des Abends für das mittägige Fasten vollkommen schadlos zu halten. Ich lobte natürlicher Weise diese schöne Gewohnheit — aber ich hätte gewünschet auch die Vormittagspredigt loben zu können, wozu ich nun aufs neue Aufmunterung bekam. Allein meine Wahrheitsliebe, und die Hofnung etwas Gutes zu stiften ließen nicht zu, daß ich das Verdienst des Diakonus, dem Rang und der Gastfreundschaft des Herrn Superintendenten aufopferte. Ich will nur etwas aus unserm Gespräche ausheben:

Der Superindent. Sie haben doch während der heutigen Nachmittagspredigt die Leute nicht weinen sehen?

Ich. Während der Vormittagspredigt auch nicht.

Der Sup. Aber in der gabs doch Veranlassung dazu. In der wurde das Gesetz geschärft, da hingegen Nachmittags den Leuten, wie der Prophet spricht, nur ein Polster und Kissen unter das Haupt gelegt wurde.

Ich. Wenn Sie erlauben; so heißt es in der Schrift: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Und wie dem seyn mag, die

Leute hatten immer Nachmittags ein Kissen nöthig, wenn sie sich von dem Stoß Vormittags nicht zu Tode fallen solten! — Aber ernstlich: Meynen Sie denn, daß durch bloße Strafpredigten etwas gebessert werde?

Der Sup. Das will ich glauben. Und zudem liegt die Veranlassung zur Schärfe nicht in mir, sondern in dem Text.

Ich. Eben das bedaure, daß Sie einen solchen Text wählten in dem — blos der alttestamentische Geist lebte und webte. Ihre Predigt solte doch wohl die evangelische Amts- und Hauptpredigt seyn — zu ihr war ja auch wohl ein evangelischer, neutestamentischer Text auszusuchen. Und warum Sie diesen dem Nachmittagsprediger überließen, der gleichsam nur eine Nebenpredigt zu halten hatte? — Das begreife ich nicht.

Der Super. Aber das alte Testament geht doch dem neuen Testament der Zeit nach eben so vor, wie der Vormittag dem Nachmittag.

Ich. Es ist gut, daß Sie nicht sagen: Wie der Superintentend dem Diakonus! Doch ich hätte nichts darwider, wenn man auch zur Amtspredigt einen Bußtext aus dem alten Testament auswählte; nur müßte er zweckmäßig seyn. In meinem Vaterlande hat es

eine lange Gewohnheit fast unvermeidlich gemacht, daß der Text zur Amtspredigt aus dem alten Testamente genommen wird; aber ich muß es zur Ehre meiner Obern sagen, daß sie sich vortreflich auf die Auswahl verstehen, und stets nur solche verordnen, welche evangelisch bearbeitet werden können, und die immer einige Adern des Geistes Christi bey sich führen. Lesen Sie einmal unsern letztern Bußtext der Prov. 1, V. 29 — 32. steht! Sie werden nichts in demselben antreffen, wodurch der Prediger nur die entfernteste Veranlassung bekäme, ungestüm zu zanken — und lieblos zu verdammen; dagegen findet er in demselben die herrlichste Anleitung die natürlichen Folgen der Sünde, auf welche die Leute immer nicht genug aufmerksam gemacht werden können, recht anschaulich vorzustellen, und sie brüderlich zu warnen. Wollen Sie besonders den Schluß dieses Bußtextes bedenken; so wird es Ihnen nicht entgehen können, daß dieser recht dazu auserlesen ist, das ganze Herz des Sünders zu seinen wohlthuenden und belohnungsreichen Gott zu wenden. Heil dem Manne der einen solchen Bußtext vorschreiben kann! An jeder guten Frucht die er hervorbringt — hat er seinen Theil.

Der Super. Leider wird die Welt immer toleranter. Ich will bey meiner Weise bleiben.

Ich. Aber so werden in diesem Fall wenigstens dem dritten Theil ihrer Gemeinde auch künftighin die an den Bußtägen Vormittags geschlagenen Wunden nicht verbunden werden? Sie denken doch daran, wie leer die Kirche Nachmittags war?

Der Super. Was schadet dieses? Es ist immer besser die Wunden bleiben eine Zeitlang offen, als daß man sie so geschwind zuheilet.

Ich. Vielleicht wünschen Sie auch nicht, daß die Bußtagsfeyer überhaupt zweckmäßiger, ungezwungener und evangelischer werde?

Der Sup. Sagen Sie lieber neuerungssüchtig!

XII.

Ueber die an manchen Orten gewöhnlichen drei Beichtfristen.

In meiner Parochie ist es eine löbliche Gewohnheit, daß alle Glieder derselben jährlich, richtig dreimal, weder weniger noch mehr, zur Beichte gehen müßen. Ich kann nicht entscheiden, wenn diese Gewohnheit eingeführt ward, und ob ich gleich nicht meyne, daß sie so alt ist, als der 14te Kanon des Anno 670 gehaltenen Synodus Augustodunensis, in welchem den Layen auferlegt wird, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu kommuniziren; so irre ich doch wohl nicht, wenn ich behaupte, daß sie schon zu meines Urgroßvaters Zeiten aufgekommen; und eben um dieses hohen Alters willen, das sie gleichsam geheiligt hat, habe ich sie auch während meiner geistlichen Amtsführung in ihrer Kraft erhalten. Ja anstatt sie gering zu achten, dringe ich vielmehr auf ihre pünktliche Beobachtung mit ungemeiner Strenge.

Ich verkündige es richtig von der Kanzel, wenn eine Beichtfrist herannahet, drohe denen, welche die sechswöchentliche Frist zu verabsäumen Lust haben mög-

mögten, mit dem kleinen Kirchenbann, und habe stets das Vergnügen zu sehen, daß kein einziges von meinen Pfarrkindern den heiligen Beichtstuhl unbesucht läßt. Wenigstens kommen doch die Allersaumseligsten in der letztern Beichte, und oft ist diese auch die einträglichste, weil alle, die noch im Rest sind, sich recht herzudrängen, um ihre Schulden abzutragen. Eins sagts dem andern: Morgen ist die letzte Beichte: Und da läßt man lieber alles stehen und liegen, setzt man lieber die dringendsten Geschäfte aus, entzieht man lieber die nöthigsten Beyhülfe dem Nächsten, begiebt man sich lieber in Gefahr, irgend eine Unpäßlichkeit des Leibes zu verschlimmern, als daß man diese Beichte versäumte. Und kein Wunder! Denn wenn diese versäumt ist, so muß man wenigstens zehn Wochen warten, bis die zweyte Frist proklamirt wird — und binnen dieser Zeit ist nur in ausserordentlichen Fällen eine Privatabsolution, die aber, weil sie theurer ist als die öffentliche, nicht gerne gesucht wird — zu erhalten.

Meine geistlichen Amtsnachbarn, in deren Parochien diese Gewohnheit nicht Statt hat, und die alle Sonnabende richtig zur Beichte zusammenschlagen lassen; haben sich schon öfters über meine Beichtfristen aufgehalten; und dieselben bald meiner Kommodität, bald einem ungebührlichen Zwang zuschreiben wollen; allein ich habe es wohl gemerkt, daß es der

Neid

Neid oder vielmehr der Unverstand ist, der ihnen den Mund dagegen öfnet; und es konnte mir gar nicht schwer fallen, ihnen den Vorzug meiner Beichteinrichtung vor der ihrigen zu zeigen.

Erstlich gewinne ich für meine Person bey derselben beträchtlich. Da andere Prediger alle Sonnabende eine Beichtrede halten müssen, welche ihnen oft so sauer ankommt, so bin ich viele Sonnabende von dieser Mühseligkeit befreyet.

Freylich häufen sich dann, wenn eine Frist eintritt meine Beschäftigungen, aber sie sind doch von keiner gar zu langen Dauer, und sind sie nur einmal überstanden, so genieße ich lange Zeit wieder Ruhe, und kann meistens meine Mittagsmahlzeit an den Sonnabenden ordentlich abwarten. Der Stunden zum Studiren auf die Sonntagspredigt, die mir dabey in salvo bleiben, nicht zu gedenken.

Hernach bin ich nie in Gefahr, von meinem mir zum Salarium verordneten Beichtgelde etwas einzubüßen. Wie viele Pfarrkinder haben meine Amtsnachbarn, welche das Beichten oft Jahre lang aufschieben? Hiedurch verlieren sie ja offenbar eine nicht geringe Summe von ihren Accidenzien, und man sieht es ihnen auch an, wie kümmerlich sie sich behelfen müssen. Dem Himmel sey's gedankt! vor diesem Verlust bin ich bewahrt. Keines von meinen Pfarr-

kindern kann mir bey unserer alten Einrichtung auch nur einen einzigen Beichtgroschen schuldig bleiben; denn keines kann und darf die letztere Beichte versäumen; ja manche, die ihre Buße bis dahin verzögert haben, beweisen sich nur um so freygebiger gegen mich, weil ich ihre Saumseligkeit leicht öffentlich rügen könnte.

Was noch nebenbey zu bemerken ist, so haben auch meine Beichtkinder von dieser Gewohnheit einen nicht kleinen Seelennutzen. Es kann nämlich keines von ihnen ein Verächter des heiligen Beichtstuhls werden, und sie sind zum Theil gezwungen, sich in der Selbstverleugnung zu üben, weil sie oft wider ihren Willen, wider alle Neigung, und ohne Rücksicht auf ihre Leibes- und Seelenbeschaffenheit zur Beichte kommen müßen. Auf diese Weise werden sie auch nicht nur reich an operibus operatis, sondern erlangen noch überdies einen Schatz von operibus supererogationis, von dem sie bis zur nächsten Frist gar behaglich zehren können. Dieses Glücks gehen meine Nachbarn verlustig. Die Prediger müßen da das ganze Jahr über darüber schmälen, daß man nicht nach dem Kalender beichtet, und es liegt wohl am Tage, wie vielen Eintrag eine solche Unordnung der äusserlichen Zucht und Ehrbarkeit thut. Freylich muß ich auch bekennen, daß sich meine Beichtkinder für den löblichen und christlichen Zwang öfters dadurch schadlos

halten,

halten, daß sie desto freyer auf des Satans Holzwegen wandeln; wie sie denn das Stehlen, Lügen und Trügen ziemlich ungebunden treiben, und manche sogar, aus der Beichte geradezu ins Wirthshaus gehen; allein daran ist ja unsere Beichteinrichtung ganz unschuldig; vielmehr hat sie das Verdienst, daß sie die groben Sünden des Weltkindes ein wenig zudeckt; weil es in der ganzen Gemeinde von ihm heißt: Es ist doch ein guter Christ, denn er versäumt ja keine Beichtfrist.

Ich könnte noch mehrere Vortheile von unsern löblichen 3 Beichtterminen sichtbar machen, wenn nicht schon die bisher angeführten entscheidend wären. Aber solten auch diese Vortheile sie nicht empfehlen; so müßte doch die eiserne Nothwendigkeit für sie sprechen.

In kleinen Gemeinden läßt sich nämlich nothwendiger Weise nicht alle und jede Sonnabende Beichte halten, weil es an der erfoderlichen Anzahl der Beichtleute fehlt. Die Einwendung: Warum denn gerade 3 Fristen? — Warum nicht wenigstens alle Sonntage von der Kanzel die Beichthandlung angeboten? denn es könnte doch öfters Liebhaber geben, — ist nicht der Mühe werth, daß man sie widerlegt, weil sie eine Geburt der Mißgunst und der falschen Weltklugheit ist. —

XIII.

Ueber die Einführung der neuen Liturgien.

Man fängt nun fast überall an, auf die Verbesserung der bisher gewöhnlichen und überaltgewordenen Liturgien, und überhaupt auf eine zweckmäßigere Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, den Bedacht zu nehmen. Noch vor ungefähr zwanzig Jahren hätte man vielleicht hie und da nicht einmal einen Wink geben dürfen, daß nur der Sanktus Pancratius abgedankt werden könnte; man hielt dabey die eingeführte Liturgie für eben so unabänderlich, als die augspurgische Konfeßion, und zitterte vor den Folgen auch der geringsten liturgischen Reformation. Ueber solche Schwachheit und Furchtsamkeit haben wir uns nun zum Glück geschwinder als zu vermuthen war, hinweggesetzt, (denn was hin und wieder noch einige eigensinnige und blöde Männer dagegen einwenden, kommt nicht in Betrachtung;) und es hat wohl der erwachte philosophische Geist und der feinere Geschmack unserer Zeit, sehr viel dazu beygetragen, daß man nicht nur bereits einige alte aus dem Pabstthum zurückgebliebene Gebräuche, z. B. den Exorcismus ab-

geschaft, die Kirchenlieder verbessert, sondern auch ganz neue Liturgien eingeführt hat. Einer der ersten vortreflichen Männer die die Bahn brachen, ist ohne Zweifel der verdienstvolle Herr Geh. Kirchenrath Seiler. Nicht genug, daß er durch seinen so nutzbaren Bibelauszug, den vor ihm keiner wagte, und der billig in allen evangelischen Schulen den ungesäumtesten Eingang finden solte, sein Verdienst um die protestantische Kirche sehr vermehrt hat; er hat ihm auch durch seinen Versuch einer christlich evangelischen Liturgie, und durch sein liturgisches Magazin einen neuen Glanz gegeben. Nicht weniger werden sich auch in dieser Rücksicht die drey würdige Männer, die Herren **Hermes**, **Fischer** und **Salzmann** durch ihre schönen „Beyträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen“ verdient machen; und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß man ihre guten Vorschläge überall befolgen möge.

Was indessen die neu ausgearbeiteten Formulare zu den verschiedenen kirchlichen Handlungen betrift, so wünschte ich nicht, daß sie so geradezu eingeführt würden, sondern ich meyne es wäre besser, wenn man höhern Orts die besten unter ihnen den Predigern blos als Muster empföhle, und es ihnen zur Pflicht machte, sie nach ihren besten Einsichten und nach den speciellen Bedürfnissen ihrer Gemeinden blos zu **benutzen.** Man hat doch den Predigern noch nie

zugemuthet, daß sie alle eine fremde Predigt statt ihrer eigenen ablesen solten; aber man will ihnen fremde Gebete, Anreden, Erklärungen aufdringen, um sie unabänderlich auf einerley Weise herzusagen? Wie reimt sich dieses? Man verlangt eine Verschiedenheit in Predigen, und will auf der andern Seite, daß die Tauf- Trauungs, Kommunion &c. Formulare sammt und sonders einerley Schnitt haben; wie stimmt dieses zusammen? Die Inkonvenienzen die daraus entspringen, lassen sich auch nicht verkennen. Man befördert erstlich dadurch offenbar den Mechanismus. Das ewige Einerley ermüdet nicht blos zuletzt, sondern es stumpft auch die Andacht ab, und artet endlich in ein Geplerr aus, bey dem nichts gedacht und nichts gefühlt wird. In Absicht auf die Gebetsformeln die an Sonn- und Feyertägen von der Kanzel abgelesen werden, leidet es keinen Zweifel, daß sie fast jedermann auswendig herzusagen weis, und da beten dann die meisten Leute nur mit dem Gedächtniß nach. Eben solche Bewandniß hat es mit den Anreden bey der Kommunion. Und wenn gleich die Tauf- und Trauungsformeln für die meisten Laien gewissermaßen immer neu bleiben solten, weil es nicht gewöhnlich ist, diesen Handlungen sogar ausserordentlich oft beyzuwohnen, daß sie alltäglich werden könnten; so wird doch dadurch ihre Wirkung vermindert, weil sie die Kirchendiener nicht immer mit Ernst, Andacht und

Würde verlesen, wovon aber lediglich dies die Ursache ist, daß sie die Kirchendiener auswendig wißen, und durch die ewige Wiederhohlung, nach psychologischen Gründen schlechterdings keinen Eindruck mehr empfinden können.

Auch dieses muß der Einführung einerley Formulare entgegen stehen, weil sie nicht an allen Orten passend sind, und nicht seyn können, solten sie auch die möglichste Vollkommenheit haben. Welche Verschiedenheit der Aufklärung, der Fassungskraft, der Denkart, des Geschmacks ist überall unter den Menschen? Und dieser Verschiedenheit kann doch unmöglich ein einziges Formular akkommodirt werden? Welches ist besser? Wenn sich die Menschen nach den Formular richten, oder wenn sich dieses nach den Menschen richten muß? Soll denn der aufgeklärtere Theil keine andere Geistesnahrung haben, als der große Haufen, und kann dieser verdauen was jener verdauet? Vielleicht wäre in jeder Stadt, in jedem Städtlein, in jedem Flecken, in jedem Dorf, nach den darinn verschiedenen herrschenden Grundsätzen, Neigungen, Bedürfnissen, bürgerlichen und moralischen Verhältnißen auch eine verschiedene Liturgie nöthig; fodert man doch von einer guten Predigt daß sie lokal sey. So gut eine Hochzeitpredigt auf die Personen, denen man sie zum Beßten hält, und auf keine andere passen muß, eben so muß eine Taufvermahnung auf

die jedesmalige Anwesende und auf keine andere passen. Wenn es mir freygelassen ist, aus meinem eignen Kopf zu beten, anzureden, zu erklären, so kann ich manchen Umstand vortreflich benutzen — manche Erbauung, Rührung und Besserung schaffen, die bey dem allgemeinen, die ganze weite Welt umfassenden Formular, wenigstens nicht in dem Grad erfolgt wären. Wie viel Gelegenheit hat dann auch der Prediger, der ungebunden ist, bey jeder gottesdienstlichen Handlung durch die verschiedene Auswahl und Bearbeitung seines Stoffes neue Aufschlüsse zu geben, Grundsätze zu berichtigen, religiösen Vorurtheilen zu begegnen, biblische Kenntniße zu erweitern, und sich selbst verdienter zu machen. Aber so ist er bey den wichtigsten Handlungen, bey denen er gerade am treflichsten selbstthätig seyn könnte, ein Sklav fremder Formeln.

Oder solte man etwa deswegen die Einführung eines bestimmten Formulars für nöthig achten, weil ausserdem Gleichheit und Uebereinstimmung bey den geistlichen Amtsverrichtungen wegfallen würden? Ich dächte nicht, daß eine solche durchgängige Gleichheit eben erfoderlich wäre. So wenig man sich darüber ärgert, wenn ich in meiner Predigtart von andern Predigern abgehe, so wenig kann man sich daran stoßen, wenn ich nicht nach eben den Leisten, den hundert andere haben, meine Tauf- und Kommunionan-

reden,

reden, und meine Gebete und Epistelerklärungen mache. Es ist genug, wenn eine Gleichheit und Uebereinstimmung der rituum vorhanden ist. Und wenn auch selbst diese fehlte, was wäre daran gelegen? Was hat es auf sich, wenn man nicht durchgängig auf einerley Weise das Kreuz macht, die Hände auflegt, die Kniee beugt, den Segen spricht, und was dergleichen mehr ist. Diese Verschiedenheit der Gebräuche findet ja ohnedem schon lange Statt. Fast in jedem Ort ist hierin ein anderes Herkommen — noch mehr stechen aber hier ganze Länder gegen einander ab. An manchen Orten tauft man die Kinder auf die Brust, an andern auf den Kopf; an manchem singt man die Einsetzungsworte beym Abendmahl ab, an andern lieſt man sie her; — an manchen fallen die Kommunikanten bey der Abwandlung nieder, an andern bleiben sie stehen; an manchen verlieſt man auf der Kanzel nur einmal, an andern beym Pult zweymal; hier bedient man sich eines Taufengels, dort eines Taufsteines; hier hat man die Konfirmation, dort hat man sie nicht. Kurz: Es ist schon von Alters her eine unendliche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Ansehung der äusserlichen Zeremonien und Gebräuche in der evangelischen Kirche gewesen; sie wird auch immer ohne Schaden da bleiben. Solte man aber auch eine durchgängige Gleichförmigkeit der Gebräuche einführen, so ist doch gar

keine Ursache dazu vorhanden, daß diese Gleichförmigkeit auch auf die Gebets- und andere gottesdienstliche Formulare ausgedehnt werde. Man kann immer hier den Predigern eine gänzliche Freyheit laßen, und ich habe schon meine Meynung gesagt, warum es wünschenswerth wäre.

Vielleicht fürchtet man aber, daß manche Prediger, wenn man sie an keine Formulare bindet, entweder ungeschickte Einfälle oder wohl gar irrige Meynungen zu Markte bringen? Es ist möglich, daß in diesem Fall manche das Ziel nicht treffen, auch dann und wann etwas heterodoxes mit auskramen. Aber diese Möglichkeit erstreckt sich ja auch über ihre Predigten; und solte diese Besorgniß gelten, so müßte man ihnen eben sogut ein einziges, gedrucktes Predigtformular in die Hände geben. Zum Glück hat man an diese Einführung noch nicht gedacht; aber warum solte man nun an die Einführung liturgischer Formulare gedenken?

Von mehrern Belang mögte diese Einwendung seyn, daß nämlich die Kirchendiener zu viel zu thun bekämen, und mit zu großer Arbeit überhäuft würden, wenn sie ohne Formular die verschiedenen kirchlichen Handlungen verrichten solten. Es ist allerdings wahr, daß manche, die in weitläuftigen Aemtern stehen, den Mangel derselben fühlen würden. Aber es ist ja meine Meynung nicht, daß man alle und jede

Formulare als konfiscirte Waare verbiete, sondern nur, daß man ihren Gebrauch und ihre Benutzung frey stelle. Mein Vorschlag ist dieser:

Man kaufe aus dem Aerarium zu jeder Kirche die vortrefliche Seilersche Liturgie, und mehrere andere der ausgesuchtesten und von den Konsistorien geprüften Formulare anderer berühmter Gottesgelehrten — man befehle hierauf, daß die Prediger, welchen es an Zeit und Fähigkeit mangelt, diese Formulare mit kluger Abwechslung wörtlich gebrauchen, und daß diejenigen, welche Muse, Geschicklichkeit und Eifer haben, diese Formulare zu ihren Amtsverrichtungen mit weiser Auswahl, und wie es den verschiedenen Bedürfnissen ihrer Gemeinden angemessen ist, selbstbeliebig benützen; und man sage mir, ob sich dieser Vorschlag nicht hören läßt. Auf diese Weise wäre einem Zwang abgeholfen, der oft schädlich ist, und doch eine Freyheit hergestellt, die durch die Vortheile, die sie gewährt, ihren zufälligen Mißbrauch weit überwiegen würde.

Nichts könnte diesem Vorschlag entgegen stehen, als etwa eine Protestation des Aerariums. Aber in diesem Fall würde der Prediger auch wohl verpflichtet werden können, seine eigene Geldkasse zu öfnen; und die Noth würde wohl manchen zwingen, sich eben sowohl etliche Jahrgänge von liturgischen Formularen zu kaufen, als sie ihn zwingt sich etliche Jahrgänge von Predigtentwürfen zu kaufen.

XIV.

Ob das Vater unser als eine Richtschnur für alle Zeiten und für alle Menschen bestimmt ward?

Es ist wohl entschieden, daß manche Verordnungen und Befehle unseres Erlösers nur für gewisse Zeiten und für gewisse Menschen gegeben wurden.

Wenn er z. B. sprach: Sorget nicht für euer Leben, noch dafür, was ihr essen und trinken werdet. — Gehet, prediget und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbeykommen. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebts auch. Ihr solt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben — Sorget nicht wie oder was ihr reden solt; — denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden solt; — so waren dies ohne allen Zweifel ganz besondere Vorschriften für die Apostel, die keinem andern Menschen als diesen galten. Dies wird auch jeder Verständige einräumen. Wenn Jesus ferner öfters verbot, daß man ihn nicht öffentlich für den Meßias erklären solte, so gieng dieses Verbot offenbar blos auf eine kurze

dC.VIX

Zeit;

Zeit; nämlich, es galt nur so lange, als er seinen grossen Plan noch nicht ausgeführt hatte, und noch nicht gestorben und von den Todten auferstanden war. Hierin wird wieder jedermann einstimmen.

Wie aber, wenn nun auch das Gebet des Vaterunser, das Jesus lehrte, auch nur als Vorschrift seinen Aposteln, und noch dazu nur als eine Zeitvorschrift, die nicht länger dauern solte, als bis das Reich Gottes gekommen wäre, und bis sie durch die Ausgießung des heiligen Geistes zu hellern und christlichern Einsichten gelangten, ertheilt worden wäre? Etliche nicht ganz unerhebliche Gründe bieten sich für diese Konjektur dar.

Einmal ist es gewis, daß Jesus diese Vorschrift eben so wie die obigen seinen Aposteln gab. Lukas erzählt die Sache also: Und es begab sich, daß er war an einem Ort und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach einer seiner Jünger zu ihm: Herr lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte. Er aber sprach zu ihnen, wenn ihr betet, so sprechet: Unser Vater ꝛc. — Also eine unmittelbare Anweisung an seine Jünger. Wolte man sie auch auf andere seiner Zeitgenossen ausdehnen, so müßte man beweisen, daß Jesus die nämliche Vorschrift auch dem Volk gegeben habe. Dazu scheint nun wirklich bey dem Matthäus eine Spur vorhanden zu seyn — denn er flicht das Vater unser mit in die Bergpredigt ein. Aber

wenn

wenn man daran denkt, daß auch in der Bergpredigt, wie sie Matthäus angiebt, manche Stellen vorkommen, die sichtbar nur die Apostel angiengen; z. B. Ihr seyd das Salz der Erden ꝛc. Ihr seyd das Licht der Welt ꝛc. so könnte es gar wohl seyn, daß auch die darin gegebene Anweisung zum Gebet nur blos den Jüngern gehörte. Und wäre sie auch dem Volk ertheilt gewesen — so war doch dieses Volk nur ein jüdisches, und es ist ein unsicherer Schluß, wenn man das, was Christus den Juden sagte, auch darum allen Menschen, besonders aber den Christen, gesagt wissen will. Da jedoch Lukas die Umstände deutlicher als Matthäus angiebt, so haben wir alle Ursache, jenem zu folgen, und diesemnach zu glauben, daß sich Jesus damit an seine Apostel gewendet, und lediglich diesen das Vater unser als Muster ihrer Gebete empfohlen.

Und daß es noch dazu nur eine Zeitvorschrift für diese seyn solte; dies zu muthmaßen, veranlaßt mich die Bitte: „Dein Reich komme.“ Damals war die glückselige Zeit nahe, wo das Reich des Meßias unter den Menschen seinen Anfang nehmen solte. Jesus lehrt daher die Apostel beten: Daß doch Gott die neue Religionsverfassung bald herbeybringen wolle. Einen andern Sinn leiden diese Worte nicht; und wenn wir nach unsern Bedürfnissen ihnen heutzutag eine weitläuftigere Bedeutung geben, so haben sie doch diese ursprüng-

sprünglich nicht gehabt. Wenn aber die Apostel diese Bitte thun solten; so konnten sie sie doch nur so lange thun, als das Reich des Meßias noch nicht wirklich da war, — hingegen konnten sie sie nicht mehr thun, als das Reich des Meßias gekommen war, welches nach seiner Auferstehung geschah; denn von dieser Zeit fieng, wie jeder weis, das wahre Reich Gottes auf Erden eigentlich an. Und zu der Zeit waren sie doch wohl nicht mehr in der Verfassung, daß ihnen der Vorwurf gelten konnte: Ihr wisset nicht was ihr betet. Wir finden auch wirklich kein sicheres Anzeigen in ihren Schriften, daß sie in der neuen Oekonomie sich dieses Formulars, das etwa blos auf ihren Zwischenstand zwischen Judenthum und Christenthum paßte, bedient hätten. Man liest eigne Gebete von ihnen — aber die gar keine Aehnlichkeit mit diesem Formular haben, man liest häufige Empfehlungen zum Gebet, Fürbitte und Danksagung, die sie ihren Gemeinden und allen Christen gaben, aber man vernimmt nicht ein einzigesmal, daß sie das Vater unser als Richtschnur dazu vorschlagen; welche Unterlaßung sich doch wohl nicht begreifen läßt, wenn es Richtschnur für alle Menschen und Zeiten gewesen wäre.

Eine Vorschrift, die für alle Menschen und Zeiten gegeben ist, muß auch meinem Bedünken nach, zu allen Zeiten und allen Menschen höchst deutlich und verständlich seyn. Solte es nun mit dem Gebet des

Vater unser ganz diese Bewandniß haben? Ich will nicht sagen, daß es an sich selbst und ursprünglich dunkel wäre. Denn für die Apostel des Herrn konnten keine Worte verständlicher und heller seyn als diese, deren er sich durch das ganze Gebet bediente. Aber für uns ist wegen Entfernung der Zeit, der Veränderung der Umstände, und der verschiedenen Natur und Eigenschaften der jüdischen Sprache von der unsrigen, manches nicht lichtvoll genug.

Um es im Grundtext ganz zu verstehen, sind immer viele Kenntnisse nicht nur der Religion, sondern auch der Sprache nöthig. Wäre es durchaus deutlich genug, so würde man nicht von so manchen Streitigkeiten der gelehrtesten Männer über dasselbe gehört haben, so würde man nicht so viele Erklärungen desselben finden, die einander geradezu widersprechen. Was für verschiedene Auslegungen hat sich nur allein die vierte Bitte schon gefallen lassen müssen. Viele Quartanten von Disputationen sind blos über das ἄρτος ἐπιούσιος geschrieben worden. Einer der vortreflichsten Kirchenväter, nämlich Cyprian, will gar unter dem täglichen Brod, das heilige Abendmahl verstehen. Gregorius von Nyssa sagte, daß die zweyte Bitte im Matthäus: Zukomme dein Reich, bey dem Lukas ganz anders gelautet hätte: nämlich, zukomme dein heiliger Geist: ἐλθέτω τὸ ἅγιον Πνεῦμα ἐφ' ὑμας, und er setzt hinzu, daß Lukas damit die Worte

im Matthäus eigentlich erklärt hätte. Verschiedene neuere Exegeten von großem Ansehen, unter andern Ligthfoot, wollen behaupten: daß die Bitte: Führe uns nicht in Versuchung, ihre Beziehung auf die sichtbare Erscheinung des Satans hätte, und meynen, daß wenigstens durch diese Auslegung die hart scheinende Redensart von einer Führung Gottes in Versuchung zum Bösen, gemildert würde. Daß aber die folgende Bitte: Erlöse uns vom Uebel, von den ältesten Zeiten an, bis heutzutage von vielen Menschen so verstanden worden ist: Erlös uns vom Teufel, und auch nach den Grundtext ohne Schwierigkeit so verstanden werden kann, wissen wohl meine Leser alle.

So schwer es indessen selbst den Gelehrten ist, die Dunkelheiten dieses Gebets in dem Grundtext zu besiegen; so ist es doch den Ungelehrten noch viel schwerer, einen vollkommen deutlichen Sinn desselben in der deutschen kirchlichen Uebersetzung zu fassen. Was denkt sich der gemeine Mann dabey, wenn er betet: Geheiliget werde dein Name: Zukomme dein Reich, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden: Führe uns nicht in Versuchung? Wenn er ja Begriffe mit diesen Worten verbindet, so sind sie doch meist verwirrt und dunkel, ich will nicht sagen, manchmal falsch. Kein Wunder! denn hebräischartige Redensarten sind ihm ja nicht geläufig. Man erklärt ihm zwar diese Worte, allein da er die Erklä-

rung meistens nur in der Schule zu hören bekam, und diese oft noch dazu viel zu weitschweifig, und nicht faßlich genug war, so hilft ihm das soviel als nichts. In den Katechismen wenigstens, besonders in dem Katechismus Lutheri ist die Erklärung so überladen, und nimmt so viele Seiten ein, daß man nicht nur eines glücklichen Gedächtnisses, sondern einer schon sehr fähigen Urtheilskraft bedarf, wenn man Gewinn von ihr haben will. Oft thäte es noth, man ließe sich über die Erklärung wieder eine Erklärung geben. Wer indessen Gelegenheit hat, den gemeinen Mann über seine Begriffe hievon auszuforschen, und ich glaube es hat sie jeder Prediger, der wird mir es gerne eingestehen, daß die meisten Bitten im Vater unser dem größten Theil des Volks dunkel und unverständlich sind.

Eben diese Dunkelheit ist auch mit Schuld, daß es so unendlichemale ohne alle Andacht und Inbrunst hergebetet wird. Freylich hat hieran die Gewohnheit auch ihren großen Theil, und manche gelehrte und rechtschafne Männer unserer evangelischen Kirche haben deswegen mit gutem Fug und Recht gegen das allzuhäufige Beten desselben gewarnet; allein ich denke, man kommt damit doch dem Ziele nicht viel näher — wenn man nicht auch dafür sorgt, daß die Leute dieses Gebet besser verstehen lernen; oder vielmehr, wenn man nicht darauf dringt, daß sie es,

wenn es ja allen Menschen zur Richtschnur gegeben worden, nur blos als Richtschnur zu eigenen Gebeten aus dem Herzen gebrauchen. Das wörtliche Nachbeten hat doch Christus auf alle Fälle nicht haben wollen. Nicht die Worte, sondern das Materiale nur, kann eigentlich Vorschrift für uns seyn; und es ist immer wahr, man mag auch sonst über das Vater unser denken wie man will, was Tertullian sagt: Oratio haec quantum substringitur verbis tantum diffunditur sensibus. Da es nun aber wohl nie dahin kommen wird, daß man von dem wörtlichen Gebet je abstehet, so wäre doch wohl nöthig, wenn es wirklich allen Christen zu Nutzen kommen solte, daß man eine neue kirchliche Uebersetzung davon einführte, welche kurz paraphrastisch, und dabey so vollkommen klar und verständlich wäre, daß es gar keine weitere Erklärung brauchte, und daß es jedermann, auch der Einfältigste, ohne das mindeste mühsame Nachdenken gebrauchen könnte. Denn wohl in keiner Sache von der Welt solten unsere Ideen mehr einen hohen Grad der Klarheit haben, und von aller Dunkelheit bewahrt bleiben, als eben beym Gebet.

Doch ich kehre von dieser Episode zurück, um noch einen Umstand anzuführen, der mir wider den Grundsatz, daß dieses Gebet für alle Zeiten, und alle Christen als Richtschnur gegeben worden, zu streiten scheint. Ich finde diesen in der heutzutage fast unter

allen Christen üblichen Art zu beten, welche mit nichts weniger, als mit der Vorschrift Christi, zu vereinigen ist. Fast alle Christen rufen in ihren Gebeten nicht blos den Vater, sondern auch den Sohn und den heiligen Geist an. Gilt das Formular, das Christus gegeben hat auch uns — so dürfte man ja nur blos den Vater anrufen; und wenn man demohngeachtet den Zusatz für nöthig hält, so beschuldigt man ja eo ipso die Vorschrift einer Unvollständigkeit. Man macht es ferner beynahe in allen Katechismen zur Vorschrift, daß man in dem Namen Jesu beten müsse; — und unser Heiland selbst macht in dem Vater unser diese Vorschrift nicht. Man hält gemeiniglich dafür, daß das nicht recht beten heißt, wenn man bey dem Gebet um Vergebung unserer Schulden nicht den Zusatz macht: Daß uns Gott um Christi willen dieselben vergeben wolle; und Christus verlangt doch in seiner Vorschrift weiter nichts, als daß wir schlechthin beten sollen: Vergieb uns unsere Schulden. Wie sich nun das zusammenreimen läßt, das weis ich nicht. Entweder muß die Richtschnur, die Christus im Gebet des Vater unser gegeben hat, nur eine Zeitvorschrift gewesen seyn, oder wenn sie das nicht, sondern eine vollständige und unaufhörliche Vorschrift ist, so müssen wir meines Erachtens auch unsere übliche Art zu beten nach ihr abändern. Wenigstens wird man dann niemand verketzern können,

der nicht anders betet, als wie Christus die Anweisung gegeben hat.

Doch ich habe nicht entscheiden, sondern nur meine Zweifel vortragen wollen; und ich hoffe nicht, daß mir jemand auf eine sophistische und boshafte Art meine Worte verdrehen und mich beschuldigen werde, daß ich das Gebet des Vater unser für verwerflich achte. Nein ich halte es bey allen meinen Zweifeln heilig, und meine Bitte ist nur diese, daß mich irgend ein aufgeklärter und rechtschaffener Mann durch eine bescheidene Belehrung von meinen Zweifeln befreye.

XV.

Von der Vorenthaltung unserer bessern Einsichten vor dem Volk.

— „Wie lange soll das so fortgehen. Ist mit dem „vermischten Haufen noch keine Veränderung vorge„gangen? Oder sollen die gewöhnlichen Meynungen „in Secula Seculorum fortgepflanzt werden? Oder „auf was für eine Revolution sollen wir warten, bis „die Tradition Halt machen darf, z. E. daß es mit „den Strafen nach dem Tod hauptsächlich auf die „Besserung der Sünder angesehen sey. — Aber „auf der Kanzel und vor einem vermischten Haufen „können andere als die gewöhnlichen Meynungen nicht „ohne besondern Schaden vorgetragen werden? — „Aber gedruckt? — Dem großen Haufen können her„gebrachte Lehrsätze eher ausgeredet werden als der „Lesewelt — und weniger gemisbraucht ꝛc.

Nürnbergische gel. Zeitung 1785. *)

Wir

*) Die Reichsstädte bleiben sonst immer gerne beym alten; um somehr muß man es loben, wenn man nun auch in diesen anfängt, die Bahn zu brechen. Heil der vortreflichen, mit anständigen Freyheitssinn geschriebenen Nürnbergischen

ge-

Wir haben alle als Theologen Luthern zu unsern Vater, aber wir tragen nicht alle sein Ebenbild an uns. Er hat zwar seinen edlen Forschungsgeist auf uns fortgepflanzt; wir haben auch mit dem Schatz der Weisheit, den er uns hinterließ, gewuchert; aber seinen freyen, gemeinnützigen Geist, der nicht blos in seinen Schriften, sondern auch in seinen Volksreden lebte und webte, scheinen wir nicht bekommen zu haben; wenigstens machen wir von unsern zusammengehäuften Reichthümern nicht den Gebrauch und die Anwendung, wie er. Luther hielt mit der erkannten Wahrheit vor keiner Seele zurück; er sagte vor allem Volk gerade heraus, was ihm auf dem Herzen lag; er grif allgemeine Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche, wo er sie nur fand, ohne alle Schonung an, und bemühte sich mit gleich edler Unerschrockenheit, den Ungelehrten sowohl als den Gelehrten, den Laien sowohl als den Priestern, die Augen zu öfnen. Unbesorgt um die Folgen, erhaben über das Geschrey der Boßhaften, unbekümmert um den zufälligen Miß-

gelehrten Zeitung; sie macht der Stadt Nürnberg — nein, nicht allein ihr, dem ganzen Franken Ehre — und sie hat das Verdienst, daß sie die Aufklärung in gewissen Gegenden, wo man dem Lichte noch näher seyn könnte als in Nürnberg, aber es nicht ist, merklich verbreitet. Wenigstens ist sie ein schöner Pendant zu den, nicht nur für Franken, sondern für ganz Deutschland gesegneten gemeinnützigen Betrachtungen des Hrn. G. K. R. Seiler's.

brauch der ans Licht gezogenen Wahrheit, gieng er nur auf sein vorgestecktes Ziel los; und gesetzt, seine Schritte wären auch öfters unbedachtsam gewesen, so waren sie doch nicht vergeblich.

Aber wir — anstatt ihm vorzueilen, gehen lento gradu hinter ihm drein. Wir sind gelehrt, wir werden für unsere Personen alle Tage klüger, wir schwingen uns immer mehr über Tradition und Menschensatzungen empor, wir dringen in das Wesen der Religion ein, wir benutzen Bücher auf Bücher, die sich durch helle Raisonnements und reine Grundsätze auszeichnen, kurz wir sind mit Geist und Kraft ausgerüstet, dem vermischten Haufen durch Mittheilung unserer bessern Einsichten ungemeinen Nutzen zu schaffen; aber wir verhalten uns gegen diesen als Geizhälse, die nur für sich einsammlen, und noch dazu für ihre Schatzkammern Schloß und Riegel legen, damit sich nur niemand an ihnen vergreifen möge. Anstatt das Behältniß unserer bessern Einsichten einen Springbrunnen seyn zu lassen, der sich unter die dürftigen Erben der Unwissenheit und des Aberglaubens ergießt, reichen wir diesen höchstens nur dann und wann einen sparsamen Tropfen aus unserm Ueberfluß dar, und fahren dagegen desto emsiger fort, die Sümpfe der Tradition, die uns unbezwinglicher als die pontinischen Sümpfe scheinen, als gute Wasserquellen zu empfehlen.

Wir

Wir predigen doch besser als vorzeiten, wird man sagen, wir bringen keine polemischen Farcen mehr auf die Kanzel, wir berichtigen die Meynungen des gemeinen Mannes, die auf das Glück des Lebens, und auf die Sitten einen wichtigen Einfluß haben, wir vernichten Vorurtheile, die der menschlichen Gesellschaft schädlich seyn können; wir reduziren alles auf die Moral! — Vortreflich! Ich segne den Mann der dies thut. Aber Moral muß sich doch auf Dogmen gründen. Die vornehmsten Bewegursachen zur Tugend müssen doch aus Glaubenslehren hergenommen werden. Und es erfodert doch auch wohl unsere Pflicht, die Köpfe unserer Zuhörer eben sowohl zu erleuchten, als ihre Herzen zu bessern. Nur um desto reiner, gottgefälliger, für uns selbst gesegneter, wird unsere Gottesverehrung seyn, je mehr sie im Geist und in der Wahrheit geschieht. Oder solten so manche Lehrsätze die die Tradition geheiligt hat, eben auf das Volk keine schädliche Wirkung haben? Ich will es niemand zutrauen, daß er sich hinter die Distinktion zwischen exoterischer und psoterischer Lehrart stecke; daß er irgend eine Täuschung des Volks für rathsam halte, daß er die großen Haufen auf einen dunklern und ungebahntern Weg dem Himmelreich näher zu bringen glaube, als auf einem lichten und gebahnten. Eben dem Volk, dem es so sehr an eignen Einsichten und Kräften fehlt, den Glaubensweg zu treffen und

sicher zu wandeln, müssen am ersten alle Steine des Anstoßes weggeräumet, und die hellsten Fackeln vorgetragen werden.

Aber vielleicht ist die Zeit noch nicht gekommen, in der das Volk die geläuterten Meynungen ertragen kann? Wenn Luther zu seiner Zeit diese Besorgniß gehabt hätte; so wäre es ihm eher zu verzeihen gewesen. Denn er fand den Volkshaufen wirklich nur gar zu wenig vorbereitet zu seiner Reformation. Die Finsterniß die das Pabstthum je über die Welt verbreitete, war gerade damals total, und nicht einmal ein Irrlicht konnte einen kleinen Strahl blinken lassen. Gleichwohl zündete Luther unversehens einen ganzen Büschel Fackeln auf einmal an; und siehe, die Leute konnten das überhelle und plötzlich hereinbrechende Licht ohne Blinzen ertragen. Und unsere Zeitgenossen, die nicht mehr in einer mehr als ägyptischen Finsterniß sind, die nicht mehr in Mitternacht, sondern in der Morgendämmerung wandeln, solten es nicht ertragen können, wenn man sie dem hellen Tag geschwinder entgegen führen will? Auch ich will hier fragen: Auf was für eine Revolution solten wir noch warten, bis die Tradition Halt machen darf? Man versuche es doch wenigstens, und mache zur grössern Aufklärung einen Anfang. Man gehe wenigstens stufenweise, wenn man nicht rasch gehen will; denn dieses (worin ich ebenfalls mit den nürnbergischen Herrn Re-

zensenten und andern klugen Männern einstimme,) thut freylich nicht überall gut; und man wird weniger Hindernisse finden als man vermuthet. Ich rufe die brandenburgischen Prediger und noch andere, die sich ihrer gegebenen Freyheit bedienen, zu Zeugen an. Man muß den großen Haufen kennen. Lehrsätze sind ihm nie so heilig als Zeremonien. Die Ursache ist wohl, weil er mit diesen innigst vertraut ist, und weil er überhaupt an dem Aeusserlichen hängt; jene ihm aber meist dunkel sind, und wenig Interesse für ihn haben. Weil er schlecht in der Dogmatik bewandert ist, so weis er in vielen Fällen gar nicht, ob das orthodox oder heterodox ist, was man ihm predigt. Er glaubt meist bona fide auf den Kredit seines Lehrers. Ich getraue mir hundert Ketzereyen nach den Kompendium vor seinen Ohren auszukramen, ohne daß er nur die Achsel zuckt. Warum solte ich ihm nicht mit noch größern Glück Wahrheiten begreiflich und annehmlich machen können? Er hängt freylich auch an einigen Dogmen, die ihm nichts weniger als gleichgültig sind, und an die er selbst seine Seligkeit bindet; allein wenn man sie ihm nur nicht mit einemmale nehmen will, wenn man sie nur zuerst modifizirt, und nach und nach von ihren Stützen entledigt, so willigt er zuletzt von selbst in den Rath seines Predigers. Die Erfahrung setzt dieses auser Zweifel.

Aber

Aber es ist zu besorgen, daß er gewisse vernünftigere Lehrsätze als die Tradition mit sich führt, wenn man sie ihm bekannt macht, misbrauchen wird. Wenn diese Besorgniß ein Recht geben soll, die Wahrheit zu verschweigen; so müßte man wohl mit den meisten und wichtigsten Wahrheiten hinter dem Berg halten. Dann dürfte man auch nicht predigen, daß Gott langmüthig, barmherzig und geduldig ist, dann dürfte man noch weniger lehren, daß Christus eine Versöhnung gestiftet hat. Denn diese Lehren werden ja schrecklich gemisbraucht. Man warne eben für den Mißbrauch — und damit hat man seiner Pflicht ein Genüge gethan. Und es ist immer erst die Frage, ob nicht manche Lehrsätze, welche die Tradition autorisirt hat, nicht noch größern Schaden thun. Wir wollen den alten Lehrsatz von der Ewigkeit der Höllenstrafen in seiner Gültigkeit lassen, was gewinnen wir bey dem Volk damit? Wird es durch ihn wirklich frömmer gemacht? Der Lasterhafte wird durch ihn auf einige kurze Augenblicke erschreckt, aber nicht gebessert. Und wenn ihn auch die Furcht immer und ewig braten zu müssen, bekehrt, was hat eine solche Bekehrung, die aus so unedeln und unevangelischen Beweggründen entspringt, für einen Werth? Gott hat uns nicht einen knechtischen Geist gegeben, daß wir uns abermal fürchten müssen, sondern einen kindlichen, durch welchen wir rufen sollen: Lieber Vater.

Man

Man führe die Leute nur brav aufs Evangelium; man belehre sie nur unaufhörlich, daß die Sünde ihrer Natur nach, hier und dort unglücklich macht, und daß, wer in diesem Leben die Heiligung verabsäumt, in jenem Leben durch harte Mittel auf bessern Sinn gebracht werden müsse; und man wird durch solche vernünftige und schriftmäßige Vorstellungen der Lasterhaftigkeit des großen Haufens weit mehr Einhalt thun, als durch Vorstellungen, die blos betäuben, und höchstens die Imagination mit Schreckbildern erfüllen. Wenn der Lehrsatz von der Ewigkeit der Höllenstrafen ein so großes Gewicht hätte; so müßte man auch die großen Wirkungen von ihm sehen. Aber schon Hiob hat von den Sündern gesagt: Sie werden alt bey guten Tagen, und erschrecken kaum einen Augenblick vor der Hölle. Viele glauben die Ewigkeit der Höllenstrafen, und sind dabey Schelme und Betrüger. Viele glauben sie nicht, und sind dabey rechtschafne und gescheide Leute.

Eben dadurch, daß man dem großen Haufen den gütigen Vater im Himmel, als einen immer und ewig unerbittlichen, mit den allergrausamsten Qualen strafenden Richter mit den schwärzesten Farben vor die Augen mahlt, verbannt man allmählig die Liebe zu ihm aus den Herzen, und macht nur Sklaven. Und dieser Schade überwiegt meines Bedünkens jeden andern, den die Lehre, daß es mit den Strafen nach

dem

dem Tod hauptsächlich auf die Besserung des Menschen angesehen sey, stiften könnte, unendlich.

Ihr Männer, lieben Brüder! die ihr Sinn für Wahrheit, Eifer für Wahrheit wie Christus habt, der für die Wahrheit sein Leben nicht theuer geachtet hat, thut der Tradition wo ihr könnt und dürft,*) Einhalt; erbarmet euch des Volks, theilt ihm eure bessern Einsichten, wenn ihr sie geprüft, und mit Einstimmung eures Gewissens für nützlich achtet, rastlos und uneigennützig mit, und nehmt den Lohn von Gott. —

*) Ohne die Erlaubniß, oder vielmehr ohne die Mitwirkung der weltlichen Macht, dürfte es freylich wieder rathsam seyn, noch etwas fruchten.

XVI. Ei-

XVI.

Einige Züge von Locke dem christlichen Weltweisen.

Locke der große Philosoph, der sich durch sein Werk vom menschlichen Verstand unsterblich gemacht hat, war auch ein aufgeklärter Theolog, und der frömste Christ. Er zeugt wider die, welche sich einbilden, daß die christliche Religion sich nicht mit der Feinheit des Raisonnements, und dem Studium der Philosophie vertrage, und daß sie nur für die gehöre, welche nicht nachdenken. Mit eben dem Freyheitsgeist, mit dem er in andere Wissenschaften eindrang, untersuchte er auch das Christenthum in seiner Quelle, und er fand es so vernunftmäßig und so vortreflich, daß er ihm den ganzen Ueberrest seines Lebens weihete, und auch andern die hohe Achtung die er von ihm hatte, einzuflößen bemühet war. Es mischte sich hier weder einiger Trübsinn noch einiger Aberglaube ein, wie das manchmal gewissen Männern begegnete, welche sich nur aus Verdruß über ihre Schicksale der Andacht ergeben haben. Eben das Licht, welches ihn in seinen philosophischen Untersuchungen leitete, leitete ihn auch in seinen Untersuchungen des neuen Testaments,

ments, und zündete in seinem Herzen eine durchaus vernünftige Frömmigkeit an, die des großen Wesens ganz würdig war, das uns die Vernunft gab, um mit ihrer Hülfe die Offenbarung zu nutzen. Locke kann uns lehren, daß die allerreinste Frömmigkeit nur bey der reinsten Vernunft zu finden sey.

Wie er immer nur in seinen Nachforschungen auf das Nützliche sein Absehen richtete, so schätzte er auch nur die Beschäftigungen des Menschen nach dem Guten, das daraus erzielt wurde. Eben darum hielt er wenig von gewissen kalten Grammatikern, die ihr ganzes Leben damit zubringen, Wörter und Phrasen zu vergleichen. Noch mehr aber verachtete er gewisse Streiter von Profeßion, die einzig darauf bedacht, den Sieg zu erhalten, sich hinter die Zweydeutigkeit eines oder des andern Terminus stecken, oder die allezeit Distinktionen in Bereitschaft haben, um einen Satz in zwey zerschneiden zu können, und sich mit einem Seitensprung zu retten, wenn man ihnen zu nahe an den Leib kommt.

Er lobte auch die Schriftsteller nicht, welche nur einreißen, ohne aufzubauen. Dieses Gebäude, sagte er, mißfällt ihnen; sie finden daran Fehler: Nun so mögen sie es einstürzen; wenn sie nur versuchen, ein anderes an seinen Platz zu setzen (Dictionnaire des hommes illustres.)

Locke sah es sehr ungern, wenn aufgeklärte Männer zusammen kamen, um sich mit dem Spiel zu beschäftigen, welches die gewöhnliche Zuflucht, müßiger und Kenntnißleerer Leute ist. Der Herzog von Buckingham, Lord Halifax und andere Große von Geist und Lektüre, versammelten sich einstmals bey dem Grafen Ashley in der Folge Schäftsbury, mehr um der Unterhaltung, als um der öffentlichen Geschäfte willen. Auch Locke war von der Gesellschaft. Nach einigen Komplimenten brachte man Spielkarten, und man nahm sie zur Hand, ohne daß man einiges Gespräch anfgebracht hätte. Unser Philosoph sah dem Spiele lange zu; endlich aber zog er seine Schreibtafel aus der Tasche, und schrieb darein mit vieler Geflissenheit. Wie ihn einer von den Herrn darüber beschrie, so sagte er: Milord! Ich bestrebe mich, so viel mir möglich ist, von ihrer Gesellschaft zu profitiren; denn so wie ich mit Ungedult nach der Ehre, bey einer Versammlung der weisesten und aufgeklärtesten Männer unseres Jahrhunderts zugegen zu seyn, verlangt, und auch endlich das Glück erreicht habe, so habe ich auch nichts besseres thun zu können geglaubt, als daß ich ihre Unterhaltung aufschriebe; und ich habe auch wirklich alles das schon aufgeschrieben, was während einer oder etlicher Stunden ist geredet worden. Locke brauchte nicht viel von ihren gefallenen Worten herzulesen; die Herren fühlten das Lächer-

liche in denselben; stunden selbst lachend vom Spiele auf, und unterhielten sich nun den ganzen übrigen Tag von Gegenständen, die ihrer und des Philosophen allein würdig waren.

Wie sich Locke in Holland aufhielt, (weil er in England bey den politischen Unruhen daselbst nicht sicher war,) so schrieb er seinen ersten Brief von der **Duldung** unter diesem Titel: Epistola ad Clarissimum Virum T. A. R. P. T. O. L. A. scripta a P. A. P. O. I. L. A. Die erstern Buchstaben bedeuteten: Theologiae apud Remonstrantes Professorem, tyrannidis osorem, Limburgium Amstelodamensem; und die andern: pacis amico, persecutionis osore, Ioanne, Lockio, Anglo. In dieser Zeit las er auch einige Abhandlungen des Episkopius, die er vortreflich fand; denn bisher kannte er die Remonstranten nur vom Hörensagen. Er war erstaunt, in ihren Meynungen so viel übereinstimmendes mit den seinigen anzutreffen, und er machte in der Folge einen herrlichen Gebrauch von den Einsichten, die er von ihnen ziehen konnte.

Als sein erster Brief von der Toleranz von einem Theologen angefochten wurde, so vertheidigte er sich ohne Verzug durch einen zweyten. Er setzte aber seinen Namen nicht darauf, um sich nicht persönlichen Zänckereyen, die ihm nur schaden konnten, ohne der Wahrheit einigen Gewinn zu schaffen, blos zu stellen.

Je-

Jedoch da seine Schreibart bekannt war, so hielt man ihn sicher genug für den Verfasser.

Im Jahr 1692 gab er seinen dritten Brief von der Toleranz heraus, um darin auf neue Einwürfe die man ihm gemacht hatte, zu antworten; und er that es auch mit solcher Stärke und auf eine so treffende Art, daß er hernach nicht mehr nöthig hatte, darauf wieder zurückzukommen. Es ist wundersam, daß doch die Menschen, die genug von ihrer Fehlbarkeit und von ihrer Gefahr sich zu täuschen überzeugt sind, die nur sehr wenige Dinge deutlich wissen, und die daneben, sobald sie die schwächere Parthey sind, von denen, die nicht ihrer Meynung beystimmen, fordern, daß sie sie nicht wegen der Verschiedenheit ihrer Meynung übel behandeln; daß eben diese Menschen, sobald sie nur die Oberhand bekommen, aus eben der Ursache die andern verfolgen wollen; und zwar unter dem Vorwande der Religion, die doch im Grunde alle Verfolgung verbietet. Das kann aber eigentlich nur vom Stolz und von einem gewissen Geist der Tiranney, der sich, ich weis nicht unter was für einen Schleyer der Frömmigkeit versteckt, herrühren; so wie ungefähr die Neigung zu willkührlicher Gewalt, sich mit dem Vorwand der Staatswohlfahrt bedeckt, so sehr sie auch dieser zuwider seyn mag.

Im Jahr 1695 gab Locke sein Buch „von der Vernunftmäßigkeit des Christenthums heraus, in wel-

chem er zeigte, daß nichts vernunftmäßiger wäre als die christliche Religion, wie sie in der heiligen Schrift (nicht in den theologischen Systemen) zu finden ist. Dieses herrliche Buch, das so große Aufschlüße giebt, und leider jetzt bey uns vergessen zu seyn scheint, ward bald in viele Sprachen übersetzt, aber auch bald in England von einem gallsüchtigen und ungestühmen Theologen bestritten; dem aber der Verfasser auf eine so gewichtigte Art, und dabey so kaltblütig antwortete, daß man von seinem Gegner eine öffentliche Abbitte zu erwarten berechtigt war; wenn anders dergleichen Leute noch eine Art von Schaam und Billigkeit besitzen. Kurz vorher war zu London ein Buch unter dem Titel: „Das Christenthum ohne Geheimnisse“ erschienen, in dem der Verfasser bemüht war, zu zeigen, daß nicht nur in der christlichen Religion nichts enthalten wäre, was wider die Vernunft sey, sondern auch nichts, was über die Vernunft sey. Dieser Verfasser hatte sich einiger Gründe bedient, die denen sehr ähnlich waren, welche Locke in seinem Werk vom menschlichen Verstand anführte. Zu gleicher Zeit hatten auch einige englische Unitarier verschiedene kleine Traktate herausgegeben, in denen sie viel von der Vernunft, und von dem, was ihr entgegen ist, redeten, und von diesen letztern in dem Christenthum nichts finden wolten. Da nun auch Locke mit guten Grund behauptet hatte, daß nichts in der

Of-

Offenbarung anzutreffen wäre, was irgend einem bewährten Vernunftbegrif zuwider sey; so nahm von diesem allen der berühmte Stillingfleet Bischof von Worceſter Veranlassung her, den weisen Locke in seiner Vertheidignng der Lehre von der Dreyeinigkeit, die er gegen diese Leute schrieb, mit diesen Leuten zu vermengen. Er fochte in diesem Buche verschiedene Meynungen des Locke, die Kenntniß der Substanzen betreffend, und einige andere Sachen an; und zwar aus der übel gegründeten Besorgniß: Es mögten diese Meynungen zur Begünstigung der Ketzereyen dienen. Locke antwortete, und nach verschiedenen Gegenschriften von beyden Seiten, handelte endlich Locke in seiner dritten Antwort sehr umständlich die Gewißheit ab, die man durch die Vernunft von der Zuverläßigkeit des Glaubens, von der Auferstehung des nämlichen Leibes, von der Immaterialität der Seele haben könnte; und zeigte dabey, daß seine Grundsätze gar wohl mit dem Glauben zusammenstimmten, und zu nichts weniger als zum Scepticismus führten; wie der Bischof es meynte. Da dieser Bischof bald hierauf starb, so war der Streit zu Ende.

Man bemerkte zwey Dinge in diesem Streit, davon das eine die Sache selbst, das andere aber die Behandlung derselben betrift. Man bewunderte die gründliche Gelehrsamkeit des Locke, seinen netten Vortrag und seinen genauen Fleiß, nicht nur seine eigenen Gedanken ins Licht zu setzen, sondern auch die seines Ge-

gners zu entwickeln; und man war erstaunt, daß ein so gelehrter Mann, wie Stillingfleet, in einem Streit sich eingelassen habe, bey dem er in allen Betracht den Kürzern zog, weil er weder die Gedanken seines Gegners, noch die Sache selbst, verstand; uud weil er schlechterdings nicht im Stande war, sich gegen ihn zu behaupten. Dieser berühmte Prälat hatte sein Leben hauptsächlich damit zugebracht, die kirchlichen Alterthümer zu studiren, und eine unendliche Menge Bücher zu lesen; aber er hatte nur wenige Kenntniß der Philosophie, und war gewohnt weder richtig zu denken noch zu schreiben; worin im Gegentheil Locke gerade alle seine Stärke besaß. Unterdessen mißbrauchte dieser vortrefliche Philosoph bey allem dem, was er über seinen Gegner voraus hatte, und bey aller Ursache, die ihm dieser, der ihn ungerecht und ohne Kenntniß der Sache angrif, sich zu beklagen gab, dennoch nie seine Ueberlegenheit, und deckte beständig die Fehler dieses seines Gegners nur mit Sanftmuth und Ehrerbietung auf. Es ist wahr: Er zeigte es ihm, daß er die Sache nicht verstände, und daß er sich nur mit sehr geringer Genauigkeit ausdrückte; aber er zeigte es ihm mehr durch Vorweisung seiner eignen Worte, als durch irgend einige Verweise; und er führte so vortreflich den ironischen Zug, der in seinen Antworten herrschte fort, daß nur die, welche in der Sache eingeweihet sind, seine Scherze merken. Ich gestehe, daß ich nie eine Dispüte gelesen habe, die von der einen

Seite mit so vieler Kaltblütigkeit, mit so vieler Kunst und Feinheit, und von der andern Seite auf eine so ungerechte, so ineinander wirrende und ihrem Urheber so wenig Ehre machende Art geführt worden wäre, als diese.

Einige Jahre vor seinem Tod, legte sich Locke ganz auf das Studium der heiligen Schrift, und er fand dabey so viel Genüge, daß er seine Bedauerniß zu erkennen gab, sich nicht viel eher darauf gelegt zu haben. Die Früchte hievon waren unter andern seine herrlichen Paraphrasen der apostolischen Briefe.

Länger als ein Jahr vor seinem Ende, fiel er in eine so große Schwachheit, daß er sich mit nichts anhaltend beschäftigen, und daß er nur mit großer Mühe einen Brief an einen seiner Freunde schreiben konnte. Ob schon sein Körper immer schwächer ward, so erhielt sich doch immer sein Hümeur, und wenn ihm seine schwache Brust das Reden erlaubt hätte, so würde er in Gesellschaften eben der gewesen seyn, der er vorher war. Wenige Wochen vor seinem Tod, merkte er wohl, daß er nicht lange mehr leben würde, aber er war deswegen nicht weniger aufgeräumt als sonst; und als man ihm darüber einige Verwunderung bezeigte; so sagte er nach seiner Gewohnheit: **Wollen wir leben, während daß wir leben.**

Daß Schriftstudium hatte eine sehr lebhafte und sehr aufrichtige, aber dabey von aller Affektation ent-

fernte Frömmigkeit bey ihm erweckt. Da er lange Zeit nicht in die Kirche gehen konnte, so fand er für gut, einige Monate vor seinem Tode in seinem Hause zu kommuniziren, wie dieses in England gewöhnlich ist, und zwey seiner Freunde kommunizirten mit ihm. Als der Kirchendiener sein Amt verrichtet hatte, so sagte er zu ihm: Daß er vollkommen liebevolle Gesinnungen gegen alle Menschen habe, und daß er in einer aufrichtigen Vereinigung mit der Kirche Jesu Christi, unter was für Namen man sie auch immer unterscheiden mögte, begriffen wäre. Er war zu aufgeklärt, als daß er das Abendmahl als ein Symbol der Trennung und der Absonderung hätte ansehen sollen, wie dieses viele thun welche, indem sie nur in ihrer Kirche kommuniziren, alle andere christliche Gesellschaften für verwerflich achten. Er war ganz von Bewunderung über die weisheitsvolle Art, auf welche Gott die Menschen hat selig machen wollen, durchdrungen; und wann er hierüber mit andern sprach, so konnte er sich nicht enthalten auszurufen: O welch ein Reichthum der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Er hielt für gewis, daß jedermann zu eben dieser Ueberzeugung gelangen würde, der die heilige Schrift ohne Vorurtheil lesen mögte; und eben hiezu ermahnte er alle sehr oft, mit denen er, gegen das Ende seines Lebens redete. Die Applikation, mit der er sich in seinen letztern Jahren auf das Bibelstudium legte,

hatte ihm eine weit erhabnere und unbegränztere Idee als er vorher hatte, von der christlichen Religion beygebracht; und wenn er nur noch Kräfte genug gehabt hätte, um an neuen Werken arbeiten zu können; so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach auch einige verfertigt haben, durch die er bey andern eben diese große und erhabene Idee in ihrem ganzen Umfang erregen konnte.

Den Tag vor seinen Tod nöthigte ihn seine Schwachheit sich zu legen, und eben da war es auch, daß ihm seine anwesende Freunde die Anerbietung machten, ihm etwas vorzulesen, um seinen Geist zu beschäftigen; er lehnte es aber ab. Nichts destoweniger wolte er, da jemand einige Schriften in sein Zimmer gebracht hatte, wissen, was sie enthielten; und man laß sie ihm vor; wie das geschehen war, sagte er: „Daß das, was er hienieden zu thun hätte, nun bald vollbracht seyn würde, und daß er Gott dafür danksage.“ Bald darauf bezeigte er das Verlangen, „daß man seiner in dem Abendgebet gedenken mögte.“ Man sagte ihm, daß die ganze Familie, wenn er es haben wolte, in seinem Zimmer zum Gebet zusammen kommen solte; und er stimmte ein. Da man ihn fragte, ob er sich dem Tode nahe glaube, so antwortete er; „daß sein Tod vielleicht diese Nacht noch erfolgen, längstens aber nur drey oder vier Tage ausbleiben könne.“ Er trank hierauf auf die Gesundheit der ganzen Gesellschaft; unter diesen Worten: „Ich wünsche euch allen, Glück

und Segen, nach meinem Hingang.“ Dabey ermahnte er alle „diese Welt blos als einen Zubereitungsstand auf eine bessere anzusehen,“ und er fügte hinzu, „daß er lange genug gelebt habe, und daß er Gott danke, glücklich gelebt zu haben; aber daß ihm bey dem allen dieses Leben nur eine Eitelkeit scheine.“

Da er die Nacht über nicht schlafen konnte, so gerieth er auf den Entschluß, am folgenden Morgen wie gewöhnlich aufzustehen, und sich in sein Studirzimmer tragen zu lassen. Dieses geschah auch; man setzte ihn allda auf einen weichen Lehnstuhl, auf dem er ziemlich lange schlief.

Wie er sich da ein wenig zu erholen schien, so verlangte er, daß man ihm seine gewöhnlichen Kleider anlegte. Als man ihn fast völlig angekleidet hatte, so bat er, daß eine seiner Freundinnen, die zugleich seine Krankenwärterin war, und die ganz leise in den Psalmen las, laut lesen mögte. Sie that es, und er schien viele Aufmerksamkeit zu haben, bis sie der annähernde Tod unterbrach. Er bat daher diese Dame, nicht länger zu lesen, und wenige Minuten hernach war er verschieden. (Bibliotheque choisie, — Dictionn. des Portraits, Anecdotes &. des hommes illustres.)

XVII. Ein

XVII.

Ein nichtchristlicher Weiser.

Ein Weiser — wenn jemand auf der Erde diesen Nahmen verdient — verlies das gesellschaftliche Leben, und begrub sich in die Einsamkeit; den Zufluchtsort derer, die das Leben kennen lernen, eh' sie es geendigt haben; den halben Weg vom Leben zum Grabe; den Abend nach einem schwülen Tage. —

Er war in einem Lande, wo der Weise eines von den Thieren aus der neuen Welt ist, wo man die Länge des Gehörwerkzeugs zum Maaß des Verstandes bestimmt; wo nichts als die Erhabenheit des Buckels zu erhabnen Ehrenstellen befördert. Dieser Weise beleidigte mit seiner Weisheit die Mächtigen und die Priester des Landes, die sich in den Schatten der Unwissenheit setzten, und unter den dicken Wolken der Dummheit Schutz für ihren Kopf gegen den brennenden Strahl der Wahrheit suchten. Er beleidigte auch diejenigen, die sich nicht durch das Licht des Klügern, sondern durch den Scepter des Mächtigern, wie gewisse Thiere, durch den Prügel ihres Treibers, wolten leiten lassen. Darum floh er in die Einsamkeit.

Sein

Sein Gedächtniß hatte genug in der Welt eingesammlet, um seinem Verstande Nahrung in der Einsamkeit zu geben. Er hatte andern genützt; darum wolt' er auch sich nützen, — er war der Gesellschaft andrer würdig; darum war er auch der seinigen würdig. Er wolte in der Einsamkeit das vergessen, was nirgends als in der Welt nützt — die Gelehrsamkeit; er wolte in der Einsamkeit das lernen, was am meisten jenseit des Grabes nützt — die Weisheit. — Darum suchte er die Einsamkeit.

Sein Herz war in dem Getümmel der Gesellschaft von tausend Seiten gedrückt, gestoßen, verletzt und verwundet worden — darum suchte es Heilung im Schooße der Einsamkeit. Er hatte viel verlohren; aber er hatte es noch nicht beweinen können, — er hatte die Menschen begraben, die ihn liebten; darum floh er die, die ihn haßten, und suchte die Einsamkeit.

Diese Einsamkeit war so still, wie sein Herz, so traurig, wie seine Gedanken — in ihr wohnten nur Freuden, die sich mit dem Flore der Schwermuth verhüllten, nur die Leiden, die das Herz sanft bewegten, die aus keiner Leidenschaft flossen, und der Vernunft selbst eine männliche Thräne abzwangen.

In dieser Einsamkeit, wo unser Weiser den unbegreiflichen Schöpfer in seinem ersten und schönsten Tempel anbetete; wo jeder Gegenstand seinen Geist zum Denken, oder sein Herz zum Empfinden reizte;

wo ihn der Frühling durch seine Pracht an den schönern Himmel, und der Herbst durch seine Verwüstung an das finstre Grab erinnerte; — in dieser Einsamkeit schlich oft der Gedanke an das Leben und den Tod durch seine Sele. Er hatte oft genug gedacht, um über gewisse Dinge nicht wie andre zu denken, und nur zu häufig geirrt, um mit dem Zweifel nicht bekannt zu seyn. Einstmals, da in einem nächtlichen Spaziergang seine traurigen Betrachtungen durch die Dunkelheit der Nacht etwas Feyerliches, und durch die Stille derselben ungewöhnliche Nahrung erhielten, einstmals dacht' er so bey sich: „Was war ich, eh' mir noch mein Daseyn durch Schmerzen bekannt wurde? Was bin ich jetzt? Was werd' ich seyn? — Dieses Ich, das sich unbekannt, das sich fürchterlich ist, was war es vor der vergangenen Ewigkeit? Wie ist es das meinige geworden? War ein ewiges Nichts sein ewiger Aufenthalt? Nein, ich kann es nicht denken, — ich kann niemals Nichts gewesen seyn, denn ich war ewig ein Etwas für den Gedanken Gottes; sein Blick auf mich, schuf mich. Aber was war ich, da ich ein geistiger Punkt in der unendlichen Ideenwelt Gottes war? War ich vielleicht ein Stäubgen in dem ewigen Wesenchaos? Vielleicht das ewige Spiel eines unaufhörlichen Wechsels von Wirkung und Gegenwirkung eines Atomenuniversums? — Ich bin also ewig, und kenne den

Theil meines Daseyns nicht, der bey weitem der längste war? Kenne die unendliche Reihe von Zuständen nicht, die die endliche Reihe der jetzigen gebahren? Meine jetzige Existenz ist mir unbegreiflich; meine vorige widersprechend — ich wanke zwischen dem Widerspruch eines ewigen Nichts, das in der Zeit Etwas ist, und zwischen dem Widerspruche eines ewigen Etwas, das anfängt in der Zeit zu seyn, ohne Stütze herum, und wechsele mit meinen Widersprüchen nichts als die Foltern des Zweifels und des Staunens. — Aber ist mir wohl die Zeit bekannter als die Ewigkeit? Das Gegenwärtige deutlicher als das Vergangne? Nein, mein voriges und jetziges Daseyn ist blos ein Wechsel unbegreiflicher Zustände. Unbekannt mit meiner äussern Hülle, und meinem innern Wesen; ein Herr und ein Sklave eines Körpers, der mich zum Verwandten des Thiers macht, und mir in den Abstufungen der größten bis zu den kleinsten Thieren immer noch Aehnlichkeit mit der Menschheit, und die furchtbare Möglichkeit einer unendlichen Heraberniedrigung meines Wesens zeigt; der Raub entgegengesezter Triebe; der Ball körperlicher und geistiger Versuchungen; das Spiel einer unbegreiflichen Abwechselung von Tugend und Laster, von Weisheit und Thorheit, von Freuden und Quaalen, von Stärke und Schwäche; für vieles zu gros, für vieles zu klein; nie dem Thiere ganz gleich in meinem Fallen,

nie

nie demselben ganz unähnlich in meinem Steigen; unbelehrt von geringern und höhern Wesen, überlassen meinen Irthümern und unbekannt mit allem, ja beynahe mit meinen Räthseln — bin ich hier, staune, forsche, hoffe, fürchte und lerne den Tod früher kennen, als mein Leben. Den Tod kennen lernen? O wüßte ich jetzt, was er wäre, säh' ich ihn, eh' ich ihn fühlte, kennte ich das unbekannte Land, eh' ich diese Erde und diesen Körper verließe? — Vielleicht drück' ich meine Augen zu einem ewigen Traume zu? Aber vielleicht ist das jetzige Leben ein Traum, den meine Phantasie zu Nachts, und meine Sinne am Tage träumen — ein Traum, der mit meinem Leben verschwindet und aus dem mich der Tod zu einem ewigen Wachen stört? Meine Kenntniß ist klein, und meine Hofnung gros; ich weis nichts vom andern Leben; aber ich weis etwas von dem, der mich zu diesem gebildet hat. O Unbegreiflicher! Dessen Licht dich uns verhüllt, dessen Größe unsern Verstand zum demüthigen Staunen niederdrückt, dessen Güte durch ihre Unendlichkeit dem Herzen kaum einen stummen Dank zu wagen erlaubt, — wenn einst der letzte Schmerz meine äussere Hülle zerstöhrt; wenn dieses Herz die letzte Minute meines Lebens schlägt, den letzten Seufzer preßt, die letzte Hofnung walt; wenn es dunkel um mich, und kalt in mir wird; wenn die Gespenster der Furcht und des Vorurtheils der

sterbenden Vernunft den lang erkämpften Sieg entreissen, und meine Gedanken wie bewegliche Schatten der sinkenden Sele vorschweben; wenn endlich der Tod mein Wesen erschüttert, und mir das Gefühl und den Gedanken des Sterbens durch das Sterben raubt, und wenn ich dann bin, was ich nie gewesen war, o! dann sey deine Hülfe größer als meine Schwachheit — dann schütze mit deiner Güte den Geist, der dir noch nicht danken kann — dann erhelle das dunkle Land des Todes durch deine Liebe, und gieße in mein verändertes Ich mit der Empfindung seines Daseyns die Empfindung deiner Güte aus! — " Seine Zweifel endigte nichts als der Tod, der vielleicht seine Hofnungen nicht endigte, sondern erfüllte. —

XVIII. Ue-

XVIII.

Ueber die Perrücken und schwarzen Röcke der Geistlichen. *)

Der Witz ist wenig zu sagen, abscheulich genug, und hat überhaupt am wenigsten unter uns allen Verstand und Menschenliebe. Jeder Autor, der ihn in sein Buch einlässet, verdienet, wie ich und verschiedene Rezensenten besorgen, den Tadel der Ziererey und Affektazion auf alle Weise; daher hat er auch bis auf diese Stunde sich die Achtung der bessern Menschen, die ihn noch nicht haben, vergeblich zu erwerben gesucht. Wolltest du, Genius des witzigen Englandes, dich nur hören lassen: so weis ich gewis, du hießest den Witz ohne Bedenken wahres **Plazgold**, das stark in die Ohren fället, sonst aber schlechte Münze ist, und in der That nicht zu falschen Louisd'ors tauget. Ich wolte, der Witz wäre selber da: Vielleicht gäb' er sich selbst den Nahmen einer bunten **Spielmarke** der Wahrheit, oder stellte sich gar mit dem **Papiergelde** in eine passende Vergleichung. — Wenn schon

*) Dieser Aufsatz ist mir von einem Gelehrten zum Einrücken zugesandt worden, der durch mehr als einen Band Satyren sich schon signalisirt hat. Ich gebe ihn wie ich ihn bekommen habe, ohne dem Urtheil des Lesers vorzugreifen. Blos am Ende werde ich meine eigenen Gedanken beyfügen.

schon dem Witze so viel vorzuwerfen ist: so verdienet die Satyre vielleicht gar nicht einmal, daß man ihrer gedenkt, oder nur eine Satyre auf sie ausarbeitet. Wahrhaftig, wenn ich der Teufel wäre: so würde ich ein sehr gutes Werk verrichten, und die meisten Satyriker wirklich holen; die ganze Welt würde mir dieses ausserordentlich danken, und ich hätte dann ein Opus supererogationis aufzuweisen; die schwachen Seiten der Menschen, deren es so viele giebt, würden denn nicht mehr auch die leidende Wetterseite derselben seyn müssen; man würde dann keine andern Schächer mehr finden als blos bußfertige; alle Steckbriefe würden sich in vollkommene Ablaßbriefe verwandeln; alle Thronen, Richterstühle und Kanzelstühle würden, welches man vorjetzt vergeblich versucht, aufs Beste besetzet seyn, und die ganze Welt würde aufrichtig die ganze Welt loben, und ich mich selbst mit.

Ist es daher ein Wunder, wenn ich mich bey dieser offenbaren Schädlichkeit des Witzes und der Satyre, beyder sehr zu entschlagen suche, und besonders in meinen witzigen und satyrischen Aufsätzen ihnen wenig Platz zu fassen verstatte? Es wäre aber sehr zu wünschen, daß auch unsere schlechten Autoren hierin in meine Fußtapfen zu treten sich entschlössen: vielleicht würde man ihnen dann seltener den Vorwurf eines grossen Witzes und einer guten Satyre zu machen nöthig haben.

Vorzüglich bedenk' ich alles dieses genug, wenn ich eine Feder schneide, um mit ihr etwas Gutes über die Geistlichen hinzuschreiben. „Lieber Hasus, sag' ich vorher zu mir selbst, denke wohl darauf, was du vor hast, und wenn du nicht völlig gewis vorher versichert bist, daß dir nicht das Geringste von Witz in deinem Aufsatze entfahren wird: so stehe davon lieber ab; wir beyde werden sonst verbrannt, und die Rezensenten stechen uns mit ihren Bienenstacheln ganz todt." Alsdann beobacht' ich ein anderes und behutsames Verfahren, und stelle mich vor meinen **Schriftkasten**, in dem blos **Schreibelettern** stehen, wie gewöhnlich hin. In diesen Kasten — ich schließe aber vorher die Augen zu — greif' ich mit einigen Anstand, und hebe nach und nach aus ihm so viele Buchstaben heraus, als zu einem guten Aufsatze etwan vonnöthen sind, welches ein guter Kunstrichter leicht bestimmet. Dann ist der Aufsatz, wie es scheint, so weit gebracht, daß er ohne weiteres Künsteln in die Druckerey schon reifen kann, um da durch Drucklettern erst recht vervielfältigt zu werden. Es ist wohl natürlich, daß solche Arbeiten nicht anders als gut ausfallen können: denn der Zufall machet sie offenbar, welcher wie bekannt einer unserer besten Schriftsteller ist; daher gute Athenisten ihm nicht nur die Schöpfung der Welt, sondern auch der Iliade zuschreiben, und gerne für beyde ihm das Macherlohn nicht verweigern. Man dürfte sich

um das reichliche Lob, womit man bisher meine theologischen Aufsätze belegte, leicht erklären können, da sie nämlich von keiner ungeschicktern Hand herkommen, als von der, die man schon seit tausend Jahren in der schönen Iliade zu bewundern, nicht ermüden will.

Auch der folgende Aufsatz stammt aus meinem **Schriftkasten** ab, der wie es scheint der **Futterkasten** aller Seelen, ein **Spruchkästgen** für Fromme, ein moserischer **Zettelkasten** für mich, und der **Brütofen** der beßten und jüngsten Wahrheiten ist. Ich will freylich hoffen, daß in diesem Aufsatze Witz und Wahrheit genug vermieden worden: allein hätte sich dergleichen in ihn dennoch eingeschlichen; so weis eine billige theologische Welt zu wohl, daß blos dem Schriftkasten und dem Zufalle davon die Schuld zu geben ist, als daß sie dafür mich unschuldiger Weise zur Rechenschaft ziehen und verbrennen solte.

* * *

Man bedenkt es zu wenig oder gar nicht, daß man den **Rock** (d. h. den Stand) verschonen müsse, wenn man den **Mann** anfället, so wie man in Siberien die Zobelthiere ohne Verwundung ihres kostbaren **Felles** zu erschießen sucht, welches auch mit **bleyernen** Bolzen gar leicht zu thun ist, und daß nur schlechtdenkende Satyriker mit ihren Pfeilen Rock und Mann zugleich durchlöchern. Was thun aber

gleich-

gleichwohl die anders, welche schlecht genug denken können, um durch Satyren den Rock oder die Kleidung der Geistlichen anzufechten? Ein guter Staat solte so etwas eigentlich gar nicht leiden; wenigstens, will ich es nicht leiden, sondern auf der Stelle die beste Schutzschrift für ihre Kleidung — sie ist zugleich die anzüglichste Schmähschrift auf die gedachten Satyriker — fröhlich ausarbeiten.

Das vorzüglichste Geschäft der Geistlichen ist, wie bekannt, unaufhörlich mit den Teufeln zu fechten, und die besten **Religionskriege** mit ihnen zu führen. Denn leider hören ja die Teufel bis auf diese Stunde noch nicht auf, geschickt auf die **Universalmonarchie** der Seelen Jagd zu machen, und sie hatten sogar schon einigemale einen Stadthalter in Rom. Glücklicher Weise sind unzählige Geistliche mit verschiedenen **Windbüchsen** da, und auch mit gutem **Feuergewehr**;*) diese jagen den Teufeln die besten Seelen ab, lassen **Avokatorien** ausgehen, und singen schon oft genug das Te Deum statt eines Kanzelliedes: gewis verdienen diese kühnen Streiter es wenig, daß der Satan sie so oft wider alle Billigkeit als seine Sklaven fortführet, und es wäre zu wünschen, ich hätte soviel Geld, wie irgend ein König, so würde ich gern diese armen Christensklaven aus

*) Der Verf. meynt vermuthlich nur einen Pater Mevz und seine Gesellen.

der Barbarey loskaufen. Ich will aber zeigen, warum ihre Montur schwarz ist — sie ist es nämlich, weil die ihres Feindes es gleichfalls ist. Denn es ist bekannt, daß der Satan und alle schwarze Husaren, die er unter seine Fahne geworben, sehr viel aus der Schwärze machen, und ihr ganzes Wesen gern damit tingiren. *) Warum solten nun hier die Geistlichen nicht zu einer völlig unschuldigen Kriegslist ihre Zuflucht nehmen dürfen? Wenn sie nämlich sich anstellen — und das ist leicht — als ob sie selbst mit unter die Schwarzen gehörten: so spielen sie dem Satan einen verdammten Streich; sie rekognoscieren seine Stärke unangetastet, und thun ihm unter dem Deckmantel seiner Parthey manchen Schaden. Am besten fahren freylich die Geistlichen dabey, die mit dieser Farbe nicht blos ihren Rock, sondern auch ihr Wesen aufputzen; diese vermag der Satan dann vollends gar nicht von seinen Freunden zu unterscheiden, und sie können mit aller Gemächlichkeit hinter seine Stärke und seine Geheimnisse gelangen: aber auch diejenigen Priester, an denen nur der Rock schwarz ist, machen dem Teufel ein Blendwerk vor, der sie hernach ohne Bedenken zu den Advokaten schläget, die

*) Diese Schwärze haben nicht wir Christen zuerst am Teufel bemerkt, sondern schon die Heiden gaben sie ihrem Teufel dem Pluto; seine Priester und seine Opferthiere waren daher schwarz.

die an manchen Orten (in Paris) in einem schwarzen Anzuge herumlaufen.

Man kann hier bemerken, daß die gewöhnlichen Schutzredner der geistlichen Kleidung ihrer Sache wahren Abbruch thun, wenn sie die Unterscheidung von andern zur Absicht dieses Anzugs machen. Wie? Der schwarze Rock soll die Montur seyn, die einen Prediger von andern auszeichnet? Wenn das ist: so unterscheide ich mich auch von andern Menschen, wenn ich zuweilen närrisch bin. Aber dieses Unterscheidungszeichen hänget ja an allen; in der Trauer geht man schwarz; an den ersten Festtagen träget sich der Zuhörer so gut schwarz, wie sein Prediger; selbst der Stutzer gauckelt in schwarzen Flügeldecken herum; obrigkeitliche Personen, und an vielen Orten die Advokaten zieren sich mit einem schwarzen Gefieder, und sogar die Haut ganzer Völker ist mit dieser Farbe überschattet. Mich dünkt, was ich mit jedem gemein habe, das kann mich nicht mehr von jedem unterscheiden. Zum Glücke ist auch eine so lächerliche Absicht den Geistlichen niemals in den Sinn gekommen, und sie würden gewis einen bessern Weg, sie zu erreichen, einzuschlagen verstanden haben. Ich wolte wetten, sie hätten dann alle zur weißen Kleidung gegriffen; diese trägt fast niemand, als zuweilen die Frauenzimmer und als die Unschuld, die noch dazu ur selten erscheint. Die weiße Farbe ist die Flagge

des Christenthums, und in seinem Wappen die schicklichste Tinktur; daher giengen auch in ihr die Priester der Alten und der ersten Christen, desgleichen sieben Tage lang die Neugetauften; und sie rühret so sehr, daß mich verschiedene Frauenzimmer, nachdem es andere mit **weißer Schminke** vergeblich versuchet, mit **weißer Kleidung** zu ihrem größten Vergnügen wirklich gefangen haben. Also wie gesagt, hätten sich die Geistlichen durch den Rock ausnehmen wollen: so hätten sie sich weiße Kleider bestellet, wenigstens wären sie doch wahrhaftig gleich den Schornsteinfegern am Sonntage weis erschienen.

Mit wahrem Vergnügen nehme ich wahr, daß ich nicht nur sehr geschickt die geistliche Kleidung von der Andichtung, daß sie unterscheiden sollen, wirklich losgemacht, sondern, daß ich auch ganz gut ihre wahre Bestimmung ins Licht gesetzt, nämlich eine spashafte Aehnlichkeit mit dem Teufel zu verleihen, der von den Geistlichen stets angefallen wird: So behauptet der große Origenes, daß die ersten Eltern sich in die Haut der Schlange gekleidet, die sie berücket hatie. Allein es wäre überaus schlecht von mir gedacht, wenn ich schon aufhören wolte: Ich entdecke daher noch gar viele und wirklich gute Bestimmungen an der geistlichen Kleidung.

Denn sie macht ferner auf eine auffallende Weise jeden, der sie trägt, ausnehmend heilig, welches mir

lieb

lieb seyn kann. Ueberhaupt ist zwischen einem Rock und einer Seele fast gar kein Unterschied, und die Güte des einen läßet sich ohne die Güte der andern vielleicht nicht denken. Daher haben freylich die offenbar Recht, die behaupten, daß das ganze jüngste Gericht darin bestehe, daß wir sämtlich von den Engeln in ein großes **Gewandhauß** gefahren werden, wo das Tuch, das jeder bey seinen Lebzeiten getragen, genau und unpartheyisch befühlet und geschätzet wird, und daß nur diejenigen wirklich verdammt würden, die als Böcke schlechte Tuchwolle und keine spanische, und mithin kein Kleid der Tugend anhätten. Daher ahmet man am Hofe das jüngste Gericht sehr nach, und sieht die Person nicht an, sondern blos den Rock; selten wird da ein guter Rock verkannt, und man schätzet zu allen Zeiten an ihm Witz und Verstand sehr. Was das schöne Geschlecht anlangt: so fließet die Schönheit, womit es uns das Herz abgewinnt, und uns vor sich auf die Knie niederdrückt, gänzlich aus seinem Anzug her, und keine wohlgekleidete Dame wird es in Abrede seyn, daß sie schön genug ist, und vielleicht fast zu viel Leim an sich träget, um die Flügel des Amors an ihrem Körper als einer Leimstange ordentlich anzukleben. Wird nun Verstand und Schönheit vom Anzuge ganz und gar verliehen: wie viel leichter Frömmigkeit, die so weit unter beyden stehet! Daher ist es zur Tugend gar nicht

vonnöthen, daß man ein stark besetztes buntes Kleid anhabe; sondern es ist schon völlig hinlänglich, wenn man nur einen gewöhnlichen schwarzen Rock anzieht; dieser schenket vielleicht mehr Heiligkeit als ein ganzer Ozean von **Weihwasser**, und man kann es fast für einerley ansehen, den alten Adam aus- oder einen schwarzen Rock anziehen. Den Grund davon auszuspüren, dazu gehöret vielleicht die beste Nase; ich glaube aber doch, nicht ganz von der Wahrheit abzukommen, wenn ich behaupte, daß die Sache völlig so ist: Die schwarze Farbe — das hat Newton so lange er lebte, gesagt — schluckt die meisten Strahlen ein, und giebt die wenigsten von sich; nun bestehet offenbar der Geist der Frömmigkeit in etwas Aehnlichem, in einem innern Lichte, das sich nicht mittheilet, und dessen Versteckung die meisten mit dem Nichtdenken augenscheinlich verwechseln; es kann also, wo der schwarze Rock ist, diese innere Beschaffenheit der Seele, da der Körper auf die Seele einen allmächtigen Einfluß hat, und da sie sich nach ihren täglichen Empfindungen modelt, wohl nicht lange aufsen bleiben. Dazu kommt die Erfahrung, die auf alles dieses ein besonderes Notariatssiegel drückt. Man ziehe nämlich einem wohldenkenden Geistlichen — in vielen Fällen glückt die Probe — das Priesterkleid aus, und thue ihm einen Ueberrock, der aber eine andere Farbe haben muß, fertig um, und bringe ihn

dann nach dieser Reduktion in eine Gesellschaft, welche werth ist, aufgehangen zu werden: Wenn er da nicht noch mehr spaßet, schwöret, lärmet, verläumdet als sie: so bin dafür ich werth aufgehangen zu werden; aber ich kann hoffen, daß er noch schlimmer ist. Und dennoch rühret diese ganze Veränderung desselben, die den Grundsatz nemo fit repente turpissimus genugsam widerleget, von einer bloßen Veränderung seiner Kleidung her: Denn man gehe nur weiter, und gebe ihm den schwarzen Rock wieder und heb' ihn auf die Kanzel: so wird ein wahrer Heiligenschein aus seinem Kopfe dringen, seine Zunge wird die Luft, in die heiligsten Bewegungen setzen, er wird die Tugend mit den holdesten Farben vor die Augen eben dieser schlimmen Gesellschaft mahlen und überhaupt so reden, daß ich den Klingelbeutel nicht mehr höre, und ganz gerührt wieder fortgehe: So giebt es einige Vögel, die ihren **fremden** Gesang allezeit vergessen, wenn sie sich **mausen**, und die ihre Kehle mit ihrem Gefieder ändern. Ich wünschte nur, der Leser zöge jetzt einen alten schwarzen Rock zum Spaße an, so würde er finden daß ich recht habe, und daß er dadurch von seiner alten Bosheit, Intoleranz und andern Fehlern auf der Stelle genug verlohren habe. Wenigstens erinnere ich mich noch wohl, daß ich einmal, da ich einen Freund zu Grabe begleitete — mir einen schwarzen Rock borgen mußte, und in ihm

her-

herumgieng: Lieber Himmel! Warum machst du mich nicht alle Tage so, wie ich damals im gedachten Rocke war, indem ich einen schlechten Satyriker abgab, an verschiedene Sterne dachte', und den Tod, dessen Glieder auf dem Gottesacker umherlagen, gern ansah und anfühlte. . . Wahrhaftig, der alte Rock wirkt so in mich, daß ich jetzt wieder weine . . .

Es ist so schwer, ein Geistlicher zu seyn, es fodert so viele Verläugnungen in dem fortreißenden Wirbel der Freuden und Beyspiele, daß wir alle ausserordentlich froh seyn solten, daß nur ein schwarzer Rock im Stande ist, ein so seltenes und wichtiges Wesen zu erschaffen. Ich denke jetzt an die Kleider und an das Schweißtuch Pauli: Ich wolte, ihr wäret Mode, oder es könnte euch der Doktor statt des Doktorhutes kaufen; denn ihr konntet jeden heilen, der euch angrif, und das kann der beßte Doktorhut selten. Aber wir können doch etwas kaufen, das euch noch übertrift; wir können nämlich uns einen schwarzen Rock erhandeln, der die Seele wieder herstellet: Denn mancher Geistlicher verrichtet lediglich mit seinem Rocke die größten Wunder der geistlichen Kuren an sich und an andern. Glücklich sind also wohl die meisten Länder, da in ihnen leicht dergleichen Röcke zu haben sind: man braucht nur ein ordinirtes Wesen hineinzustecken; so hat man ein großes Pflaster gegen gefährliche Wunden des Geistes.

Wenn ich mich nicht irre, so ist der Baron o Cahill ein überaus verständiger Mann; denn er giebt den Rath, die Artilleristen mit einer schwarzen Montur zu begaben, weil sie dann noch erschrecklicher seyn würden, und weil — diesen letzten Grund füge ich hinan — auch dann ihre Gestalt mehr ihrem Geschäft entspräche. Ich wolte, dieser Baron wäre da bey mir; er würde es gewis gern sehen, daß ich seiner Meynung bin, und ein gleiches sogar von den Geistlichen behaupte, die ja ebenfalls mit den Teufeln kriegen, und vor Zeiten noch mehr den Artilleristen „gleichen, indem sie nicht mit Kanonen, sondern gar mit Scheiterhaufen verwüsteten.

Ich gebe denen meinen ganzen Beyfall, welche die schwarze Kleidung dem traurigen Geschäfte eines Priesters angemessen finden. Denn in der That, es sey, daß man ein Christ ist, oder daß man Christen macht, so thut man allezeit etwas überaus trauriges. Man stirbt dadurch der Welt sehr ab, und legt sich über diesen Tod in Halbtrauer. Leider ist jene richtigere Vorstellung vom Christenthume, die dasselbe zu einer **Pönitenzpfarre** machte, und die christliche **Kirche** als ein ordentliches **Trauerhaus** vorstellet, jetzt eben nicht mehr häufig, und wird es immer weniger; aber um destomehr dürfte man dafür zu sorgen haben, daß die einzigen Ueberbleibsel jener Vorstellung, nämlich die traurige Schwärze des geistlichen

chen Anzugs sich nicht endlich auch verliehren. Ja man könnte auf diesem Wege noch den zweyten Schritt thun: denn da der Geistliche von dem Gegenstande, den er behandelt, wie ein Chamäleon seine Farbe entlehnet; so thäte er wohl, wenn er sie eben so oft änderte. Denn wie die Altäre zu Weyhnachten und Ostern weiß, zur Fastenzeit grün, in der Marterwoche schwarz, und zu Pfingsten roth gekleidet werden: so solte ein Geistlicher gleichfalls von den verschiedenen Festen seine Kleider färben lassen. Warum predigt er am Bußtage Nachmittags in derselben Farbe, in der er Vormittags auftrat, da er doch hier über das Alte, und dort über das neue Testament prediget? Nicht so die Rapsodisten, die die Odyssee in blauer Kleidung, und die Iliade in rother absangen. Ja was mich anlangt: so würde ich die Sache gar zu weit treiben; ich würde, wenn ich in meiner Predigt zuerst das Gesetz und hernach das Evangelium vorzustellen hätte, wahrhaftig in die Fußstapfen jenes bekannten Mannes treten, dessen Kleid zum Unterfutter ein Tuch von anderer Farbe hatte; ich würde nämlich mit einem ähnlichen Kleide die Kanzel besteigen, damit ich, wenn der erste Theil in einem gesetzlichen schwarzen Kleide gehalten wäre, dann nur das Kleid umwenden, und mit einem rothen zum zweyten und evangelischen Theile schreiten könnte, worüber gewis jeder, und ich selbst recht sehr lachen würde.

Dieses sind die wenigen Gründe, die mich bisher abgehalten, mit dem Geschrey gegen die geistliche Kleidung auch das meinige zu vereinigen, und nach denen ich nicht anders, als der Meynung seyn kann, daß die Geistlichen, so gut wie sonst, ihre Bücher schwarz eingebunden seyn müßen ... Aber auch ihre Perrücken verdienen meinen ganzen Beyfall.

Denn sie und der große Hannibal setzen solche aus gleicher Absicht auf; um nämlich den Feind zu überlisten. Hannibal machte durch sie, sich bey dem Rekognosciren vor den Römern unkenntlich; die Geistlichen bewirken durch sie bey den Weltmenschen, daß diese sie für keine Geistliche ansehen, welches ihnen fast allemal gelingt, da die **Materie** und die **Bestimmung** der Perrücken zugleich mit dem Laster in Verbindung stehen. In der That siehet ein schweitzerischer oder englischer Prediger mit seinem eignen ungeschmückten Haare viel zu ehrwürdig und zu simpel aus, und man vermisset an ihm sehr diese **Decke Mosis** von hinten, welche seinem Kopfe den Heiligenschein so gut nehmen könnte. Hingegen, wenn man auf den Köpfen unserer Geistlichen dieses architektonische **Laubwerk** siehet, so freuet man sich merklich, daß erstlich wenigstens die Aussenseite ihres Kopfes — denn die alten Theologen verfluchten die Perrücken — sich mit **poetischen Figuren** verzieret, und etwas von der **Kultur** annimmt,

nimmt, und daß sie zweytens wie Narren aussehen, statt, daß die Damen mit ihrem Kopfputze blos wie Närrinnen ihnen vorkommen. Zu wünschen aber wär' es, daß sie nicht auf dem halben Wege ihrer Verschönerung stehen' blieben, sondern auch mit den übrigen Erfindungen der Mode sich umhiengen, da sogar schon Juden ihnen das Beyspiel geben, und in Berlin jetzt allgemein, troß ihren alten Rabbinen sich Haarbeutel anbinden lassen. Solte man beyläufig aber in Zukunft nicht mehr darauf denken, Menschen, deren Haare zu Perrücken taugen, an den Galgen zu hängen: so seh' ich in der That gar nicht ab, wie künftig, da die Lustseuche immer mehrern kahlen Häuptern aus der großen Welt schöne Perrücken aufsetzet, die Geistlichen noch in einem anständigen Kopftracht erscheinen wollen, und ich besorge, es fehlet zulezt ausser den Köpfen auch an Perrücken selbst, die in der That wahre aus Haaren gewirkte Köpfe sind. Die Obrigkeit bedenke dieß nur nicht zu spät, und sage selbst, ob sie es wol gestatten könne, daß die **Unkeuschheit** der **Eitelkeit** ihren Kopfputz nimmt, und ihn selber aufsetzet.

Dazu kommt noch, daß es einen Geistlicher, dem der wohlfeile Ankauf seiner Kleidung viel zu wenig Kosten macht, ein wenig sehr erschweret würde, das Gelübde der Armuth zu halten, wenn nicht der hohe

Preis

Preis der Perrücken dieser Ersparung einigermaßen wieder das Gleichgewicht hielte, und sie tragen gewis viel dazu bey, daß selten einer etwas hat. Wenn die Perrücken noch gar den Nutzen hätten, daß sie den Geistlichen weniger Bücher zu kaufen erlaubten, so spräche für ihre Beybehaltung ein neuer Grund und auch Männer, die sonst nicht gelinde und modisch denken, würden es nicht mißbilligen, daß die Perrücken die Köpfe ein wenig zieren, da sie selbige auch zugleich oft ein wenig verfinstern.

J. P. F. Hasus.

---

* * *

Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist wohl nicht der erste in der Welt, der sich über die schwarzen Röcke und Perrücken der Geistlichen lustig macht. Schon lange hat ihre eigenthümliche Tracht der Satyre Stof geben müssen; und niemand hat ihn besser zu benutzen gesucht, als die, welche das Christenthum eben so gerne als seine Diener mit samt ihrer schwarzen Kleidung abschaffen mögten. Das Einfältige und Niederträchtige, das in der Absicht liegt, von einer schwarzen Kleidung Gelegenheit hernehmen wollen, die Religion, oder auch nur ihre Diener anzuschwärzen (welche Absicht ich jedoch dem Verfasser des Aufsatzes nicht zutraue, ob er schon manchmal über die Schnur hauet) verdient nicht einmal gerügt zu werden. Was geht der Religion ein schwarzer Rock an, was hat sie mit den Perrücken zu schaffen? Und ihre Diener heut zu Tage sind auch nicht Schuld, daß sie eine eigne Uniform tragen, und eine Leibfarbe haben. Wenn es den vielen unter ihnen nachgienge, so würden sie sogar auch in der Kleidung mit dem Stifter ihrer Religion und seinen Aposteln übereinkommen, als welche sich auch nicht in diesem Punkt von andern Leuten auszeichneten, und welche nicht einmal nur einen Wink gaben, daß ein christlicher Lehrer sein Ansehen wie die Pharisäer von dem Rock herholen solte. Nur die Mönche, deren Erfindungen

immer

immer nicht die beßten gewesen sind, waren es, die zuerst auf eine Aenderung der Kleidung verfielen, und welche die schwarze Farbe ihrer allein würdig hielten; wiewohl sie auf diese eitlen Gedanken nicht früher als etwa im fünften Jahrhundert kamen. Und da diese neue Mode den Mönchen bey dem Volk, wie sonst den Pharisäern ihre alte bey den Juden, Glanz und Heiligkeit gab, so bekamen auch die Bischöffe und Priester Lust, solche nachzuäffen, und sie erlangten denn auf dem sechsten Konzilium die Erlaubniß, nicht nur durch einen schwarzen Rock, sondern auch durch ein gewisses weißes Feldzeichen, nämlich den Ueberschlag, zu schimmern.

Demohngeachtet ward die neue Tracht noch lange hin nicht allgemein. Noch im vierzehnten Sekulum trugen viele Geistliche, z. B. in Schlesien, Modekleider sowohl von grüner als von rother Farbe, lange und kurze Ermeln, wie man sie haben wolte, wie auch genähte und spitzige Schuhe. Und es wird die Zeit wohl auch noch kommen, wo man die Mode der schlesischen Geistlichen im 14ten Jahrhundert wieder hervorsucht — wenigstens wird sie noch vor dem 20sten Jahrhundert aufgebracht werden. Dann wird man es sicherlich für keinen Uebelstand mehr halten, wie in unsern aufgeklärten Zeiten, wenn man in einem andern, als in einem schwarzen Rock predigt, und es

sich wohl nicht einfallen lassen, dem die Kanzel zu verbieten, der das mönchische Kostüme beleidigt.

Doch könnten wir am Ende des 18ten Jahrhunderts einstweilen einen kleinen Anfang, mit der Reformation mancher überflüßiger Priesterzierrathen, wie z. B. des langen Priesterrocks, des weißen Chorhemdes, und des feinen Ueberschlägelchens machen. Es sieht doch in der That gar zu komisch aus, und gereicht wohl gar nicht zur Erbauung, wenn man sieht, wie so mancher brave Volkslehrer auf der Kanzel in einem Gewand figurirt, in das sich ein Reuter mit samt seinem Pferd einwickeln ließe — mit den zwey Ellen langen und einer halben Elle weiten Ermeln desselben, nur blos Wind zu machen scheint, sein schmutziges Chorhemd, das, um dem Gotteshauß die Kosten zu ersparen, nur alle heilige Zeiten in die Wäsche kommt, mit dem Schnupftuch einmal nach den andern abwischet, und sein Ueberschlägelchen, das zuweilen bis zur Herzgrube hinabreicht, und sich alle Augenblicke verkrüppelt, mit Mühe wieder in Ordnung bringt, oder es immer anfühlt, ob es auch noch an seiner Stelle ist. Von dem Kragen, der noch hie und da den Priester ziert, will ich gar nichts sagen. Denn der ist an und für sich schon so lächerlich, daß er manchem, der ihn trägt mit dem Prädikat des Mannes, den Gottsched abgeschaft hat, und Möser wieder

her=

herbringen will, beschenckte. Er hat zwar auch seinen Nutzen, denn ich habe gehört, daß ein gewisser Prediger gewöhnlich seine Schnupftobaksdose, die freylich klein ist, in den Falten desselben aufbewahre; aber dies kommt wohl nicht gegen die Beschwerde in Betrachtung, da er den Kopf in einer größern Steifigkeit erhält, als die strengste Halsbinde des Soldaten, dem Prediger alle Blicke in sein Konzept vereitelt, und der Pfarrfrau zu Hause nicht ohne viele Mühe einen Kuß beybringen läßt. Ein Glück, daß dieser unselige Priesterzwang nicht überall herrscht, und an den meisten Orten eben so wie die Meßgewande verabschiedet wurde. Wenn doch nur der andere Ueberfluß gleiches Schicksahl hätte! Mögte es doch recht viele Spalatine geben, welcher einsmals einem Pfarrer zu Schneeberg seinen Chorrock versteckte, und ihn dadurch nöthigte sich daran zu gewöhnen, ohne Chorrock et appendix zu predigen. So lange kein ähnliches Mittel dagegen ergriffen wird, so lange wird es wohl mit der vorgeschlagenen Reformation nicht durchaus glücken; weil nämlich manche Priester in ihren Amtsornat wirklich allzuverliebt sind. Ich kenne mehr als einen braven Mann, der sich verunehrt hielte, wenn er eine Stunde ohne seine priesterliche Kleidung bliebe. Er hauet im Priesterrock und Ueberschlag Holz, setzt sich damit aufs Pferd,*)

*) Manche reiten auch damit Parforce — wiewohl wider Wil-

macht darin Visiten, und würde auch jenem Kavalier nachahmen, der seinen Orden nicht einmal beym Schlafengehen ablegte, wenn die Federn den schwarzen Kleidern nicht so gefährlich wären.

Man wird denken, weil manchen Pfarrern ihr Amtsschmuck so theuer und werth ist, daß sie in ihm wenn es erlaubt wäre, sogar in die Redoute giengen; so mögte es wohl noch weit mehr Ueberwindung kosten, wenn sie ausser ihrem Amte ein buntes Kleid anWillen. Als z. B. unter der Regierung weil. Markgrafs Friedrich zu Bayreuth einige fehlerhafte Parforcepferde ausgemustert wurden, so kaufte sich ein ehrlicher Landpfarrer eines dieser Thiere, und gebrauchte es viele Jahre sehr wohl, wenn er sein Filial zu besuchen hatte. Da er aber einsmals wie gewöhnlich in seinem Priesterrock und Ueberschlag aufs Filial ritt, so traf es sich gerade, daß der Markgraf in der Gegend jagte, und kaum hörte die Rosinante unseres geistlichen Ritters das Jagdgetümmel und das Gebell der Hunde von weiten, als ihr alle ihre alten Parforcegedanken wieder rege wurden, und sie über Hecken und Gräben gerade auf die Metten losrannte, und ihren Ritter, der alle seine Equipage verloren hatte, den Augen des Markgrafen darstellte. Der Marggraf konnte sich nicht satt lachen, fragte den hundert Entschuldigungen vorbringenden Geistlichen: Ob er schon mehrmals Parforce geritten sey, rieth ihm, in Zukunft bey seinen Filialritten leichtere Equipage zu führen — und was das Beste ist, ließ ihm einen guten Wildpretsbraten in seinen Mantelsack stecken.

anlegen solten. Und es ist freylich so. Nur einige junge Geistliche, die an der Heterodoxie laboriren und die Federmützen nicht leiden können, machen eine Ausnahme. Aber es ist doch nicht verboten, wird man sagen, in Gesellschaften, auf Spaziergängen, auf Reisen und bey andern Gelegenheiten, einen hell gefärbten Rock zu tragen. Das ist es freylich nicht — aber es ist auch nicht geboten; und darum ändert man auch die Kleidung nicht. Gut wäre es indessen immer, wenn ein landesherrlicher Befehl ausgienge, daß die Geistlichen, wenigstens auf den Jahrmärkten, eine andere als eine schwarze Figur machten. Wer nur die Jahrmärkte besucht, der wird sehen, daß immer ein kleines Korps von allerley Sorten von Landgeistlichen angezogen kommt, deren schwarze Propreté mit den hundertgestaltigen oft vom Wind und Wetter kläglich entlockten Perrücken, aller Welt das schadenfroheste Spektakel giebt. O wie beseufze ich zuweilen meiner guten Amtsbrüder Schicksal, wenn ich so sehen muß, daß sich die böse Welt über sie lustig macht; aber wie sehr oft habe ich auch gewünschet, daß sie doch ihre schwarzen Röcke und ihre Ellenlangen Perrücken, die auf dem Jahrmarkt allen Respekt verloren haben, zur Ehre unseres Standes mögten zu Hause gelassen haben!

Da ich eben der Perrücken gedacht habe, so finde ich mich darauf geführt, auch besonders über diese, ein

Wort zu sagen. Der Herr Verfasser des satyrischen Aufsatzes macht sich nämlich auch über diese her, und ich hätte gar nichts daran auszusetzen, wenn er sie nur gekämmt, und nicht gestriegelt hätte. Wirklich ist seine Satyre zu bitter, bitterer als je Swift eine gemacht hat; aber ich denke: man bessert durch dergleichen Satyren auch nicht einmal die Perrücken. Vielleicht bewirkt man ihre Reformation weit eher, wenn man über sie klagt, als wenn man über sie spottet. Und zum Klagen über sie geben sie wirklich Stof. Sie sind nämlich im Grunde nichts weiter als eine neue und noch dazu eitle Modetracht, die kein frommer Pfarrer mitmachen solte. Wer einen Großvater hat, der kann von ihm erfahren, wenn sie aufgekommen sind, und wer die Portraite aller Geistlichen in seinem Zimmer des Anschauens würdiget, der kann an ihnen sehen, daß es so lange noch nicht ist, daß die Geistlichen eine Decke von ihren eignen, und noch überdies unfrisirten Haaren auf ihren Köpfen trugen. Aber die Perrücken sind nicht blos eine neue, sondern auch lästige, theure und verächtliche Mode. Ich will von meiner eignen Erfahrung reden. Ich habe deren immer ein halb Dutzend im Vorrath. Da ich auf dem Lande wohne, und der Friseur nur alle Vierteljahre einmal sich nach ihnen erkundigt, so muß ich meist selbst ihr eigner Pfleger und Wärter seyn. Wie viel Mühe, Zeitverlust und Aergerniß es mich kostet,

diese

diese Zierden meines Haupts in Ordnung zu halten, das ist über alle Beschreibung. Und wenn ich noch soviel an ihnen gethan habe, so ist oft in einer Nacht durch die impertinenten Mäuse, von denen mein altes Pfarrhaus wimmelt, eine totale Zerstörung wieder angerichtet. Doch wenn sie nur auch nicht einen so schädlichen Einfluß auf meine Sparbüchse hätten! Zwey Dukaten darf ich wenigstens alljährlich anwenden, um ihren Abgang zu ersetzen, und ihre Ausbesserung zu veranstalten. Ach wenn ich dieses so sauer erworbene Geld auf den Einband meiner Bücher verwenden könnte, da ich es zu einem überflüßigen Einband meines Kopfes verschwenden muß! Ich darf auch wohl darüber seufzen, daß sie mir in warmen Tagen alles mein Blut nach dem Kopf treiben, und mich schon öfters auf der Kanzel halb ohnmächtig gemacht haben; des Schweißes, den sie mir gewöhnlich auspressen, und der Flüßigkeiten, die sie mir aus ihren von der Wärme aufgelößten Fettigkeiten über das Gesicht herabströmen, will ich gar nicht gedenken. Lieber will ich sagen, daß sie mir durch ihren schweren Druck auf mein zartes Haupt, und durch die zurückgehaltene Ausdünstung nicht nur mancherley Flüße zuziehen, sondern auch meine Gedanken einengen. Doch ich wolte mir auch dieses noch gefallen lassen, denn auf die Gedanken kommt vor der Welt ohnedem nicht sehr viel an, wenn sie mir nur nicht ein so ob-

soletes Ansehen geben, und auf meinen Reisen in katholische Länder, eine durchgängige Spötterey und Verachtung zuziehen würden. Was den ersten Punkt belangt, so leidet es gar keinen Zweifel, daß die so oft belobte Perrücke meine ganze Person häßlich verunstaltet. Sie macht mich nicht nur weit älter, als ich wirklich bin, sondern macht mich auch allen Kindern fürchterlich. Und nur ihr, habe ich es zu danken, daß ich, da ich aufs Heirathen ausgieng, von allen schönen und reichen Frauenzimmern den Korb bekommen habe, und zuletzt mit einer armen und noch dazu heßlichen und alten Kammerjungfer vorlieb nehmen mußte. Das allerübelste aber für mich ist das, daß sie der Spion ist, der mich in katholischen Ländern als einen Ketzer verräth; und man weis ja wohl, wie man den Ketzern zu begegnen pflegt. Wenn mich auf der Straße kein Mensch grüßet, wenn mir Niemand den Fußsteig zeigt, wenn ich oft in den Gasthöfen keinen Bissen Brod bekommen kann, und wenn man mich in allen Gesellschaften bespöttelt; so darf ich nur denken, daran ist die abscheuliche Perrücke schuld. Gewiß so lange unsere Geistlichen die Perrücken nicht ablegen, so lange ist wenigstens, Masius und die Jesuiten mögen sich auch noch so viele Mühe darum geben, keine Religionsvereinigung mit den Katholiken möglich.

Wer denn also die Perrücken abschaffen könnte, der wäre ein Wohlthäter des Menschengeschlechts, und

ver=

verdiente eine Ehrensäule. Ja ich glaube, der würde sich mehr Verdienst erwerben, als wenn er blos einen Glaubensartickel reformirte. Denn wie uns der wahrhaft orthodoxe, und gewis fromme Gerbert sel. Andenkens, versichert, so gehört das Perrückentragen auch unter die unerkannten Sünden, und mithin würde der Reformator derselben bewirken, daß in Zukunft viele Millionen Sünden von den Geistlichen weniger begangen würden, welchen Erfolg die Abschaffung oder Modifikation eines Dogma schwerlich haben kann.

Jedoch wenn meine Klage auch weiter nichts fruchtete, als daß sich manche hochwürdige Herren künftig nicht mehr weigern, einen jungen Geistlichen, weil er sein eigenes Haar trägt, zum heil. Predigtamt zu ordiniren; so hätte sie schon viel gefruchtet!!!

Verbesserungen.

Seite 5. Z. 7. v. u. statt Pahlme l. Pochline.

Seite 16. Z. 10. v. u. ist nach dem Wort gedencke zuzusetzen: nach der mehrern Zahl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogel, Erhard Friedrich, 1750-1823

Raffinerien für raffinirende Theologen

Bd.: 2 (1786)

Berlin [u.a.] [i.e. Bayreuth u.a.] 1786
Res/Th.u. 476 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10928317-1
VD18 80086268-001